P. o. angl.
465
mk 13/16

P. o. angl. Warren

465 mk

(13-16

Aus dem

Tagebuche eines Arztes.

Von

Samuel Warren.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Dreizehntes bis sechszehntes Bändchen.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

Erstes Kapitel.

Sie ist wahnsinnig.

Nie heirathete ein Mann unter günstigeren Umständen als Sir Henry Harleigh. Er war der Nachkomme einer alten Familie und im Besitz eines großen Vermögens, seine Braut dagegen die schönste Blüthe in der Familie eines ausgezeichneten Edelmannes; gewiß Elemente genug zum höchsten Glücke und Grund genug zu den Glückwünschen der zahlreichen Freunde, die sich bei dem glänzenden Hochzeitsfeste eingefunden hatten.

„Der Himmel segne Dich, meine liebe Anna!" schluchzte ihr ehrwürdiger Vater, indem er sie in die Arme schloß, als Sir Henry herantrat, um sie zu dem Reisewagen zu führen; „und mögen dies die letzten Thränen sein, die Du zu vergießen Veranlassung findest." Das zitternde und erröthende

Mädchen konnte nicht antworten; sie nahm den Arm ihres schönen Mannes und ließ sich fast besinnungslos durch die Gäste oben und die Diener unten an den Wagen führen, welcher „das glückliche Paar" in die romantische Wohnung Sir Henry's in Wales bringen sollte. Sobald beide in dem Wagen saßen, wurde der Tritt aufgeschlagen und der Schlag geschlossen. Sir Henry winkte den Hochzeitsgästen, die an den Fenstern des Saales standen, noch ein Lebewohl zu, die Kutscher knallten mit den Peitschen und fort donnerte der vierspännige Wagen.

Der Charakter Sir Henry's war in einigen Stücken von dem seiner Frau ganz verschieden. In seiner Artigkeit lag eine gewisse Zurückhaltung oder vielmehr Melancholie, die von Manchen für die Wirkung frühzeitiger und ernster Studien, von Andern dagegen und wohl mit mehr Recht für ein Erbstück von seiner Mutter gehalten wurde. Es lag in seinem Charakter eine bedeutende, niedergehaltene Energie und trotz seiner gewöhnlichen Ruhe verrieth sich bisweilen sein Ehrgeiz. Lady Anna dagegen war durchaus heiter und lebenslustig, so daß die beiden Gatten gleichsam einer Wolke und einem Sonnenstrahle, oder einem „penseroso" und einem „allegro" glichen.

Sechs Monate nach der Verheirathung kehrte das noch „glückliche Paar" in die Stadt zurück, nachdem es einen großen Theil des Festlandes be-

reiset hatte. Lady Anna sah noch liebenswürdiger aus und ihr Sinn war noch heiterer geworden. Auch ließ sich leicht erkennen, daß das ruhigere Temperament ihres Mannes bereits etwas von ihrer Lebhaftigkeit angenommen hatte, denn er war lustig und lebhaft, wie ihn seine Freunde nie vorher gesehen hatten. Während der ganzen Saison schwamm Lady Anna in Freuden und Vergnügungen; sie war der Abgott ihres Mannes, der Mittelpunkt geistreicher Heiterkeit und der Stern der Mode. Ihr Debüt am Hofe galt für eins der schmeichelhaftesten aus der letzten Zeit und man erzählte allgemein, die steife Eleganz des Königthums habe gleichsam einen Anschein von Interesse verrathen, als die schöne Frau sich vor ihm verbeugt. Ich hatte einige Male Gelegenheit, in Gesellschaften mit der Dame zusammenzutreffen und zu sehen, wie sie von einer Schaar von Schmeichlern umringt war, so daß man hätte fürchten können, sie müsse durch den Weihrauch, der ihr unabläßig gestreut wurde, endlich berauscht werden. — „Welch' liebliches Lächeln!" — „Wie unvergleichlich anmuthig!" — „Welcher Schwanenhals!" — „O, der Harleigh ist ein beneidenswerther Mann!" — „Haben Sie Lady Anna gesehen? — Dort geht sie, dort die lachende Dame in weißem Atlaskleide, die den französischen Gesandten mit dem Fächer auf die Achsel klopft." — „Was? Das ist Lady Anna, die jetzt mit Lord ... walzt? Welch' herrlicher Fuß!

Wie eine Sylphe!" — So konnte man in jedem Ballsaale während der Saison sprechen hören, und ich zweifle nicht, daß der Leser eingestimmt haben würde, wenn er Lady Anna gesehen hätte.. — Wenn ich versuchen wollte, ihre Persönlichkeit zu schildern, so würde der Leser mich beschuldigen, ich borge Hyperbeln von den Novellisten, während ich fühlen müßte, weit hinter dem Originale zurück geblieben zu sein. Es giebt ein Bild von einer jungen Dame von Sir Josua Reynolds, das, wie Viele schwören wollen, ein Portrait der Lady Anna sein könnte. Ein nicht geringer charakteristischer Zug an ihr war die Offenherzigkeit und Natürlichkeit, womit sie ihre Liebe zu Sir Henry eingestand und bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab. Dasselbe galt von dem Baronet. Eines war des Andern Stolz und Freude und beide wurden von Allen beneidet. Ach, wer hätte damals ahnen können, daß ihre Zukunft eine so trübe sein sollte!

Sir Henry hatte große Anstalten zur Einrichtung seiner Winterwohnung in der Stadt gemacht und im Anfange des nächsten Winters sah sich Lady Anna an der Spitze eines so glänzenden Hauswesens, als es ihr Herz nur immer wünschen konnte. Die Zeitungen waren bald angefüllt von Berichten über ihre Diners, sowie über die Bälle, Soiréen und Conversationen, welche die neue „Königin der Mode" gegeben. Sir Henry, welcher seine Grafschaft in dem Parlamente vertrat und

dessen Zeit demnach sehr in Anspruch genommen wurde, da er zu denjenigen Mitgliedern des Unterhauses gehörte, welche arbeiteten, überließ seiner Frau unumschränkte Gewalt zu schalten und zu walten, wie es ihr gut dünkte. Er mischte sich nur selten in ihre heitern Kreise und wenn er es that, so waren seine Gedanken offenbar anderswo. Er gerieth immer tiefer in die Politik hinein, ging fast nur mit Männern um, die seine Neigung theilten, und besuchte häufig die politischen Clubs, — die Klippen, an denen schon so manches häusliche Glück gescheitert ist. Sein Benehmen zeichnete sich durch etwas Würdevolles aus, das nicht selten in Stolz und Hochmuth überging und bisweilen sogar in Rauhheit umschlug. Gleichwohl verzieh man ihm, weil man wußte, daß die Politik alle seine Gedanken beschäftigte. Gegen seine schöne Frau blieb er fortwährend in gleichem Maße zärtlich. Sie hegte keinen Wunsch, den er nicht sogleich zu befriedigen suchte. Wenn man bedachte, welche vielfachen Arbeiten ꝛc. seine politische Stellung erforderte, mußte man sich sogar wundern, daß man ihn so oft in ihrer Gesellschaft im Park und an andern Orten sah; aber

„Wer zählt die Opfer, die die Liebe bringt?"

Manche freilich wollten lange schon eine Reizbarkeit, eine Unruhe, eine Düsternheit an ihm bemerkt haben, die durch seine politischen Beschäftigungen und Bestrebungen nicht genügend erklärt werden

könnten. Sie sprachen von plötzlichen Anfällen von Geistesabwesenheit und von Unruhe, die er nicht verheimlichen könnte, wenn er plötzlich aus derselben geweckt würde. Was konnte ihn so stören? Erforderte der Haushalt mehr Aufwand, als er zu bestreiten vermochte? Hatte er sich eine Leichtfertigkeit, die sich seine Frau vielleicht zu Schulden kommen lassen, zu Herzen genommen? Glaubte er an eins der hundert Gerüchte, die von seiner Frau umliefen wie von jeder hochgestellten Dame? Oder war er besorgt wegen der Folgen irgend eines politischen Schrittes? Niemand konnte darüber Auskunft geben, Viele aber bemerkten die immer mehr in die Augen fallenden Beweise seiner Unzufriedenheit und seines Mißmuthes. Die Beobachtung heftete bald ihre scharfen Blicke auf Lady Anna und entdeckte bisweilen Wolken auf ihrer sonst immer heitern Stirn. Ihr glänzendes Auge verrieth oft Aengstlichkeit; die Farbe wich von ihren Wangen; ihr leichter, heiterer Sinn wich vor häufigen Anfällen von Zerstreutheit; alles Zeichen, welche das Mitleid ihrer Freunde und die Neugierde ihrer Bekannten erregten. Sobald diese Art Neugierde geweckt ist, schlummert die Nachsicht meist bald ein. Man behauptete, sie fühle sich im Beisein ihres Mannes nie wohl und erst sein Weggehen werde das Signal zu ihrer wiederkehrenden Heiterkeit. Merkwürdigerweise schien einer dieser Ehegatten die Ursache der Besorgniß des andern zu sein.

Jeder hatte entdeckt, daß der Andere ihn verstohlen beobachte, seine Bewegungen belausche und selbst sein Gespräch zu behorchen suche; ja Einige gingen so weit und behaupteten, Jeder sei bei solchen Gelegenheiten plötzlich erblaßt. Was konnte die Ursache davon sein? Jedermann wunderte sich darüber; Niemand konnte auf den Grund blicken. Einige schrieben das veränderte Benehmen der Erschöpfung und Ermattung, der Folge des späten Aufbleibens und der fortwährenden Aufregung zu; Andere meinten, es sei vielleicht eine baldige Vermehrung der Familie zu erwarten; Einige deuteten an, Sir Henry spiele, und noch Andere wollten wissen, Lady Anna thue dies. Einige meinten, jedes habe gegründete Ursache, über Untreue zu klagen. Als endlich gar erzählt wurde, Sir Henry habe eines Abends im Club einen Brief erhalten, über dessen Inhalt er völlig erblaßt sei, der ihn so verstört habe, daß er selbst eine große Debatte im Unterhause versäumte, bei welcher er seiner Partei seine besondere Unterstützung zugesagt gehabt, erreichte die Neugierde den höchsten Gipfel. Dagegen konnte aber wiederum Niemand leugnen, daß sie einander mit der größten, ungeheuchelten Zärtlichkeit behandelten. Trotzdem bemerkte man an Lady Anna jeden Tag Spuren zunehmender Aengstlichkeit; der Glanz ihrer Augen, die Farbe ihrer Wangen schwand und ihre Heiterkeit schlummerte ein. „Wie hager sie wird!“ hörte man von

allen Seiten. Man sah beide seltener in Gesellschaft und wenn sie irgendwo erschienen, sah man es ihnen an, daß es ihnen eine Last war. Man hörte Lady Anna seufzen; in ihren Augen schwammen bisweilen Thränen und man bemerkte, daß sie sich mit Gewalt zu sammeln suchte, wenn sie sah, daß Sir Henry sie beobachte, was sehr häufig geschah. Eines Abends saß sie ebenfalls weinend da und die allgemeine Neugierde wurde auf's Höchste gespannt, als Sir Henry zu ihr trat, ziemlich steif den Herrn hinweg becomplimentirte, der sie zum Tanze auffordern wollte, ihren Arm nahm und mit ihr den Saal verließ. „Großer Gott! Was mag da hinter den Coulissen vorgehen?" dachten wohl funfzig Personen, welche Zeugen dieses Auftrittes gewesen waren.

„Ich fürchte, sie führen eine sehr unglückliche Ehe," sagte Einer.

„Ich habe es immer gesagt, daß sie nicht für einander paßten," antwortete ein Anderer.

„Meiner Seele!" flüsterte ein kränklich aussehender junger Adelssproß, „es ist seltsam, aber, aber, ich glaube Alles erklären zu können. Ich weiß es, Harleigh kann sie mit mir nicht tanzen sehen."

„Haben Sie bemerkt, wie sie blaß und unruhig wurde, als sie sah, daß er mit Miß ... sprach?" warf eine bejahrte Wittwe ein, deren Tochter vergebens die Hand des Baronets zu erlangen

gesucht hatte. Diese und tausend andere Bemerkungen, Andeutungen und Fragen gingen die ganze übrige Saison hindurch in der vornehmen Londoner Welt vom Munde zu Munde. Bald darauf gab Lady Anna ihrem Gatten einen „Sohn und Erben" und sobald es die Umstände erlaubten, verließ der Baronet mit seiner ganzen Familie die Stadt, ohne Jemanden zu sagen, wohin er sich wende. Lange nachher erst erfuhr man, daß er sich in einem entlegenen Theile der Schweiz einen Sommeraufenthalt gesucht habe. Spät im Herbst kam er mit seiner Familie nach London zurück und obgleich man sie selten in Gesellschaft sah, so bemerkte man doch, daß der Aufenthalt auf dem Festlande eine nur geringe oder gar keine Veränderung bewirkt hatte, außer daß Lady Anna seit ihrer Niederkunft unwohler geworden zu sein schien, als es unter ähnlichen Umständen sonst der Fall zu sein pflegt. Die allgemeine Neugierde wurde bald von Neuem angeregt, als Sir Henry plötzlich sein Haus in der Stadt verließ und sich auf seine schöne Besitzung zehn bis zwölf (engl.) Meilen von der Hauptstadt begab. So auffallend dieser Schritt auch war, so hatte er doch die, wahrscheinlich von dem Baronet beabsichtigte, Wirkung, die Neugierde zum Schweigen zu bringen, da das Gerede aufhörte, sobald die Veranlassung dazu nicht mehr da war. Wer kann in dem Wirbel des Londoner Lebens an Dinge und Personen denken, die sich

den Augen entzogen haben? Eins nur war unbestreitbar, daß nämlich Lady Anna's Familie die Ursache der Besorgniß derselben ebenfalls nicht kannte oder sich stellte, als kenne sie dieselbe nicht. Ihr alter Vater, dessen Gesundheit sehr gelitten, hatte sich in einen entlegenen Theil von Irland, seine eigentliche Heimath, begeben. Mehrere seiner Töchter, Modedamen, blieben in der Stadt. Man flüsterte einander zu, ihre Besuche auf dem Schlosse Sir Henry's wären kalt aufgenommen worden, und wenn Abgeschlossenheit der Zweck war, den der Baronet erreichen wollte, so hatte er denselben offenbar erlangt.

Ich will hier sogleich einflechten, daß ich von meinen Patienten und Andern, welche vermutheten, daß ich als Arzt mit den Verhältnissen der Familie genauer bekannt sein müsse, über die besprochenen Umstände häufig befragt wurde. Ich brauche wohl kaum erst zu erklären, daß ich auf solche Fragen durchaus keine Antwort zu geben vermochte. Sir Henry war zwar immer artig, aber durchaus nicht mittheilend, und seit seiner Verheirathung war ich auch selten mit ihm in Berührung gekommen. Ich theilte also die allgemeine Neugierde, ohne im Stande zu sein, sie befriedigen zu können.

Spät am Abende des 25. April 181— wurde mir ein Brief übergeben, auf dem die Worte standen: „eigenhändig und vertraulich.“ Der Brief

war von Sir Henry Harleigh und lautete also. Der Leser mag sich mein Erstaunen denken, als ich ihn las!

„Lieber Doctor —. Mein Reisewagen mit vier Pferden wird morgen Vormittags zwischen neun und zehn Uhr an Ihrer Thüre halten, um Sie in meine Wohnung, etwa zehn Meilen von der Stadt, zu bringen, wo Ihre Dienste nöthig sind. Ich bitte Sie, lassen Sie sich durch nichts abhalten — es müßte sich denn um Leben und Tod handeln — um zu der Zeit und in der Art, wie ich es wünsche, zu mir zu kommen. Ihre Anwesenheit ist, glauben Sie mir, sehr dringend erforderlich und zwar, wie ich mir hinzuzusetzen erlaube, im tiefsten Vertrauen. Nur kurz erwähne ich, daß Ihr Besuch meiner Frau gilt. Ich werde, wenn Sie pünktlich sind, Ihnen auf der Straße entgegen kommen, um Sie einigermaßen auf die Pflichten vorzubereiten, die Sie erwarten. Ich bin u. s. w.

Henry Harleigh."

„NS. Verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß ich den Brief noch einmal erbrach, um Sie zu bitten, Niemanden etwas davon zu sagen, daß ich Sie zu mir beschieden habe."

Dieser Brief regte eine endlose Menge von Vermuthungen in mir auf. Ich fürchtete, der folgende Tag würde mir irgend eine Scene des Unglücks bringen, und meine Phantasie konnte mir nur Familienzwist als Veranlassung vorstellen. Ich traf

sogleich die nöthigen Vorbereitungen und als der andere Morgen kam, stieg ich, ohne meiner Frau den Brief des Baronets gezeigt oder ihr irgend eine Andeutung gemacht zu haben, in den apfelgrünen, vierspännigen Wagen, sobald er an meinem Hause vorfuhr, und ehe eine Stunde verging, war ich an Ort und Stelle. Auf dem Wagen sah ich weder den Helmbusch, noch die Wappenhalter; auch die Farbe war nicht die des Baronets. Ich traf diesen nicht, wie ich doch nach seinem Briefe erwartete. Als wir das offene Parkthor erreichten, sprang der hinten aufstehende Lakai herunter, sobald die mit Schweiß bedeckten Pferde zum Stehen gebracht werden konnten, öffnete den Kutschenschlag und zeigte mir mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung an, der Baronet wünsche, daß ich an dem Thore aussteige. Ich that es und ging in der Allee nach dem Hause hin, erstaunt über das geheimnißvolle Wesen, mit dem mein Erscheinen umgeben wurde. Ich stieg die breiten Stufen hinauf, welche zu der Hausflur führten, und öffnete die Thüre, ohne ein lebendes Wesen zu sehen. Erst als ich die Klingel zog, erschien eine ältliche, nicht eben sehr nett gekleidete Frau, die mich knixend fragte, ob ich Dr. .. sei. Als ich dies bejahet hatte, sagte sie mir, Sir Henry erwarte mich in einem anstoßenden Zimmer und führte mich sogleich dahin. Es kam mir ziemlich seltsam vor, daß kein männlicher Diener sich gezeigt hatte, da ich doch

wußte, daß Sir Henry in der Stadt ein großes Dienstpersonal zu halten pflegte. Auch war es mir, als liege sowohl in dem Gesicht und dem Benehmen der Frau, die mich führte, als auch in dem des Lakaien, der mich in die Stadt abgeholt hatte, etwas Ungewöhnliches. Bald indeß stand ich vor dem Baronet. Das Zimmer war hoch, geräumig, elegant und sogar prächtig meublirt. Mehrere Büsten, Statuen und werthvolle Gemälde schmückten dasselbe nebst einer Sammlung von wohl mehreren Tausend Büchern. Bevor ich noch einen flüchtigen Blick um mich geworfen hatte, kam Sir Henry durch eine Thüre am fernsten Ende des Bibliothekzimmers herein, schritt eilig auf mich zu und reichte mir herzlich die Hand. Er trug einen geblümten, grünen Sammet-Schlafrock, sein Hemdekragen war offen und ich überzeugte mich wiederum, daß ich kaum eine schönere Figur oder ein ausdrucksvolleres Gesicht gesehen, wenn sich auch in dem letztern jetzt ein strenger Ernst und Besorgniß aussprachen.

„Doctor ..," sagte er, indem er mich zu einem Stuhle führte, „ich bin Ihnen sehr dankbar für die schnelle Erfüllung meines Wunsches, obgleich sie Ihnen wahrscheinlich schwer geworden ist .. Wir sind beim Frühstück. Haben Sie schon gefrühstückt?"

„Ja, aber die Fahrt hat mir wieder Appetit gemacht und ich werde eine Tasse Chocolade oder Kaffee nicht ausschlagen."

„Gut. Ich freue mich, dies zu hören. Vielleicht machen Sie vorher einen Spaziergang im Garten mit mir, — dann gehen wir zu Lady Anna in das Frühstückszimmer.“ Ich willigte ein. Es lag in seinem Wesen etwas Hastiges, in seinem Tone etwas Barsches; ich erkannte, daß ihn etwas beunruhigte, und sah der Erklärung mit Spannung entgegen. Nach wenigen Augenblicken befanden wir uns im Garten, in den wir durch eine Glasthüre gelangt waren.

„Doctor,“ sagte Sir Henry leise, „ich habe Sie wegen einer sehr traurigen Angelegenheit zu mir gebeten.“ Er sah sehr bewegt aus, hielt inne und fuhr dann fort: „Ich freue mich übrigens, gerade Ihre Dienste in Anspruch nehmen zu können, da ich weiß, daß Sie ein milder und zugleich erfahrener Mann, — auch verschwiegen sind.“ Er hielt wieder inne und sah mir in das Gesicht; ich verbeugte mich und er fuhr fort:

„Sie haben vielleicht schon bisweilen Gerüchte über mich und meine Frau gehört, denn ich glaube, man hat in der letztern Zeit viel von uns gesprochen.“ Ich lächelte, um keine bestimmte Antwort geben zu müssen. „Ich leugne auch nicht, daß einiger Grund dazu dagewesen ist,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „und es ist Zeit, daß Alles bekannt werde. Ich will Ihnen Alles erklären. Sie haben uns, glaube ich, bisweilen in Gesellschaften gesehen und werden sich meiner Frau erinnern.“

„Mehrmals, Sir Henry, und ich erinnere mich Ihrer Frau Gemahlin ganz deutlich. Ja .."

„Bemerkten Sie etwas Ungewöhnliches in ihrem Gesicht oder ihrem Benehmen?"

Ich sah ihn an und wußte nicht, was ich antworten sollte.

„Ich, — ich meine, bemerkten Sie nicht einen eigenthümlichen Ausdruck ihrer Züge?" fuhr er ernst fort.

„Ich will mich besinnen. Ich bemerkte allerdings eine gewisse Ermattung und Abspannung; ihre Wangen waren bleich und aus ihren Zügen sprach bisweilen eine gewisse ängstliche Unruhe. Ich glaubte indeß, dies sei ganz natürlich und nicht schwer zu erklären," setzte ich mit einem Lächeln hinzu. Das Gesicht des Baronets verdüsterte sich.

„Ach," erwiederte er hastig, „ich verstehe Sie, — aber Sie irren sich — ganz .. Ist man allgemein dieser Ansicht?"

„Ich weiß nicht, ob es so ausgesprochen worden ist; ich habe es mir aber gleich als natürlich erklärt." Der Baronet wechselte die Farbe, während ich sprach.

„Doctor," sagte er dann leise, indem er hastig nach meiner Hand griff, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Ein Wort leider! wird Alles erklären. Es ist eine schreckliche Qual für mich, — aber ich kann es nicht länger verheimlichen. Ich muß Ihnen die Wahrheit offenbaren. Lady Anna ist —

verrückt!" Er sprach das letzte Wort fast tonlos aus, blieb dann plötzlich stehen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Er zitterte. Wir sprachen beide einige Augenblicke nicht, aber ich wiederholte fast unbewußt und unwillkührlich das letzte Wort: „Verrückt! Ich kann kaum meinen Ohren trauen, Sir Henry. Nehmen Sie das Wort buchstäblich, — in seiner medizinischen Bedeutung?"

„Ja; meine Frau ist geisteskrank, wahnsinnig. Ja, Sie werden mit einer Wahnsinnigen frühstücken.. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, Doctor, daß ich in Folge der Angst darüber in der letzten Zeit fast selbst wahnsinnig geworden bin. Ach Gott, welch ein schreckliches Leben habe ich die letzten zwei Jahre geführt, da ich diese entsetzliche Noth allmälig über mich hereinbrechen sah —"

Ich ersuchte ihn, seine Gefühle zu beherrschen.

„Ja, — Sie haben Recht," sagte er nach einer Pause, in welcher er sich zu beruhigen suchte; — „ich habe mich erholt.. Wir wollen zum Frühstück gehen; aber um des Himmels willen stellen Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, als wüßten Sie nichts. Erklären Sie Ihre Ankunft auf irgend eine Weise. Sagen Sie, ich hätte Sie rufen lassen, meinetwegen, wegen irgend eines Unwohlseins, das Sie mir andichten wollen. Sie haben jetzt weiter nichts zu thun, als Lady Anna aufmerksam zu beobachten, natürlich aber nicht auffallend. Ich werde mich nach einiger Zeit wie zufällig entfer-

nen. Später bereden wir uns mit einander über die Schritte, welche gethan werden müssen. Uebrigens dürfen Sie nichts sehr Auffallendes an ihr erwarten.. Sie wird nicht einmal sehr excentrisch erscheinen, denn sie ist im Beisein von Fremden sehr vorsichtig. Still!" sagte er, indem er den Kopf schüttelte und sich erbleichend umdrehte, „hörten Sie? — nein, ich irrte mich.. Ach, wie nervenschwach bin ich geworden! Ich kann sie vollkommen beherrschen, aber beobachten Sie nur ihr Auge, ihren Mund, ihr Auge" — er schauderte wieder — „und Alles wird Ihnen deutlich werden. Verrathen Sie sich um Gottes willen nicht, Doctor, und mich nicht," flüsterte er mir zu, als wir wieder in dem Zimmer erschienen, das wir verlassen hatten. Er schwieg einen Augenblick, gleichsam um sich eines tiefen Seufzers zu entledigen, dann öffnete er die Thüre, durch welche er früher hereingekommen war, um mich zu empfangen, und geleitete mich in das Frühstückszimmer. Lady Anna, eine schöne Frau, saß in weißem Morgenkleide neben der silbernen Theemaschine und las in einem Zeitungsblatte. Sie schien sich zu verwundern, als sie mich sah, verbeugte sich freundlich, als Sir Henry meinen Namen nannte, stand aber von ihrem Stuhle nicht auf. Ihre Wangen waren sehr bleich und es lag ein Ausdruck hoher Angst und Furcht in ihrem Auge, das rasch von mir sich auf Sir Henry und von diesem auf mich sich wendete. Trotz seiner

Anstrengung konnte Sir Henry nicht ruhig bleiben; sein Gesicht war hochgeröthet, seine Hand zitterte, seine Stimme bebte leise und in seinem ganzen Wesen lag etwas Unstätes.

„Bist Du nicht wohl, Henry?" fragte seine Frau, indem sie ihn scharf ansah.

„Ganz wohl, liebe Frau," antwortete er und er suchte zu lächeln.

„Ich fürchte, die Lady in der Zeitungslectüre gestört zu haben," sagte ich, um einer peinlichen Pause ein Ende zu machen.

„O, keineswegs, nicht im Geringsten .. Es steht gar nichts Interessantes darin," antwortete sie mit einem schwachen Seufzer; „ich überblickte nur die alberne Schilderung des Balles der Herzogin von ... Frühstücken Sie mit uns?" fragte sie mich.

„Eine einzige Tasse Thee und ein Schnittchen von dieser Zunge .. Da Sie aber von Bällen sprechen," sprach ich leicht hingeworfen, „so darf ich wohl erwähnen, daß man in London meint, Sie hätten den Schleier genommen oder wären gestorben, kurz daß man sich wundert, was aus Ihnen, d. h. aus Ihnen Beiden geworden ist."

„Ach," fiel der Baronet ein, „ich fürchte allerdings, daß man uns viel bespricht. Wie lautet das letzte Gerücht, Doctor?"

Lady Anna's Hand zitterte, als sie mir die Theetasse reichte, um die ich gebeten hatte, und ihr

Auge suchte besorgt das ihres Mannes. „Man versichert großentheils, Sie spielten wegen irgend eines politischen Verdrusses den Menschenfeind.“ Sir Henry lachte schwach. „Und auch die Lady zieht sich zurück! Ich fürchte, Sie sind nicht recht wohl, — Ihre Heiterkeit, Ihr fröhlicher Sinn, der sonst Jedermann bezauberte ...“

„Ich bin allerdings nicht ganz wohl, Doctor, und gehöre zu den vielen Opfern ..“

„Der Langeweile,“ unterbrach sie der Baronet rasch, indem er ihr einen gebieterischen Blick zuwarf, um zu verhüten, daß sie die gewünschte Bestätigung dessen gebe, was er mir in dem Garten anvertraut hatte.

„Ja, ja, der Langeweile,“ entgegnete sie schüchtern. Dann setzte sie mit einem Seufzer hinzu: „Ich wundere mich, daß man sich unserer so lange erinnert.“

„Ich habe schnell ein paar Zeilen zu schreiben, Doctor,“ sagte der Baronet nach fünf bis zehn Minuten plötzlich, indem er mich leise mit dem Fuße anstieß, „die ich Sie mit in die Stadt zu nehmen bitte. Wollen Sie entschuldigen, daß ich mich ein paar Minuten entferne?“ Ich verbeugte mich. „Lady Anna wird Sie aus der Zeitung unterhalten, ha! ha!“

Sie lächelte schwach. Ich sah, daß Sir Henry's Auge, als er die Thüre zumachte, mit dem Ausdrucke der peinigendsten Besorgniß auf ihr ruhte.

Der Leser kann sich die eigenthümliche Verlegenheit denken, in welcher ich mich, allein mit Lady Anna, befand. Da ich nicht wußte, welcher Art ihre Geisteskrankheit war und welchen Grad sie erreicht hatte, so wurde mir es schwer, das rechte Gespräch einzuleiten. Dem Aussehen nach war sie eben so gesund als ich selbst. Ich konnte nichts Irres in ihren Augen, nichts Unzusammenhängendes in ihrem Gespräche, nichts Seltsames in ihrem Benehmen entdecken, und bemerkte nichts als eine gewisse Abspannung und Aengstlichkeit an ihr.

„Sir Henry sieht sehr wohl aus," sagte ich, als er die Thüre hinter sich zugemacht hatte.

„Ja, — er sieht immer wohl aus; selbst wenn er unwohl wäre, würde man es ihm nicht ansehen."

„Ich möchte auch Ihnen meinen Glückwunsch über Ihr Aussehen darbringen können," fuhr ich fort, indem ich sie scharf ansah.

„Ich habe mich allerdings besser befunden als jetzt," entgegnete sie mit einem Seufzer; „doch kann ich weniger über körperliches Leiden, als über Muthlosigkeit und Verstimmung klagen."

„Sie sind nicht die Erste, auf die die plötzliche Absonderung von der Gesellschaft eine solche Wirkung hervorbringt.. Warum kehren Sie nicht in die Stadt zurück, wenigstens für die Saison?"

„Es giebt — Gründe, nach denen ich jetzt vorziehe, in der Zurückgezogenheit zu verharren," ant-

wortete sie, indem sie die Augen niederschlug, um den scharfen Blick zu vermeiden, den ich auf sie heftete.

„Gründe! Darf ich nach der Bedeutung dieses geheimnißvollen Ausdrucks fragen?" fragte ich in mildem Ernst, indem ich meinen Stuhl näher zu ihr rückte, da ich glaubte, endlich auf dem rechten Wege zu sein.

„Ich wüßte nicht, Doctor," antwortete sie kalt und mit einer gewissen stolzen Verwunderung, „daß ich etwas Geheimnißvolles gesprochen hätte."

„Ich bitte um Verzeihung, Mylady; ich fürchtete, es nage irgend ein geheimes Uebel an Ihrer Seele, von dem ich Sie befreien könnte. Erlauben Sie mir zu sagen, daß ich mit tiefem Schmerz Ihr verändertes Aussehen betrachte. Ich brauche es nicht zu verheimlichen, daß Sir Henry sehr besorgt Ihretwegen ist . ."

„Wie? Was? Sir Henry ist — meinetwegen besorgt?" wiederholte sie erstaunt . . „Sind Sie vielleicht meinetwegen gekommen, Doctor . . ?"

Ich schwieg einen Augenblick. Warum soll ich es verbergen oder verheimlichen? dachte ich.

„Sie haben richtig gerathen. Sir Henry's Besorgniß hat mich hergerufen. Er wünscht, daß ich ermittele, ob Sie irgendwie krank oder unwohl sind."

„Und, Doctor," fuhr sie erbleichend fort,

„woran leide ich seiner Meinung nach? Erwähnte er besondere Symptome?"

„Das that er allerdings, — Mattigkeit, Mangel an Appetit, Verstimmung ..."

Sie fuhr mit dem Taschentuche über die Augen, die sie, von Thränen erfüllt, nach dem Fenster richtete, als wolle sie meinem Blicke nicht begegnen. Ihre Lippen zitterten.

„Um des Himmels willen, beruhigen Sie sich! Warum sollten Sie sich ängstigen?" fragte ich, indem ich sanft meine Finger an ihr Handgelenk legte. Sie erschrak darüber, zog die Hand zurück, blickte mich seltsam überrascht an und weinte einige Augenblicke schweigend.

„Ach, Doctor!" schluchzte sie endlich in zögernden, leidenschaftlichen Worten, „Sie können sich, nein Sie können sich nicht denken, wie krank ich hier bin," und sie legte die Hand auf ihr Herz. „Ich bin eine unglückliche, bemitleidenswerthe Frau. Es gab nie eine unglückseligere, und ich werde nie, nie wieder glücklich werden," fuhr sie heftig fort.

„Vertrauen Sie mir Ihre Leiden an. Was in des Himmels Namen! kann diese große Aufregung bedeuten? Niemand wird Sie unziemlich behandelt haben? Sprechen Sie sich aus."

„Ach nein, — ich kann es nicht, ich wage es nicht .. Es ist peinlich, das Geheimniß zu bewahren, schrecklich aber wäre es, es auszusprechen.

Ahnen Sie wirklich nichts davon? Hat man in London nicht davon gesprochen?" fragte sie hastig.

Ach, arme Lady Anna! Ich habe genug gesehen und gehört, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Besorgnisse ihres Gatten wirklich begründet wären, der in diesem Augenblicke mit einem versiegelten Briefe zurückkam und unserem Gespräche ein Ende machte. Er sah mich und seine Frau forschend an, trat dann zu ihr und küßte sie liebevoll, ohne aber ein Wort zu sagen. O, welches Leiden und welcher Schmerz sprach sich in diesem Augenblicke in seinen Zügen aus! Ich sah an seinem Wesen, daß er wünschte, ich möge aufstehen und Abschied nehmen; ich erhob mich also nach einigen Worten über gleichgültige Dinge, verbeugte mich vor der Dame vom Hause und entfernte mich in Begleitung des Baronets.

„Nun, habe ich Recht oder nicht, Doctor?" fragte der Baronet, der an allen Gliedern zitterte, während wir in dem großen Bogenfenster seines Bibliothekzimmers standen. Ich seufzte und schüttelte den Kopf.

„Erwähnte sie etwas von den Anordnungen, die ich in dem Hause treffen zu müssen glaubte?"

Ich erzählte ihm, was zwischen uns vorgekommen war. Er seufzte tief und bedeckte auf einen Augenblick seine Augen mit den Händen.

„Ist Lady Anna bisweilen heftig?" fragte ich.

„Nein, — selten, — nie, niemals. Ich

wünschte, sie wäre es, oder die schreckliche Monotonie des melancholischen Irrsinns würde durch irgend etwas unterbrochen, aber — ich kann nicht darüber sprechen, vermag meine Gefühle kaum zu beherrschen." Er wendete sich von mir ab und sah, offenbar von Gram überwältigt, durch das Fenster hinaus. Einige Minuten sprach Keiner von uns.

„Der schreckliche Umstand drängt sich uns auf," begann er dann, indem er sich plötzlich wieder zu mir wendete. „Doctor, was in des Himmels Namen ist in dieser traurigen Lage zu thun? Zuerst müssen wir sorgen, die Sache geheim zu halten, und ich glaube, ich fürchte, eine Abschließung dürfte für einige Zeit wohl nothwendig werden," setzte er hinzu, indem er mich finster ansah. Ich entgegnete, daß dies wohl zweckmäßig, wenn auch nicht gerade nöthig sein dürfte, und gab ihm die Versicherung, daß er in dieser Hinsicht nichts zu fürchten haben würde, denn es gäbe viele vortreffliche Anstalten für solche Kranke wie seine unglückliche Frau, wo Alles vereinigt sei, was man nur wünschen könne. Auch bat ich ihn, er möge nicht daran zweifeln, daß sie der Gesellschaft bald zurückgegeben werden würde.

„Ach, Doctor," ächzte er, indem er seine Hände heftig zusammenschlug, „der entsetzliche Gedanke, daß mein liebes, theures Weib von meiner Brust, aus ihrer Heimath, von ihrem Kinde gerissen wer=

den und in eine Ir..". Er brach plötzlich ab und ein seltsames Lächeln zog über sein Gesicht.

„Doctor," sagte er dann leise flüsternd, „kann ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen? Ich weiß es, ich handle unvorsichtig, wenn ich es unnöthigerweise entdecke, aber ich bin auch überzeugt, daß es bei Ihnen sicher bewahrt ist!"

Ich verbeugte mich und horchte athemlos.. Ein Schauer rieselte durch alle meine Glieder, als er fortfuhr. Ich war die ganze Zeit über durch einen **Irren** getäuscht worden. Sein Auge haftete mit einem teuflischen Ausdrucke auf mir und ich erschrak so, daß ich nichts zu sprechen vermochte, ja eine Zeit lang kaum sah und hörte. Erst ein lautes Lachen des Baronets brachte mich wieder zu völligem Bewußtsein. Er streckte seinen Arm und seinen Zeigefinger aus, so daß er mein Gesicht fast berührte, und wies so höhnend auf mich. Die schreckliche Wahrheit stellte sich mir jetzt mit einem Male dar. Ich verstand jetzt die Krankheit, die Melancholie der Lady Anna, deren bleiches Gesicht durch die halb offene Thüre blickte, als ich mich zufällig dahin umdrehte. Ich zitterte, der Irre könnte sie auch sehen und tobsüchtig werden.

Das „Geheimniß" des Baronets bestand in der angeblichen Entdeckung eines Verfahrens, Talg in Wachs zu verwandeln, und er glaubte, wenn er die Entdeckung ausführe, einen jährlichen Gewinn von 50,000 Pf. St. zu haben; der König aber,

sagte er, könne nicht dahin gebracht werden, ihm die Ausübung zu gestatten, habe deshalb Spione ausgeschickt, welche alle seine Bewegungen beobachteten und ihm sogar drohten, ihn wegen Hochverraths zu verhaften. Diesen Unsinn erzählte er mir in einem leisen, ernsten Tone und obgleich mein Gesicht wahrscheinlich todtenbleich wurde, als ich erkannte, daß ich einen Verrückten vor mir hatte, so schien Sir Henry doch nichts zu bemerken. Ich weiß nicht mehr, was das erwähnte Lachen hervorrief, wenn es nicht seine Freude darüber war, daß er mich so lange hintergangen.

„Aber, Doctor," fuhr er fort, „ich habe Ihnen dieses große Geheimniß nicht umsonst mitgetheilt. Ich kam zuerst auf den Gedanken in Folge eines beunruhigenden Vorfalles, der mir begegnete und von dem Sie und die Welt noch lange hören werden. Es war nöthig, daß ich mir eine neue Quelle der Unabhängigkeit eröffne, und sie ist Gott sei Dank! endlich gefunden. Das G e l d, welches ich dadurch erhalten werde, ist freilich das Wenigste, — weit größere Resultate werden die Folge davon sein. Sie, Doctor, sind ein Mann der Wissenschaft; ich habe nur oberflächliche Kenntnisse und das ist ein Nachtheil. Wir müssen in C o m p a g n i e treten; was meinen Sie dazu?" Ich verbeugte mich. „Ueber die Bedingungen können wir uns später vereinigen. Ha! ha! Was werden meine Wähler und meine politischen Freunde dazu sagen? Sir

Henry Harleigh ist ein Wachsfabrikant geworden! Aber warum reden Sie nicht, Doctor? He?"

Ich hatte die ganze Zeit hindurch über das Verfahren nachgedacht, was unter diesen traurigen und ungewöhnlichen Umständen wohl eingeschlagen werden müßte, und ließ ihn deshalb nach Belieben weiter reden. „Berechnen Sie etwa schon den Profit? Wir haben noch viel zu thun, ehe wir bis dahin kommen, glauben Sie mir. Zuerst und vor allen Dingen" — er warf einen unruhigen Blick nach der Thüre des Frühstückszimmers — „müssen wir einen entscheidenden Schritt wegen der armen Lady thun. Sie kennt mein Geheimniß und dies hat ihr eben den Kopf verdreht — die Weiber können, wie Sie wissen, keinen plötzlichen Glückswechsel ertragen! — aber ihr Irrsinn ist so mild!" Er sprach die letzten Worte in einem Tone, der mein Herz tief ergriff.

„Doctor," begann er nach einer Pause plötzlich von Neuem, „lassen Sie uns einen Augenblick überlegen, — es fällt mir eben etwas ein, — ich möchte sie um keinen Preis verletzen! Ich werde darüber nachdenken und Ihnen sogleich meinen Entschluß mittheilen." Er kreuzte die Arme über der Brust, ging in dem Zimmer langsam auf und ab, als sei er mit tiefem Nachdenken beschäftigt und habe er mich ganz vergessen, der ich an dem Fenster lehnte und ihn mit unbeschreiblichen Gefühlen beobachtete. Was sollte ich thun? Es war so gut

als unmöglich, noch einmal mit Lady Anna zu sprechen, ehe ich fortging. Ich hielt es auch für gerathen, seinen Argwohn durch einen solchen Versuch nicht zu reizen, sondern mich so ruhig und schnell als möglich zu entfernen, mit dem Vorsatze allerdings, in London sogleich mit Herrn Courthrope, seinem Schwager, zu sprechen, mit dem ich einigermaßen bekannt war, und ihm die Maßregeln vorzuschlagen, welche zur Sicherheit nicht blos des Baronets, sondern auch der unglücklichen Frau desselben nöthig zu sein schienen. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, wünschte ich fortzukommen. Da aber das Nachdenken des Baronets durchaus nicht zu einem Schlusse zu kommen schien, hielt ich es für nöthig, dasselbe zu unterbrechen.

„Nun, Sir Henry," sagte ich, indem ich von dem Fenster vortrat, „ich muß Sie verlassen, da ich in der Stadt noch viele Besuche zu machen habe."

„Wissen Sie," antwortete er mir mit einer verlegenen Miene, „ich kann mich durchaus nicht erinnern, über was ich eben nachdenken wollte. Seltsam! Was war es doch?" fuhr er fort, indem er stehen blieb und die Stirn in düstere Falten zog.

„Ach," entgegnete ich, „ob es wohl zweckmäßig sei, daß ich Lady Anna noch einmal sehe, ehe ich fortgehe."

„Richtig! Richtig, das war es," unterbrach er mich, „ich erinnere mich; — Lady Anna sehen?

Nein, ich denke nicht," fuhr er in einem eigenthümlichen Tone fort, als sei er mit dem Vorschlage durchaus nicht einverstanden. „Ich werde Sie bis auf die Straße begleiten, wo Sie den Wagen, der Sie in die Stadt bringen soll, bereit finden werden." Gleichzeitig nahm er aus einem Taschenbuche in seiner Brusttasche ein Papier und gab mir als Honorar eine Anweisung auf fünfhundert Pf. St.!

„Noch einmal," sagte er, während wir Arm in Arm nach dem Parkthore hingingen, „was sollen wir mit Lady Anna vornehmen? Es ist sonderbar, daß wir sie ganz vergessen haben. Welchen Schritt wollen Sie zuerst thun?" Ich seufzte und antwortete: „Ich muß mir die Sache sehr reiflich überlegen, bevor ich mich zu etwas entschließe."

„Ach, Sallust! Priusquam incipias, consulto; sed ubi consulueris — sed ubi consulueris, Doctor —"

„Mature facto opus sit, Sir Henry," entgegnete ich.

„Gut. Es ist nie etwas kürzer und treffender gesagt worden." Er wiederholte den Ausspruch. „Und was denken Sie zu thun?"

„Ich kann es jetzt noch nicht mit Bestimmtheit sagen; Sie können sich aber darauf verlassen, daß ich heute gegen Abend wiederkomme. Ich hoffe

indeß, daß Sie es der Lady Anna verschweigen, Sie könnten sie sonst beunruhigen."

„Denken Sie an mich, Doctor," fiel er plötzlich ein und seine Züge erhielten einen seltsamen Ausdruck. „Von etwas Gewaltsamen kann durchaus die Rede nicht sein."

„Von etwas Gewaltsamen, lieber Sir Henry! Von etwas Gewaltsamen? Bewahre Gott!" rief ich mit unverstellter Verwunderung aus.

„Natürlich sind Sie mir, Doctor, persönlich," und er betonte dieses Wort scharf, „persönlich für alle Maßregeln verantwortlich, die ergriffen werden. Doch hier steht der Wagen. Ich werde mit Ungeduld Ihre Rückkunft erwarten." Ich drückte ihm die Hand und stieg in den Wagen hinein.

„Guten Morgen, guten Morgen, Sir Henry!" rief ich ihm nochmals zu, als es fortgehen sollte. Er steckte den Kopf durch den Wagenschlag herein und flüsterte mir eilig zu: „Ich habe mir die Sache überlegt, Doctor, und möchte nicht, daß noch etwas geschehe, wenigstens heute nicht." Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als sich der Wagen in Bewegung setzte.

„Heda! Hört doch! Halt an!" schrie der Baron mit aller Kraft, „halt an oder ich schieße!" Der Kutscher, der die Pferde in Galopp gesetzt hatte, schien geneigt zu sein, so fortzufahren, als er aber das letzte beunruhigende Wort hörte, hielt er sofort

an. Ich blickte durch das Fenster hinaus und sah Sir Henry wüthend, mit einem Pistol in der rechten Hand, uns nacheilen.

„Guter Gott, Sir Henry!" rief ich erschrocken aus, „was kann dieses ungewöhnliche Benehmen bedeuten?"

„Nur ein Wort noch, Doctor," sagte er keuchend, während er dicht an den Wagen herantrat.

„Sprechen Sie, Sir Henry, sprechen Sie!" sagte ich, indem ich mich nach ihm hinausbog.

„Ich vermuthe, Sie gehen mit gewaltsamen Maßregeln gegen mich um, Doctor —."

„Gegen Sie? Mit gewaltsamen Maßregeln gegen irgend Jemanden? Träumen Sie, Sir Henry?"

„Ach, ich errathe mehr von Ihren Absichten, als Sie sich einbilden, Doctor... Sie wollen mir mein Geheimniß abdrängen, um es allein zu Ihrem ausschließlichen Vortheile zu benutzen.. Wenn Sie also wieder nach ... Hall kommen, so kehren Sie nicht lebendig nach London zurück; merken Sie sich das. Adieu!" Er schritt stolz davon, winkte seinen erschrockenen Leuten mit der Hand und wir verloren den unglücklichen Wahnsinnigen bald aus dem Gesichte. Ich lehnte mich, mit den traurigsten Gedanken beschäftigt, zurück. Nicht blos meine eigene Sicherheit, auch die der Lady Anna war gefährdet. Was konnte er während meiner Abwesenheit oder bei meiner Rückkunft thun? Es war mir deshalb sehr lieb, daß der Kutscher mich so

rasch fuhr, als die vier Pferde laufen wollten. Endlich erreichten wir eine steile Höhe, die uns nöthigte, langsamer zu fahren und die keuchenden Pferde zu Athem kommen zu lassen. Ich öffnete das Fenster nach vorn und redete den Kutscher an.

„Sind Sie in Sir Henry's Diensten?"

„Nein, Herr, nicht so eigentlich, aber wir dienen ihm, als wäre es so," antwortete der Mann, indem er die Hand an seinen Hut legte.

„Wunderten Sie sich über das, was eben vorging?"

„Nein, Herr," antwortete er leiser, indem er sich umsah, als erwarte er den Baronet noch immer hinter uns zu finden. „Er hat in der letztern Zeit noch viel närrischere Dinge gemacht."

„Ihr meint also wohl, es sei mit ihm nicht ganz richtig?"

„Es kommt mir nicht zu, so etwas von meinem Herrn zu sagen; so viel aber kann ich sagen, daß, wenn ich oder einer der andern Dienstleute etwas von dem gethan hätte, was in der letzten Zeit bei uns vorgekommen ist, wir längst in ein Irrenhaus gesperrt worden wären."

„Und was ist geschehen?"

„Sie erzählen es aber nicht wieder, Herr? Ich bin ein armer Teufel und . ."

„Nein, ich werde nichts davon erzählen."

„Nun, sehen Sie," sagte der Mann, indem er sich umdrehte, „zuerst und vor Allem hat er mich

und den Thomas da fortgeschickt und wir sind in das Wirthshaus bei ... Hall gezogen; ebenso der Bediente, wie die Dienstmädchen, Alle, mit Ausnahme der Köchin und des Kammermädchens der Lady. Ist das nicht seltsam?"

„Und was sonst noch? Wie verbringt Sir Henry seine Zeit?"

„Wie er seine Zeit verbringt? Wir hören von der Köchin, er koche Talglichter," antwortete der Mann lachend.

„Er kocht Talglichter? Was soll das heißen? Sprechen Sie im Ernst?"

„In vollem Ernst. Er kocht wohl zwanzig Stück an einem Tage und zwar in den besten Pfannen der Köchin und dann gießt er den besten Branntwein darunter — verschwendet den guten Branntwein, und jede Nacht schüttet er Alles zusammen in eine große Grube, die er in dem Garten gegraben hat. Die Köchin hat mir Alles das erst gestern erzählt; sie schielte durch das Schlüsselloch und sah, daß der Herr vor dem schwarzen Heerde kniete, vor einer Pfanne voll Talglichter!"

„Was aber thut die Lady unterdeß?" fragte ich mit einem Seufzer.

„Ach, die arme Lady hat sich fast bis auf die Haut und Knochen abgehärmt. Sie folgt ihm überall wie ein Geist und weint sich fast die Augen aus; aber während sie so gut gegen ihn ist, behandelt er sie barsch und streng und beobachtet

sie wie eine Katze die Maus. Einmal hat er sie einen ganzen Tag lang in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen und ihr nur Brod und Wasser gegeben. Das Sonderbarste kommt aber noch; er behauptet, sie sei wahnsinnig, und wir Alle glaubten es eine Zeit lang, denn die Wahrheit ist erst seit Kurzem an den Tag gekommen. Sir Henry hatte immer, seit wir ihn kennen, etwas Sonderbares an sich gehabt, und wir wunderten uns nicht darüber, und da die arme Lady immer traurig war und nicht sprach, so glaubten wir, sie sei melancholisch und Sir Henry habe Recht."

„Ist er bisweilen heftig?"

„Ach, Du mein Gott! Die Higgins, die Köchin, erzählt schreckliche Dinge von ihm. Er verriegelt jede Thüre, große und kleine, eigenhändig jede Nacht und geht im Hause mit einem geladenen Gewehre umher."

„Miß Sims," sagte der Bediente, „das Kammermädchen der Lady, erzählte der Köchin, die es meiner Schwester sagte, die es mir erzählt hat, als ein Geheimniß, Sir Henry schlafe jede Nacht mit einem bloßen Schwerte unter seinem Kissen, habe immer zwei geladene Pistolen in der Tasche und erschrecke die Lady oft fast zu Tode."

Ich konnte kaum glauben, was die Leute mir erzählten.

„Ich kann nicht glauben, daß dies wahr ist," sagte ich.

„Ich wünsche auch, es wäre nicht wahr."

„Seit wie lange wissen Sie etwas davon?"

„Erst seit gestern oder vorgestern."

„Und warum gingen Sie nicht gleich nach London und erzählten es ..."

„Wir sollen es erzählen, daß Sir Henry verrückt sei? Niemand würde es uns glauben, denn er ist pfiffig und kann so ernsthaft reden wie ein Richter und so gut, wie ein Pfarrer, wenn er will. Wenn wir in die Stadt gegangen wären und es erzählt hätten, würden die vornehmen Leute gekommen sein und er, er würde ihnen vorgeredet haben, es sei Alles falsch. Was wäre dann aus uns geworden?"

„Was ist aus den andern Dienstleuten geworden? Sind sie alle stumm?"

„Ja, wie man's nimmt; hat doch die gute Lady allen aufgegeben zu schweigen, bis sie ihnen erlauben würde, davon zu sprechen; und er ist zu pfiffig, als daß er Gelegenheit dazu gäbe. Sie wird sich gewiß sehr freuen, wenn Sie wiederkommen, denn es darf keine Fliege aus dem Hause, ohne daß er hinterher ist."

„Fahrt zu! Fahrt zu!" rief ich, als wir den Berg hinauf waren, und ich setzte hinzu, sie möchten sogleich nach dem Hause des Herrn Courthrope fahren. Es war wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren, denn offenbar hatte der Irre Verdacht geschöpft, wenn er auch nicht bestimmt wußte, was

er fürchtete, und seine Schlauheit und seine Heftigkeit, die beide gleich zu fürchten waren, konnten ihn veranlassen, in meiner Abwesenheit einen verderblichen, höchst verderblichen Schritt zu thun. Zum Glück fand ich den Herrn Courthrope zu Hause; daß er außerordentlich über die Nachricht erschrak, welche ich ihm brachte, brauche ich kaum zu erwähnen. Er schien seit einigen Monaten gar keinen Umgang mit dem Baronet gehabt zu haben und zwar wegen einer Beleidigung, die, wie er jetzt leider erkennen mußte, aus dem Wahnsinne seines unglücklichen Schwagers hervorgegangen war. Unsere Anstalten waren bald getroffen. Wir vertauschten den Wagen, in welchem ich in die Stadt zurückgekommen war, mit einem größern, in welchem bequem vier bis fünf Personen sitzen konnten, und fuhren sogleich zu dem Dr. Th., einem der berühmtesten Irrenärzte. Die Besprechung, welche wir mit demselben hatten, war von kurzer Dauer. In weniger als einer halben Stunde fuhren Dr. Th., Herr Courthrope und ich nebst zwei Wärtern wieder ab und gerade nach .. Hall.

Herr Courthrope und ich waren sehr traurig gestimmt, der kleine Dr. Th. aber blieb so ruhig und aufgeräumt, als fahre er zu einem Diner.

„Wenn nun aber Harleigh Widerstand leistet!" meinte Courthrope ängstlich.

„Das ist mehr als wahrscheinlich," entgegnete Dr. Th. kaltblütig.

„Was fangen wir dann an? Mein Vetter war immer ein sehr kräftiger Mann, und im Wahnsinne —“

„Ach, lieber Herr, in den Händen meiner beiden Leute wird er bald ein wahres Kind werden, wie ein wilder Elephant zwischen zwei zahmen, ha! ha!“

„Sie haben wahrscheinlich schon viele solche Auftritte gesehen,“ sagte ich mit einem schwachen Lächeln, — da seine Gleichgültigkeit mich verletzte.

„Um des Himmels willen! Wegen meiner armen Schwester, Dr. Th.,“ fiel Courthrope sehr bewegt ein, als wir jetzt plötzlich ... Hall vor uns liegen sahen, „lassen Sie es nicht zu Gewaltmaßregeln kommen.“

„Gewiß nicht. Dieses System habe ich immer gemieden. Man darf nie durch schlimme Mittel thun wollen, was man durch gute bewirken kann. Unser Verhalten wird sich genau nach dem Sir Henry's richten. Ueberlassen Sie ihn nur ganz und gar uns und wir werden ihn schon unschädlich machen.“

„Wenn er aber Schießgewehre bei sich haben sollte?“ warf ich ein; „ich weiß, daß er dergleichen bei sich hat, und er legte heute früh ein Pistol auf mich an.“

„Lieber Doctor, woher wissen Sie, daß es geladen war? Wahnsinnige sind immer sehr geneigt,

mit Feuergewehren zu erschrecken, aber sie vergessen fast immer die Ladung."

„Wir wollen aber den Fall annehmen, Sir Henry habe ein bereits geladenes Pistol gefunden."

„So könnte allerdings etwas Unangenehmes geschehen," antwortete Dr. Th. ernst; „aber ich vertraue viel auf die Wirkung meines Auges auf ihn. Es ist dies eine Art Talisman unter meinen Patienten — ha! ha!"

„Arme Lady Anna!" rief Courthrope aus; „was wird aus ihr werden!"

„Man muß verständig mit ihr reden und sie fern halten, sonst könnte eine Scene vorkommen, etwas, was mir höchst zuwider ist," entgegnete Dr. Th. ..

Mein College hatte etwas an sich, was mir im höchsten Grade widerwärtig war, eine ruhige, selbstgenügsame Miene, eine gewisse Artigkeit im Tone und Benehmen, die bei seinem wahrhaft schauerlichen Berufe und dem traurigen Unternehmen, das er eben jetzt leitete, mich wirklich empörte. Wie verletzend würde es sein, wenn der Henker scherzen wollte! Und dann nahm der Doctor, der ein sehr gebildeter Mann war, als er die große Unruhe und Aengstlichkeit seiner beiden Begleiter sah, ein Benehmen, einen Ton und einen Gesichtsausdruck an, die mich verletzten, weil ich fühlte, daß er sie eben nur wegen unserer Schwäche annahm. Gleichwohl war er ein in seiner Art be-

rühmter und glücklicher Mann und ich glaube auch, daß er seinen Ruf verdiente.

Wir erreichten bald das Parkthor und Dr. Th., Herr Courthrope und ich stiegen aus, während wir dem Kutscher die Weisung gaben, langsam an das Schloßthor selbst zu fahren. Ich zog die Klingel und nachdem wir ein paar Minuten gewartet hatten, erschien eine ältliche Frau.

„Können wir Sir Henry Harleigh sprechen?“ fragte Courthrope.

„Nein, mein Herr,“ antwortete die Frau sogleich.

„Warum nicht? Wir müssen Sir Henry sogleich in einer höchst wichtigen Angelegenheit sprechen.“

„Dann hätten Sie ein wenig früher kommen müssen.“

„Früher kommen müssen?“ wiederholte ich; „was meint die gute Frau damit? Sir Henry hat mich ja für den Abend her beschieden.“

„Dann hat er sich wahrscheinlich eines Andern besonnen; denn er ist vor etwa zwei Stunden mit der Lady fortgefahren, ich weiß nicht wohin; vielleicht thun Sie wohl, wenn Sie ihm nachfahren.“

Wir sahen einander verlegen an.

„In welcher Richtung hin ist er fortgefahren?“

„Da die Straße hinunter. Er trug mir auf, wenn Jemand nach ihm frage, zu sagen, er sei nach Wales gereiset.“

Ich seufzte; Courthrope war vor Angst ganz blaß geworden, während Dr. Th. mit halb zugedrückten Augen dastand und lächelnd die Frau ansah, die uns dies erzählte. Was sollte nun geschehen?

„Kommen Sie einmal hierher," sagte Dr. Th. leise, indem er uns winkte, ihm zu folgen. Wir thaten es und traten mit ihm bei Seite.

„Bah!" flüsterte er, indem er uns beide am Arme nahm. „Die Frau hat uns zum Besten. Sir Henry ist im Hause, so gewiß als *wir jetzt* hier stehen."

„Wirklich? wie können Sie ...?"

„Ach, er muß sehr fein sein, wenn er in solchen Dingen mich überlisten will. Es ist eine Kriegslist Sir Henry's, ich verwette mein Leben. Die Frau erzählte ihr Mährchen nicht natürlich genug. Kommen Sie, wir wollen wenigstens das Haus durchsuchen, ehe wir uns so in den April schicken lassen. — Gute Frau," sagte er dann, während wir die Stufen vor dem Hause hinauf gingen, „Sie haben uns die Wahrheit nicht gesagt. Wir wissen zufällig, daß der Baronet und die Lady in diesem Augenblicke im Hause sind, denn wir sahen ihn eben dort am Fenster."

Diese kaltblütige Lüge verblüffte die Frau, und sie fing an zu stottern. „Es würde besser sein," fuhr der Doctor Th. fort, „wenn Sie aufrichtig wären, denn wir werden es sein und sagen Ihnen

deshalb unverhohlen, daß wir entschlossen sind, das Haus von einem Ende bis zum andern und von oben bis unten zu durchsuchen, und wir werden den finden, welchen wir suchen. Also sparen Sie uns Zeit und Mühe," setzte er bedeutungsvoll hinzu.

„Ach, Du lieber Gott!" entgegnete die Frau in großer Verlegenheit; „thun Sie, meine Herren, was Sie wollen, ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen hatte; die Folgen mögen Sie selbst tragen."

Damit verließ sie uns. Nach einer kurzen Berathung kamen wir überein, daß Herr Courthrope allein durch die Hauptzimmer gehen sollte. Nach etwa zehn Minuten kam er zurück und meldete, daß er von den Flüchtigen durchaus keine Spur gefunden habe, außer einen Brief in dem Bibliothekzimmer, ein Couvert mit einer Adresse von der Hand des Baronets, wo die Tinte noch ganz naß gewesen. Dies bestärkte uns darin, daß die Frau uns die Wahrheit verheimlicht habe. Wir entschlossen uns deshalb, das ganze Haus sorgfältig zu durchsuchen. Aber wir durchsuchten jedes Zimmer vergebens und fingen bereits an, an dem Erfolge zu verzweifeln. Das Gesellschaftszimmer nach dem Garten zu durchsuchten wir sogar zweimal, in der Hoffnung, dort wenigstens eine Spur zu finden, welche uns das Versteck des Baronets verrathen könnte. Man hatte von da aus eine sehr schöne Aussicht und nachdem wir eine Zeit lang an dem Fenster gestanden und aufmerksam in jeden

Busch gesehen hatten, ob Sir Henry vielleicht da versteckt sei, traten wir wieder zu einer Berathung zusammen. Wo konnte er sein? Hatte er das Haus wirklich verlassen? Wir blickten auf den Kaminsims, und auf den Tisch, auf welchem verschiedene Papiere, Karten 2c., auch ein paar Bücher lagen, in die der Baronet Randbemerkungen geschrieben hatte, — vergebens. Das Zimmer war, wie Courthrope uns mittheilte, wegen der Aussicht, die es gewährte, der Lieblingsaufenthalt des Baronets. Wir fanden aber durchaus keine Andeutung, die uns in unsern weitern Nachforschungen hätte leiten können, und wir nahmen uns endlich vor, auch die Nebengebäude sorgsam zu durchsuchen, wurden aber eine Zeit lang durch ein heftiges Gewitter davon abgehalten. Es war den Nachmittag über sehr schwül gewesen und endlich stürzte der Regen in Strömen herunter. Der Donner grollte gerade über uns in fürchterlicher Nähe und alle Augenblicke fuhr ein schrecklicher Blitz hernieder. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz folgte fast ohne Unterlaß.

„Schreckliches Wetter zu unserer Arbeit," sagte Dr. Th. endlich. „Wenn Sir Henry wirklich unterwegs ist, wird er wohl etwas abgekühlt werden."

„Was kann er aber mit Lady Anna begonnen haben? Ich bin um sie in hohem Grade besorgt," sagte Courthrope.

„Sie können sich darauf verlassen, daß sie irgendwo in Sicherheit ist. Die Irren sind außer-

ordentlich schlau," entgegnete Dr. Th., als die Thüre eines altmodischen, eichenen Schrankes, den wir wohl gesehen, aber für verschlossen gehalten hatten, plötzlich aufgerissen wurde und der Baronet im Reiseanzuge, ruhig und stolz herausschritt.

„Meine Herren," sagte er würdevoll, „haben Sie sich die Folgen vergegenwärtigt, die Ihr Verfahren haben kann? Wissen Sie, daß ich Sir Henry Harleigh bin und daß dies zufällig mein Haus ist? Auf wessen Befehl dringen Sie so rücksichtslos hier ein?"

Er hielt inne und streckte seine Hand mit gebieterischer Geberde nach uns aus. Seine Haltung und sein Gesichtsausdruck waren im höchsten Grade stolz. Sein plötzliches Erscheinen überraschte Herrn Courthrope und mich vollständig, so daß wir kein Wort sprechen konnten, nicht aber Dr. Th., den erfahrenen „Irrenarzt," der nach einer Verbeugung lächelnd dem Baronet sofort entgegen trat, als habe er dessen Erscheinen erwartet. Ich hatte nie vorher ein solches Beispiel von vollendeter Selbstbeherrschung gesehen.

„Sir Henry," sagte Dr. Th. lebhaft, „Sie haben uns aus einer großen Verlegenheit gerissen. Wir suchten Sie in allen Ecken."

„Sie haben mich gesucht? Darf ich um Ihren Namen bitten?" entgegnete Sir Henry mit einer Mischung von Stolz und Verwunderung, während

er ein paar Schritte zurücktrat und sich seiner ganzen Länge nach emporrichtete.

„Haben Sie die Gewogenheit, Sir Henry, uns zu sagen, wo wir Lady Anna finden," fuhr der Doctor Th. fort, ohne sich irre machen zu lassen. Ich fühlte es, daß er den Wahnsinnigen wie durch Zauber übermannt hatte. Das Auge des armen Baronets wanderte unstät von Dr. Th. auf mich und von mir auf Herrn Courthrope.

„Noch einmal, darf ich um Ihren Namen bitten?" wiederholte er, doch nicht mehr so fest und stolz wie vorher.

„Ich bin Doctor Th.," entgegnete dieser sogleich mit einer tiefen Verbeugung.

Der Baronet zuckte zusammen und fragte nach einer Pause in leisem, bebendem Tone: „Doctor Th. von ...?"

„Derselbe, Ihnen zu dienen Sir Henry," antwortete der Doctor mit einer neuen Verbeugung. Sir Henry erblaßte sichtbar, wendete das Gesicht ab, als könne er den Blick des Doctor Th. nicht ertragen, sank auf einen Sessel und flüsterte: „Dann bin ich verloren."

„Aengstigen Sie sich nicht, Sir Henry," entgegnete Doctor Th. sanft, indem er näher an ihn trat, aber der Baronet winkte hastig hinweg. Sein abgewendetes Gesicht drückte Entsetzen aus. Wir standen still und bewegungslos da, wie es Doctor Th. durch Winke verlangte.

„Georg," sagte endlich Sir Henry mit zitternder Stimme zu Courthrope, „Du bist mein Feind nicht.."

„Lieber, guter Henry!" rief Courthrope aus, indem er auf ihn zustürzte und die Hand ergriff, während ihm die Thränen in die Augen traten.

„Geh und hole meine Frau hierher," fuhr der Baronet, immer mit abgewendetem Gesicht, fort; „Du wirst sie in dem Pavillon finden, wo sie auf meine Rückkehr wartet."

Courthrope eilte nach einer zustimmenden Bewegung von Dr. Th.'s und meiner Seite fort und kam nach wenigen Minuten mit Lady Anna zurück, die in Reisekleidung die große Treppe heraufeilte, in das Zimmer herein stürzte und laut ausrief: „Wo, wo ist er? Lieber Henry! Guter Mann! Was haben sie Dir gethan? Wohin wollen sie Dich bringen? Ach, ich Unglückliche," seufzte sie, indem sie ihr bleiches, schönes Gesicht, auf dem sich die heftigste Verzweiflung aussprach, mir zuwendete. „Das haben Sie gethan! — Lieber Mann," fuhr sie fort, während der Baronet sich nicht rührte; „ich bin Deine Frau, Deine Anna!" Und sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn mit Ungestüm.

„Ich dachte mir es doch, daß es einen Auftritt geben würde!" flüsterte Dr. Th. mir zu; „und es war sehr Unrecht, daß ich ihr erlaubte herzukom-

men.. Beruhigen Sie sich, Mylady," fuhr er dann fort, „um Gottes willen beruhigen Sie sich; Sie verschlimmern sonst seine Leiden." Sir Henry heftete seine Augen an den Boden, als sei er in tiefe Gedanken versunken.

„Ja, ja," keuchte sie, „ich will ruhig sein, ich bin ruhig, ganz ruhig," und sie umschlang Sir Henry noch fester, der ganz gleichgültig und unbeweglich dasaß wie eine Statue. Dr. Th. schien selbst in Verlegenheit zu kommen und flüsterte mir zu: „So geht es nicht; Sir Henry wird noch ganz ungefügig und tobsüchtig werden."

„Darf ich Ihnen, Mylady, ein einziges Wort unter vier Augen sagen?" fragte er sanft.

„Nein, — nein, — nein!" entgegnete sie ungestüm durch die Zähne; „Sie werden mich nie von meinem Manne trennen, nicht wahr, lieber Henry?" und sie ließ ihn einen Augenblick aus ihrer Umarmung los, sah ihm mit inniger Zärtlichkeit in das Gesicht und schlug dann wie in Verzweiflung die Arme wieder um ihn.

„Sprechen Sie mit der Lady, beruhigen Sie Ihre Gattin, Sie allein vermögen es," sagte jetzt Dr. Th. zu Sir Henry mit der Miene eines Mannes, der Gehorsam verlangt und weiß, daß er Gehorsam finden wird. Seine Stimme schien den Baronet gleichsam aus einem Traume oder aus einer Betäubung zu wecken, er schloß seine Gattin

zärtlich in seine Arme und sagte mit Innigkeit: „Still! Still, liebe Frau! Ich werde Dich schützen.“

„Da, da, hören Sie ihn? — Sind dies Worte eines, — eines — Wahnsinnigen?“ sprach Lady Anna fast schreiend.

„Still, Anna! Still, theuerste, liebste Anna! Sie sagen, wir müßten uns trennen,“ entgegnete ihr unglücklicher Gatte pathetisch, während er die Thränen abwischte, die über die Wangen seiner Frau strömten, — „aber nur für eine kurze Zeit.“

„Wir werden uns nie trennen, nie. Ich will es nicht, ich will es nicht!“ schluchzte sie krampfhaft. Er schloß sie inniger in seine Arme, blickte feierlich empor und sprach:

„Engel ihr, so sanft und gut,
Nehmet sie in Eure Hut!“

Dann lachte er laut auf, ließ sie los und sein unglückliches Weib sank ohnmächtig in die Arme Courthrope's, der sie sogleich aus dem Zimmer hinaustrug.

„Nun, Sir Henry, ist kein Augenblick zu verlieren,“ sagte Doctor Th. „Unser Wagen hält am Thore; Sie müssen hineinsteigen und uns in die Stadt begleiten. Ihre Gemahlin wird bald in Ihrem eigenen Wagen nachfolgen.“

Er stand auf und knöpfte seinen Ueberziehrock zu.

„Se. Majestät,“ fragte er hastig, „hat also wirklich und freundschaftlich nach mir geschickt?

Aber," setzte er mit einer geheimnißvollen Miene gegen mich hinzu, „Sie haben mich hoffentlich nicht verrathen?"

„Das vermag ich nicht, werther Sir Henry," antwortete ich.

„Dann stehe ich Ihnen zu Diensten, Doctor Th. Mit dem Könige darf man nicht scherzen, Sie haben wahrscheinlich seine Unterschrift?" Doctor Th. nickte und Sir Henry begleitete uns, ohne weiter nach Lady Anna zu fragen, die Treppe hinunter, nahm seinen Hut und Stock in der Hausflur, zog die Handschuhe an und stieg mit Dr. Th. in den Wagen, der rasch davon fuhr und uns bald aus den Augen entschwand. Ich eilte mit schwerem Herzen in das Zimmer, in welches Lady Anna gebracht worden war. Warum sollte ich aber bei den Leiden verweilen, die ich da sah! Arme Dulderin! Dein Kummer ist oben verzeichnet! Ach könnte ich einen Schleier ziehen zwischen Deine Schmerzen und die kalte Neugierde der gefühllosen Welt!

Von Lady Anna's Kammermädchen erfuhr ich die traurige Bestätigung dessen, was ich Vormittags gehört hatte. Es war wahr, daß alle Dienstleute, mit ihrer und der Köchin Ausnahme, durch den despotischen Baronet fortgeschickt worden waren und daß sie selbst nur in Folge des bestimmten Verlangens der Lady und die Köchin aus Noth behalten wurde. Warum erzählten aber die ent=

lassenen Dienstleute die Wahrheit nicht? Dies erklärte sich nur durch die vollendete Schlauheit Sir Henry's, der bis zum letzten Augenblicke seine ärgsten Seltsamkeiten verheimlicht und behauptet hatte, Lady Anna sei geisteskrank. Er hatte sogar die Leute unter dem Vorgeben entlassen, es thue ihm weh, daß sie die Erniedrigung der Lady sähen. Er hatte ihnen ferner, um desto sicherer zu sein, viel Geld gegeben und sie nach Wales geschickt. Einmal war er dazu gekommen, als das Kammermädchen mit dem festen Entschlusse das Haus verlassen wollte, die schreckliche Gefangenschaft kund zu machen, in welcher sie von dem Wahnsinnigen gehalten würden; aber er schien, wie sie meinte, ihre Bewegungen, ja sogar ihre Absicht wie durch Zauberei errathen zu haben, traf sie am Thore, drohte, sie niederzuschießen, wenn sie nicht sofort umkehre, befahl ihr niederzuknien und nöthigte sie so zu schwören, in Zukunft über Alles zu schweigen. Er ließ unter keinem Vorwande einen Fremden oder einen Besuchenden in das Haus treten und Niemanden aus demselben hinausgehen. Dreimal des Tages wurde gebetet und jeden Tag um Mittag ging er mit seiner Frau, dem Kammermädchen und der Köchin in Prozession um das Haus herum. Oftmals stand er mitten in der Nacht auf und ging mit Feuergewehren in dem Garten umher. Wie ich hörte, hatten sich diese unleugbaren Beweise von Verrücktheit erst vor wenigen Tagen eingestellt.

Er war immer, wie ich erfuhr, für einen excentrischen Menschen gehalten worden, hatte aber klug das Mitleid seiner Dienstleute für seine Frau zu erregen gewußt, die er für geisteskrank ausgab. Nachdem ich dem Mädchen die allgemeinsten Anweisungen gegeben und ihr empfohlen hatte, sogleich die nöthigsten Dienstleute anzunehmen, den Arzt in der Nähe sofort zu rufen, wenn der Zustand der Dame beunruhigender werden sollte, begab ich mich in das Zimmer derselben. Das geringe Geräusch, das ich bei dem Oeffnen und Schließen der Thüre machte, weckte die Lady aus dem leichten Schlummer, in den sie einige Minuten vorher gesunken war. Ich fand sie noch immer sehr erschöpft, verordnete beruhigende Mittel, überließ sie der Obhut des Arztes, den ich hatte rufen lassen, und kehrte mit einer Londoner Postkutsche, die mich einholte, in die Stadt zurück.

Spät am Abende kam Herr Courthrope zu mir und erzählte, daß sie eine schreckliche Fahrt gehabt hätten. Während der beiden ersten Meilen war der Baronet wie in Gedanken versunken gewesen, bald aber unruhig und endlich fast tobsüchtig geworden. Er hatte eines der Wagenfenster in tausend Stücke zerschlagen und einen der Wärter fast erwürgt, den sie hatten in den Wagen hinein kommen lassen müssen. Er hatte darauf bestanden, daß der Wagen umkehre, und da man auf seinen Wunsch nicht achtete, jämmerlich geschrien, so daß

viele Leute auf der Straße aufmerksam geworden waren. In Somerfield Haus, der Irrenanstalt des Doctor Th., wohin man ihn gebracht hatte, war er plötzlich ganz ruhig geworden. Er hatte heftig gezittert, war blaß geworden und hatte sich nicht gesträubt, aus dem Wagen in das Haus zu gehen. Er glaubte im Tower zu sein. Er hatte eine Zeit lang still dagesessen und endlich um einen Geistlichen und einen Advokaten gebeten. Als der erste angekommen, war er auf seine Knie niedergefallen und hatte gestanden, er habe mehrmals nach dem Leben seiner Frau getrachtet, aber feierlich erklärt, eines Verrathes habe er sich in keiner Weise schuldig gemacht. Mit reuiger Miene hatte er gesagt, der Arm der Gerechtigkeit habe ihn endlich auf seiner bösen Laufbahn aufgehalten. Er schien, so viel man aus seinen Worten hatte abnehmen können, sich einzubilden, er habe seine Frau ermordet. Als Herr Courthrope für den Abend von ihm Abschied genommen, hatte er die Hände gerungen wie ein verurtheilter Verbrecher, der auf ewig von seinen Freunden Abschied nimmt, und ihn ermahnt, ja sich nicht ungezügelten Leidenschaften hinzugeben.

So hatte ich einen seltsamen, schweren Tag verlebt und dankte Gott, daß ich, abgesehen von allem Uebrigen, durch den Wahnsinnigen wenigstens nicht verwundet worden war. In welcher entsetzlichen Angst hatte ich mehrmals den Tag über geschwebt,

er möchte plötzlich Pistolen hervorbringen und sich entweder selbst oder seine angeblichen Feinde erschießen! Und wie bald würde, fürchtete ich, das Geheimniß in den Zeitungen veröffentlicht und der Stoff herzloser Gespräche werden! Ich begab mich endlich zur Ruhe, besorgt um Lady Anna und den Baronet, und mein letzter Gedanke war ein Dankgebet an Gott für die bisherige Erhaltung meines Verstandes unter allen Leiden und allen Schrecknissen, die ich hatte sehen und erleben müssen.

Als ich am andern Morgen aufstand, nahm ich mir vor, mich so einzurichten, daß ich der Lady Anna sehr bald einen Besuch machen könnte, und ich wollte eben in meinen Wagen steigen, um rasch die dringendsten Besuche zu machen, als rasch ein Wagen angefahren kam, aus welchem Lady Anna mit ihrem Mädchen stieg. Obwohl sie verschleiert und dicht in einen Shawl gehüllt war, so erkannte ich doch sogleich die Folgen des vorigen schrecklichen Tages an ihrem angegriffenen Aussehen und ihrem wankenden Gange. Sie wurde auf dem Wege zu dem Zimmer fast ohnmächtig. Bald erfuhr ich denn auch, was sie veranlaßt hatte, so schnell nach der Stadt zu kommen; sie wollte, die Unglückliche, Sir Henry selbst pflegen. Meine Vorstellungen und Ermahnungen fruchteten durchaus nichts; sie hörte dieselben mit Ungeduld an und antwortete selbst empfindlich darauf.

„Um Gottes willen, Doctor, warum reden Sie

unablässig so? Wollen Sie, daß ich das Schicksal meines unglücklichen Mannes theile? Sie ersticken mich, — ich kann nicht athmen," keuchte sie.

„Theuerste Lady Anna," entgegnete ich, indem ich ihre kalte, weiße Hand ergriff, „versuchen Sie, Ihre Gefühle zu beherrschen. Ich nehme den innigsten Antheil an Ihnen; das Herz blutet mir, aber meine Pflicht verbietet mir, Ihrem Wunsche nachzugeben. Sie mögen Sir Henry einmal sehen, aber wenn Sie Ihren Vorsatz ausführten, würden Sie ihm (ich rufe Gott zum Zeugen an, daß dies mein fester Glaube ist) die einzige Hoffnung auf Genesung entziehen. Ihre stete Gegenwart würde seine aufgeregten Gefühle nur noch mehr entflammen, bis seine Krankheit unheilbar geworden, und Gott weiß es, welche Folgen es für ihn und für Sie selbst haben könnte." Ich schwieg, sie antwortete nicht.

„Ich danke Gott, daß er Ihnen Kraft giebt, meine Gründe wenigstens anzuhören. Glauben Sie mir, die Vorsehung wird Sie stärken, daß Sie diese schwere Prüfung ertragen können."

„Ach, Doctor," flüsterte sie, indem sie ihre Hände über ihr Gesicht schlug; „Sie können nicht fühlen, was ich fühle, Sie können sich nicht denken, wie unglücklich, wie trostlos ich bin! Was wird aus mir werden? Wohin soll ich fliehen, um mich selbst zu vergessen? Und ach! mein Kind! mein Kind! mein Kind!" jammerte sie und sank

bewußtlos nieder. Es dauerte lange, ehe wir sie wieder zur Besinnung brachten. Sie lag in den Armen meiner Frau. Ihr schönes Gesicht war kalt und bleich wie das einer Marmorbüste; Angstschweiß stand auf ihrer Stirn; ihr Haar war aufgelöset. Als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, gab sie den Bitten meiner Frau nach, ließ sich in das Bett bringen und versprach, da meine Rückkunft abzuwarten, bei der ich ihr auch Nachricht von Sir Henry zu bringen verhieß. Nach einigen Stunden konnte ich nach Somerfield House fahren. Von Dr. Th., der mir sagte, daß bei solchen Fällen häufiger Wechsel einzutreten pflege, erfuhr ich, daß in dem Benehmen Sir Henry's eine plötzliche Veränderung vorgegangen sei. Er war von der frühern Tobsucht in stille Melancholie versunken. Als ich in sein Zimmer trat, das jede Bequemlichkeit enthielt, saß er an einem Schreibtisch und schrieb. Er empfing mich artig, und außer dem eigenthümlichen Blicke, den man bei den Wahnsinnigen findet, verrieth nichts seinen traurigen Zustand.

„Sie können jetzt gehen," sagte der Baronet zu seinem Wärter, der mich ansah, sich verbeugte und hinausging.

„Nun, Sir Henry," begann ich, während ich einen Stuhl an den Schreibtisch rückte, „ich hoffe, Ihre jetzige Wohnung ist so bequem, als die Umstände .."

„Ich verdiene und wünsche nichts Angeneh-

mes," entgegnete er mürrisch. „Ich weiß, ich fühle Alles; ich erkenne meine tiefe Erniedrigung, aber die That, um deretwillen ich verhaftet bin, habe ich nicht begangen, das erkläre ich feierlich. Aber stören Sie mich nicht in meiner Arbeit," schloß er plötzlich, während er sich leicht vor mir verbeugte und die Feder wieder nahm. Ich saß einige Minuten schweigend da und beobachtete ihn. Er schien es gar nicht zu wissen, daß ich da sei, und war ganz mit seiner Arbeit beschäftigt. Ich überlegte bei mir, wie ich wohl am besten das vorbringe, was ich ihm sagen wollte, als er plötzlich fragte, ohne von dem Papiere aufzusehen, wie ich Lady Anna verlassen habe.

„Es freut mich, daß Sie nach ihr fragen, Sir Henry, denn sie fürchtet, Sie zürnen ihr."

„Keineswegs, nicht im mindesten. Ich habe sie beleidigt," entgegnete er mit einem Seufzer.

„Das glaubt Lady Anna keineswegs. Sie ist in der Stadt, in meinem Hause.. Erlauben Sie, daß ich sie zu Ihnen bringe?"

„Wie? Gestattet die Ordnung dieses Hauses, daß Frauen hereinkommen?" fragte er verlegen, worauf er sogleich weiter fragte: „Ist etwas herausgekommen?"

„Nein," antwortete ich, da ich nicht wußte, was er meinte.

„Wird sie ruhig und gefaßt sein?"

„Warum sollte sie es nicht sein, Sir Henry?"

„Wird sie etwas dagegen einzuwenden haben, daß Sie gegenwärtig sind?"

„Nein, ich bin davon überzeugt."

„Zugeben kann ich aber in keinem Falle, daß sie Glöckchen mitbringt."

„Verlassen Sie sich darauf, Sir Henry, daß Sie nicht belästigt werden."

„Nun wohl, so bitte ich Sie, mich jetzt zu verlassen, damit ich mich zu dieser Zusammenkunft vorbereiten kann. Sollte es nicht gut sein, wenn wir einen Schnellschreiber dazu bestellten? Sie wissen, daß sie vielleicht etwas sagen kann, was von Wichtigkeit ist."

„Wir werden für Alles sorgen. Werden Sie, Sir Henry, nach zwei Stunden vorbereitet sein?" Er verbeugte sich, griff wieder zu seiner Feder und ich entfernte mich. Es schien von der Zusammenkunft wenig zu fürchten zu sein, wenn er in seiner Stimmung blieb und Lady Anna ihre Gefühle zu beherrschen vermochte.

Als ich wieder nach Hause kam, war die Lady aufgestanden und saß weinend, aber gefaßter, als ich sie verlassen hatte, bei meiner Frau. Ich sagte ihr, wie ruhig und zufrieden ich Sir Henry gefunden und mit welcher Freude er Ihrem Besuche entgegensehe. Sie schlug die Hände zusammen und versicherte mich mit einem schwachen, hysterischen Lachen, daß dies sie sehr glücklich mache. Ich faßte allmälig die Ueberzeugung, daß ich für sie

nichts zu fürchten brauche; sie wiederholte aber, daß sie gewiß in Gegenwart ihres Gatten ganz ruhig und gefaßt bleibe, so oft und mit immer zunehmender Heftigkeit, daß sie endlich in Krämpfe verfiel. Ich wurde nun allerdings wegen des Ausganges der Zusammenkunft besorgt, aber der Versuch mußte gemacht werden.

Gegen sechs Uhr fuhr die Lady, nebst ihrer Schwester, die vom Lande herein geholt worden war, und Herrn Courthrope mit mir nach Somerfield House. Wir wurden in ein Zimmer gewiesen, wo Dr. Th. und ich die Gesellschaft verließen, um den Kranken auf den Besuch vorzubereiten. Dr. Th. sah kein Hinderniß, die ganze Gesellschaft auf einmal eintreten zu lassen, und wir brachten demnach das unglückliche Paar zusammen.

„Ach, Henry!" rief Lady Anna aus, sobald sie ihn erblickte, und flog dann in seine Arme, in denen sie eine Zeit lang still und bewegungslos lag, so daß ich glaubte, sie sei ohnmächtig geworden.

„Julie, sind Sie es? Wie geht es Ihnen?" fragte der Baronet seine Schwägerin, während er seine Frau noch in den Armen hielt, die heftig schluchzte. „Still, Anna, still!" flüsterte er. „Du mußt ruhig sein; man duldet durchaus kein Geräusch hier und man wird Dich hinausbringen . . Ueberdies — störst Du mich, so daß ich nicht im Stande sein werde, die Zusammenkunft zu bestehen." Er sprach alles dies in der ruhigsten Fas-

sung, als wisse er gar nicht, daß er selbst der Gegenstand der Angst und Besorgniß seiner Gattin sei. Das Schluchzen derselben wurde immer lauter. „Still, Anna!" wiederholte der Baronet ernst; „das ist thöricht." In diesem Augenblicke sanken ihre Arme herab, sie war ohnmächtig geworden; ich trug sie aus dem Zimmer hinaus und ersuchte die Andern, zu warten, bis ich zurückkommen würde. Ich brachte die Ohnmächtige bald wieder zur Besinnung, so daß sie zu ihrem Gatten mit zurückkehren konnte. Wir saßen Alle da, aber das Gespräch stockte.

„Es ist meine traurige Pflicht," sagte endlich der Baronet, indem er die beängstigende Pause unterbrach, „das ganze Geheimniß aufzuklären. Bist Du stark genug, Anna, dasselbe zu ertragen?" — Sie nickte. „Auch in Gegenwart so vieler Personen?" Sie nickte von Neuem, denn zu sprechen vermochte sie nicht.

„Es ist vielleicht besser, wenn wir uns entfernen," sagte ich.

„Nein, bleiben Sie Alle. Je mehr Zeugen die Wahrheit findet, desto besser," antwortete der Baronet mit einer gewissen, ernsten Feierlichkeit; „ich bin kein ehrloser Mann, ich bin es nie gewesen; gleichwohl wird es Ihnen, fürchte ich, schwer werden, mir das zu glauben, nachdem Sie Alles gehört haben werden. Aber das schreckliche Geheimniß muß an den Tag; ich fühle, daß mein Benehmen

in der letztern Zeit eine Erklärung erfordert, und daß die Verstellung weder länger möglich, noch auch von Nutzen ist. Die Hand Gottes hat mich hierher gebracht und sie liegt schwer auf mir; Sie sehen einen Elenden, den er mit einem Fluche gezeichnet hat, welcher schwerer ist als der Kains."

Er hielt einen Augenblick inne und schlug die Blätter seiner Handschrift um, als wolle er aus derselben etwas vorlesen. Wir lauschten Alle mit unverstelltem Erstaunen. Es lag etwas in seinem Wesen, das wirklich Zweifel an seiner Geisteskrankheit in mir zu erregen begann, und ich erwartete fast, die Erklärung von ihm zu hören, daß er wegen irgend einer geheimen Absicht Wahnsinn geheuchelt habe. Lady Anna saß bleich und starr wie eine Statue neben ihm und heftete ihre Augen mit einem ergreifenden Ausdruck von Liebe und Besorgniß auf ihn.

„So sehen Sie denn in mir," fuhr Sir Henry ernst und halblaut fort, „einen **Betrüger**. Meine Geschichte wird bald in der ganzen Welt bekannt werden; die Freunde werden mich verachten, das Unterhaus wird mich ausstoßen, die Verwandten werden sich von mir lossagen, selbst meine Frau" — und er erhob die Augen zu ihr — „wird mich verlassen. Ich bin kein Baronet" — er hielt inne und bemühte sich offenbar, die ihn bestürmenden Gefühle niederzuhalten — „ich habe kein Recht auf den Titel, den ich geschändet, noch auf das

Vermögen, das ich vergeudet, noch auf die Hand, die ich befleckt habe." Seine Lippen zitterten trotz seiner Anstrengung, sie fest zu halten, und sein Gesicht bedeckte sich mit Todtenblässe. „Aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich zur Zeit meiner Verheirathung mit dieser edeln Dame," fuhr er fort, indem er mit zitternder Hand auf Lady Anna deutete, „daß nicht wußte, was ich jetzt weiß, daß nämlich ein Anderer das Recht hatte, an meiner Stelle zu stehen und die Ehren und Reichthümer zu besitzen.. Sind Sie nicht Alle erstaunt?" fragte er, da wir keine Verwunderung über seine Worte äußerten; „sind Sie nicht empört nach diesem Geständnisse? Ist es Ihnen also nicht mehr neu? Sind Sie Alle darauf schon vorbereitet? Hat man sich in meine Geheimnisse geschlichen? Wie geht das zu, Lady Anna?" fragte er mit zunehmender Heftigkeit. „Sagen Sie mir, Lady Anna, haben Sie dies gethan?" Die arme Frau bemühte sich zu lächeln. „Ha, Basilisk! hebe Dich weg von mir!" schrie er, indem er von dem Stuhle aufsprang und in der heftigsten Aufregung im Zimmer auf und ab ging. Lady Anna mußte, zum zweiten Male ohnmächtig, in das Nebenzimmer getragen werden.

„Ja," fuhr der Baronet laut fort und ohne Rücksicht auf den Wärter, der durch sein Schreien hereingerufen worden war, „das falsche Weib hat mich verrathen und in Schande und Verderben ge-

stürzt. Sie hat mein Geheimniß erlauscht und dasselbe zu meinem Unglücke benutzt. Wäre sie nicht gewesen, so hätte ich vielleicht noch schlafen können. — Das ist das Geheimniß, das so lange an meinem Herzen gefressen, meinen Verstand getrübt, mich zum Verbrechen getrieben und mir den Teufel, den bösen Feind, zum unabläßigen Gefährten gegeben hat! Ach, ich ersticke! Ich verbrenne! Ich kann es nicht ertragen. Wie! Doctor Th., haben Sie mir nichts zu sagen, da Sie mich nun in Ihren Netzen gefangen? Sind Sie im Bunde mit der Lady? Lady Anna! Lady! Sie wird ihren Titel behalten, aber an den Namen eines Betrügers gefesselt sein. Ach, was wird aus mir werden! Sprechen Sie, Doctor ..." sagte er zu mir, als ich leise mit Herrn Courthrope sprach, „reden Sie."

„Es würde nichts nützen, während Sie so sinnlos sprechen, Sir Henry."

„Sir Henry! Sie wagen es, mich zu höhnen?" Er schwieg, trat ganz dicht an mich und schien die Absicht zu haben, mich zu schlagen. Doctor Th. trat zu mir; der unglückliche Wahnsinnige drehte sich sogleich um und begab sich an einen andern Theil des Zimmers. Dann begann er von Neuem mit über der Brust gekreuzten Armen auf- und abzugehen und zu murmeln: „Das Unterhaus wird mich wahrscheinlich anklagen, ha! ha! — und so endet Sir Henry Harleigh, Baronet, Mitglied des Unterhauses für die Grafschaft ..!

Ha! ha! ha! Was werden X., Y. und Z. (er nannte wohlbekannte Mitglieder des Unterhauses) dazu sagen? Was werden meine Wähler sagen? Werden Sie mir wieder ein Festessen geben?"

Herr Courthrope ließ Lady Anna und deren Schwester, sobald die erste mit Sicherheit fortgebracht werden konnte, in sein Haus bringen, das sie glücklich erreichten, als eben Mrs. Courthrope, eine vertraute Freundin Lady Anna's, von dem Lande zurückkam, um ihrer unglücklichen Verwandtin jede Pflege angedeihen zu lassen, welche die Liebe und Theilnahme gewähren konnten. Ach, in welcher Lage befand sich jetzt das sonst so glückliche, so glänzende, so beneidete Paar! Sir Henry in einem — Irrenhause; Lady Anna gramgebeugt und gleich Rahel „alle Tröstung von sich weisend." Aller Glanz war erblichen, alle Annehmlichkeiten des Reichthums, des Ranges und Luxus gewährten keinen Genuß mehr.

Die irren Reden Sir Henry's bei der zuletzt erwähnten Gelegenheit schwanden natürlich bald aus meiner Erinnerung wie andere ähnliche, bis ich plötzlich durch einen Artikel in einer Zeitung daran erinnert wurde, welchen ich einige Tage später athemlos und ungläubig las.

„Wir vernehmen, daß die beklagenswerthe Geisteskrankheit eines talentvollen und sonst sehr be-

kannten Baronets mit den ungewöhnlichen Eröffnungen im Zusammenhange steht, die ihm, wie wir jetzt erfahren, vor einiger Zeit in Bezug auf die Rechtmäßigkeit des Besitzes seiner Güter und seines Titels gemacht worden sind. Derjenige, welcher auf den Besitz Anspruch macht, nicht lange erst hier im Lande erschienen sein und sich in ziemlich gedrückten Verhältnissen befinden soll, hat einem ausgezeichneten Sachwalter Auftrag gegeben, sein Recht zu verfechten, und dieser soll, wie verlautet, die Sache seines Clienten jetzt in eine Form gebracht haben, in welcher sie dem Gerichte vorgelegt werden kann. Die Sache wird, wie wir hören, großes Aufsehen machen. Wenn der Kläger seinen Prozeß gewinnt, so wird der gegenwärtige unglückliche Besitzer nicht blos Alles, was er jetzt inne hat, herausgeben, sondern auch mehre hunderttausend Pf. Renten erstatten müssen. Die weit verzweigte vornehme Familie Sir — ist, wie wir vernehmen, in die größte Bestürzung versetzt worden und hat durch ungeheuern Geldaufwand sich den Beistand der höchsten juristischen Celebritäten des Landes gesichert."

Verwunderung, Mitleiden, Besorgniß und Verlegenheit bestürmten mich abwechselnd, als ich diese merkwürdige Anzeige las, die mit jedem Worte, welche der Baronet bei der erwähnten Gelegenheit ausgesprochen hatte, und die von uns für einen Beweis seiner Geisteskrankheit gehalten worden waren,

zusammenpaßte. Konnte diese schreckliche, diese geheimnißvolle Anzeige irgendwie begründet sein? Hatte dies den Verstand Sir Henry's erschüttert und endlich ganz zerrüttet? Und wußte Lady Anna bereits darum? Guter Gott! was sollte aus beiden werden?

Ich hatte versprochen, diesen Tag bei Herrn Courthrope zu erscheinen, um mich nach dem Befinden der Lady Anna zu erkundigen. Wahrscheinlich fand ich also eine Gelegenheit zu erfahren, ob das neuentdeckte Unglück mit zu der Last gehörte, welche so schwer auf ihrem Herzen lag.

Wie sehr hatten vierzehn Tage Lady Anna verändert! Sie befand sich, als ich erschien, in ihrem Schlafzimmer, wo ich ihre Schwester, Lady Julie, Mrs. Courthrope und ihr Kammermädchen fand. Die letztere stützte den Kopf ihrer Gebieterin mit Kissen. Wie eingefallen und bleich war ihr sonst so blühendes, schönes Gesicht! Aus ihren thränenlosen Augen sprach der tiefste Schmerz, aus ihren Zügen kummervolle Ergebung.

„Welche Nachricht bringen Sie mir heute von Somerfield House, Doctor?" fragte sie leise, nachdem sie auf meine Fragen über ihr Befinden geantwortet hatte.

„Ich habe ihn heute nicht gesehen, aber erfahren, daß er noch immer ruhig ist. Sein körperliches Befinden läßt nichts zu wünschen übrig."

„Ist das ein günstiges Zeichen?" fragte sie

matt, während sie ihr Haupt schüttelte, als sei sie von dem Gegentheile überzeugt.

„Es kann ein günstiges, aber auch ein ungünstiges Zeichen sein, je nach den Umständen, aber wie befinden Sie sich heute?"

„O, viel besser! Ich werde wieder kräftig, meinst Du nicht, Julie?" antwortete die schwache Dulderin. Lady Julie seufzte und antwortete nicht.

„Nach wenigen Tagen werde ich wieder herumgehen können," fuhr Lady Anna fort, „und dann — sieh' nicht so finster aus, Julie! — fahren wir nach Somerfield House .. Ich weiß, daß ich mich dann bald erhole, daß ich aber sterben werde, wenn man mich hier zurückhält. Lieber Doctor," fuhr sie fort und ihre schneeweißen, abgezehrten Finger drückten sanft meine Hand, „reden Sie ihnen zu, daß sie vernünftig werden. Sie können nicht glauben, wie sie mich darüber peinigen. Sie wissen nicht, was ich fühle .." Mehr konnte sie nicht sprechen. Ich versuchte, sie durch ein allgemeines Versprechen zu beruhigen, daß ich, wenn sie sich vierzehn Tage ruhig halte und dann sich hinreichend erholt habe, ihren Wunsch erfüllen würde.

„Der arme Sir Henry," sagte ich nach einer Pause zu Lady Julie, „hat sich seltsame Dinge in den Kopf gesetzt."

„Leider!" antwortete sie traurig; „ist wieder etwas Neues der Art zum Vorschein gekommen?"

„Nein, etwas Neues nicht; er bleibt bei dem Glauben, er sei nicht der rechte Baronet und habe kein Recht auf das Vermögen, in dessen Besitz er sich befindet.“ Keine der Damen antwortete darauf und ich befand mich deshalb in großer Verlegenheit darüber, daß ich davon gesprochen hatte. Ich brachte das Gespräch auf etwas Anderes, aber vergebens.

„Doctor, es ist allerdings wahr, daß ein Anderer auf den Titel und das Vermögen meines Mannes Anspruch macht,“ sprach Lady Anna nach einer Pause leise. Ich versuchte darüber zu lächeln.

„Sie lächeln, Doctor; für meinen Mann war die Sache gar nicht lächerlich.“ Sie schluchzte. „Und wenn es wahr sein sollte,“ fuhr sie fort, „wenn wir ganz arm werden, wenn mein Kind — ach! ich wollte es gern ertragen, wenn nur mein armer Mann . . .“ Ihre Lippen bewegten sich noch ferner, aber sie brachten keinen Laut mehr hervor und sie war offenbar ohnmächtig geworden. Ich bedauerte innig, den Gegenstand zur Sprache gebracht zu haben, aber wir hatten öfters von den andern seltsamen Einfällen Sir Henry's an dem Bette der Lady gesprochen, ohne daß sie besonders ergriffen worden wäre. Es war von dem Gegenstande, über welchen Sir Henry bei dem Besuche seiner Frau so seltsam gesprochen hatte, durchaus unter uns nicht wieder die Rede gewesen und ich hoffte dadurch, daß ich ihn erwähnte, den Beweis

zu erhalten, daß Lady Anna glücklicherweise von der Sache noch nichts wisse oder daß dieselbe die Hauptquelle ihres Leidens und ihrer Krankheit ausmache. Leider war das Letztere der Fall. Sie lag einige Minuten lang wie ein Wachsbild vor uns. Nie hatte ich in meiner Praxis einen Kranken so schnell verfallen sehen; aber welchen Kummer und welche Sorgen hatte die Arme auch eine lange Zeit hindurch ertragen! Und nach vierzehn Tagen wollte die Leidende ihren Mann pflegen! Grausame Selbsttäuschung! Ich verließ sie in der traurigen Ueberzeugung, daß sie nach vierzehn Tagen, wenn nicht eine unerwartete günstige Aenderung einträte, ihrem Grabe nahe sein würde.

„Doctor," flüsterte Lady Julie mir zu, als ich die Treppe hinunter ging, „haben Sie die schreckliche Anzeige in den heutigen Zeitungen gelesen?"

„Ja, und .."

„Auch meine arme Schwester," unterbrach sie mich. „Wir überlesen gewöhnlich die Zeitungen, bevor wir sie ihr zeigen, da sie dieselben durchaus sehen will; diesen Morgen trug sie aber unglücklicherweise ihr Mädchen sogleich zu ihr. Sie bemerkte bald die verderbliche Stelle und ich glaubte, sie würde sterben."

„Auch ich kann mir selbst nicht verzeihen, daß ich .." fiel ich ein.

„Nein, Doctor, Sie irren; ich freue mich, daß Sie davon zu sprechen anfingen; es war nöthig,

daß mit ihr darüber gesprochen wurde, wir wagten es aber nicht, davon anzufangen."

„Wie lange ist es ihr bekannt?"

„Ich glaube ein halbes Jahr, nachdem Sir Henry dadurch beunruhigt wurde, denn im Anfange glaubte er nicht daran und achtete nicht darauf. Daß sie die geheime Quelle seiner Sorgen und seiner Krankheit kenne, ahnete er nie und da sie bemerkte, wie sehr er sich bemühte, ihr alles darauf Bezügliche zu verheimlichen, so hielt sie es für besser, nicht darauf anzuspielen. Denken Sie sich, Doctor, was meine arme Schwester gelitten haben muß! Sie ist das edelste Wesen von der Welt und hätte das ertragen können, was ihren Mann bald umgebracht und seinen Verstand wirklich zerrüttet hat. Die Leute haben seine Seltsamkeiten oftmals bemerkt und tausend Mährchen darüber erzählt. Anna ertrug alles dies ohne Murren, wenn auch ihr Herz oft fast brach. Ach, ich fürchte, sie wird endlich unterliegen." Von ihren Gefühlen überwältigt, verließ sie mich und ich fuhr, tief bekümmert, fort.

In den nächsten Wochen besuchte ich Lady Anna und Sir Henry fast täglich. Es war eine schlimme Zeit für den letztern, denn seine Krankheit brach mit aller Heftigkeit aus und machte die stärksten Zwangsmittel gegen ihn nöthig. Wer hätte glauben können, daß er in dem kreischenden Tobsüchtigen, den ich einige Male mit Ketten geschlossen,

mit kahl geschorenem Haupte, mit stierenden, blutunterlaufenen Augen und verzerrtem Munde erblickte, den sonst heitern, schönen, geistig hochbegabten Baronet sehe? Ich kann die Gefühle nicht schildern, die mich bestürmten, als ich mich von diesem bedauernswürdigen Unglücklichen an das Bett der stillen Dulderin, seiner Gattin, begab, die ich einige Male durch Berichte über seine fortschreitende Genesung aufheiterte. Wie aber zitterte ich, während ich diese Unwahrheit aussprach!

Sir Henry's körperliches Befinden besserte sich indeß; sein Fleisch blieb fest, die heftigen Anfälle hörten auf und nahmen bald eine mildere Form an. In seinem Auge aber lag der Ausdruck entschiedenen Wahnsinns! Ich gestehe, daß ich mit dem erfahrenen Dr. Th. die Hoffnung auf seine Genesung aufzugeben anfing. Seine Krankheit nahm fast täglich eine andere Form an. Er kam von einer seltsamen Idee auf die andere, von denen eine toller war als die andere, und die er stets außerordentlich festhielt. Einmal wurde er nach einem heftigen Anfalle von Tobsucht plötzlich ruhig, verlangte zwanzig Buch Schreibpapier und fing an zu schreiben, vom Morgen bis zum Abend, ohne Unterlaß außer während seiner Mahlzeit. Dies dauerte beinahe drei Wochen und das Resultat war eine Rede für das Unterhaus über seine angebliche Mißhandlung seiner Frau und seinen Anspruch auf sei-

nen Titel und seine Besitzungen. Sie würde kaum in vierzehn Tagen zu halten gewesen sein. Er bestand darauf, daß sein Wärter, ein gutmüthiger, phlegmatischer Mann, das Ganze sich vorlesen lasse — eine gute Beschäftigung eine Woche hindurch; aber in der Mitte wurde es der Baronet überdrüssig. Wenn ich eintrat, setzte er stets aus und als ich ihn einmal aufforderte, in meiner Anwesenheit fortzufahren, schlug er es mit einer Miene gekränkten Stolzes aus. Ich erwähnte mehrmals den Namen seiner Frau, um zu sehen, welchen Eindruck derselbe auf ihn mache; er hörte ihn aber ganz gleichgültig an und einmal bemerkte er, er habe einen Plan in Bezug auf sie entworfen, der gewisse Leute nicht wenig in Erstaunen setzen würde. Ich schilderte ihm, wie schwach, wie abgemagert sie sei, und er entgegnete kalt, es thue ihm leid, aber sie sei selbst Schuld daran. Er kleidete sich in einer eigenthümlichen, lächerlichen Weise, so daß ich oft selbst unwillkührlich darüber lächeln mußte; er trug nämlich eine dicht anliegende Jacke mit eben solchen Beinkleidern von grünem Fries mit seidenen Strümpfen und Schuhen. Sein Wuchs war sehr zierlich und wohlproportionirt, aber in diesem Anzuge mit dem kahlgeschorenen Kopfe sah er höchst seltsam aus. Dies war Sir Henry Harleigh, Baronet, Parlamentsglied für die Grafschaft .., Gemahl der schönen Lady Anna, Besitzer eines sehr bedeutenden Vermögens. So gekleidet, stand er

auf einem Tische in der Ecke seines Zimmers und hielt die Rede, welche er geschrieben hatte, mit aller parlamentarischen Leidenschaft an seinen ruhigen, phlegmatischen Wärter, und sobald ich eintrat, schlüpfte er herunter wie ein Schulknabe, der bei einem dummen Streiche überrascht wird. Er wurde sehr nachgiebig und gehorsam, aß regelmäßig und ging in einem abgelegenen Theile des Gartens spazieren, ohne irgendwie Unfug zu machen oder entfliehen zu wollen. Und wer kann sagen, daß er nicht glücklich war? Was fehlte ihm außer der Entwürdigung, die er selbst nicht fühlte? Wo lag in dieser Hinsicht der Unterschied zwischen Sir Henry und dem Dichter, der immer in einer Welt voll selbstgeschaffenen Träumen lebt? Ist es nicht eine sehr gnädige Einrichtung, daß der, welcher unter diesem größten aller Unglücksfälle leidet, nicht blos keine Empfindung davon hat, sondern sogar sich glücklich darin fühlt?

Und Lady Anna, die schöne, die sonst so lebenslustige Lady Anna welkte täglich mehr und mehr hin. Ach, in welcher Lage befanden sich Mann und Frau! Ich verglich sie unwillkührlich mit einem edeln Baume, der von Epheu umschlungen ist und vom Blitze getroffen wird, der den Baum spaltet und den Epheu versengt. Lady Anna welkte wirklich unter ihrem Kummer hin. Die aufmerksamste Pflege der Familie, von der sie auf das Innigste geliebt wurde, die Theilnahme zahl-

reicher Freunde, selbst die Tröstungen der Religion vermochten nichts.

Der Leser kennt indeß die Ursache aller dieser Leiden noch nicht genau.

Bald nach der Vermählung Sir Henry's reisete ihm sein Sachwalter auf das Festland nach, um ihm die überraschende, aber nach der Meinung des Baronets lächerliche Nachricht zu überbringen, daß ein Unbekannter Anspruch auf Alles mache, was er besitze. Der Sachwalter kehrte endlich nach England zurück, von dem Baronet überredet, die Sache mit Verachtung zu behandeln, und man hörte auch wirklich mehrere Monate lang nichts wieder davon, bis Sir Henry, nach seiner Rückkehr, eines Abends in seinem Club — wie ich früher schon erwähnt habe —, einen langen Brief von dem Advokaten des Unbekannten erhielt, welcher die angedeuteten Ansprüche gegen ihn erhob. Dieser Brief setzte die Angelegenheit ziemlich ausführlich auseinander und bat schließlich um eine gewisse Anzeige, die, wie der Schreiber des Briefes sagte, seinen Clienten vielleicht von seinem Irrthume überzeuge und ihn veranlasse, von seiner Forderung abzustehen. Diese Mittheilung weckte endlich den Baronet aus seinem Schlummer. Mehrere Theile des Briefes stimmten vollkommen mit gewissen Dingen in der Familiengeschichte Sir Henry's zusammen, der in Bestürzung sogleich zu seinem Sachwalter eilte, welcher seine schlimmsten Besorgnisse bestätigte.

Der Advokat hielt allerdings die Sache noch nicht für verloren, aber er bereitete seinen geängstigten Clienten auf einen langen, peinlichen und kostspieligen Prozeß vor. Man darf sich nicht wundern, daß das Gefühl dieser Gefahr an ihm nagte und die Zerstreutheit bei ihm hervorbrachte, die man in der Gesellschaft auf so tausendfältige Weise zu erklären versucht hatte. Er verheimlichte seiner Frau sorgfältig, daß Alles, was sie auf Erden besaßen, auf dem Spiele stand, und der fortwährende Zwang, den er sich anthat, die peinigende Unruhe und Angst, die lange dauernde Besorgniß, Alles zu verlieren, zerrütteten endlich seinen Verstand. Welche Ansprüche sein Gegner eigentlich machte und wie er sie zu begründen gedachte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ich hörte nur, derselbe behaupte, nach dem Familienvertrage ein Näherrecht zu haben. Sein eifriger Sachwalter bot Alles auf, oft in höchst unzarter Weise, um Beweise für seinen Clienten herbeizuschaffen. Dieser gab seinen Forderungen und Absichten die größtmögliche Oeffentlichkeit, und eine sehr unkluge Eröffnung des Sachwalters Sir Henry's wurde von dem Gegner ohne Scheu, triumphirend ergriffen, und so fand die Sache endlich den Weg in die Zeitungen. Den vermehrten Verdruß, den dies Sir Henry verursachte, kann man sich leicht denken, denn es konnte seiner Sache höchst nachtheilig werden. Lady Anna hatte trotz dem ängstlichen Bestreben Sir Henry's, ihr

Alles zu verheimlichen, eine Zeit lang die Wahrheit geahnt, da er aber hartnäckig und endlich sehr ernst ihr untersagte, weiter zu fragen und zu forschen, auch jedes Actenstück sorgsam verschlossen hielt, so blieb sie einigermaßen immer im Dunkel. Häufig aber sprach er im Schlafe und sie lag oft wachend in ihrem Bett und hörte mit beängstigender Spannung auf seine geheimnißvollen Reden. Die Krankheit Sir Henry's und Lady Anna's, sowie die Ursache dazu wurden nun allmälig bekannt und die grausame Stelle in der Zeitung, die ich mitgetheilt habe, war blos der Vorläufer vieler ähnlichen, die endlich so weit gingen, daß sie die Ansprüche des Gegners andeuteten.

Wenn der Leser sich des Besuchs der Lady Anna bei Sir Henry erinnert, wird er sich eine Vorstellung von der Unruhe machen, die mich quälte, als sie nach der Zeit, die ich ihr bestimmt hatte, darauf bestand, ich solle mein Versprechen halten. Ich weigerte mich, weil ich von der Gefahr, die ein solcher Schritt haben mußte, überzeugt war, und ihre Verwandten unterstützten mich kräftig. Vergebens beschwor sie uns in Thränen, fast in Verzweiflung, wir blieben unerbittlich. Nach einem Monate besserte sich indeß ihr Zustand allmälig zu meiner großen Freude und Verwunderung. Es war uns gelungen, ihre Aufmerksamkeit durch angenehme Beschäftigung einigermaßen in Anspruch zu nehmen, und ich beruhigte sie auch

von Zeit zu Zeit durch günstige Nachrichten über Sir Henry. Auch ihr kleiner Sohn, ein allerliebster Knabe, war immer bei ihr und sein kindliches Geplauder unterhielt sie manchen langen Tag hindurch. Endlich war sie im Stande, das Bett zu verlassen und mehrere Stunden in dem Wohnzimmer zuzubringen, so daß ich mich nicht wundern konnte, als sie ihre Bitte von Neuem wiederholte. Ich versprach ihr, zu Sir Henry zu gehen und ihr eine Unterredung mit ihm zu vermitteln, wenn dieselbe ohne Gefahr würde stattfinden können. Ich begab mich in dieser Absicht eines Tages zu dem Baronet, der noch immer in Somerfield House war, obgleich mehrere seiner Verwandten wünschten, er möchte in ein Privathaus gebracht werden. Dem widersetzte ich mich aber mit Dr. Th., bis der Baronet Beweise von dauernder Ruhe gegeben haben würde. Er trug noch immer den beschriebenen Anzug. Welchen Eindruck mußte derselbe auf seine unglückliche Frau machen, da mich sein Aussehen gewöhnlich erschreckte! Er war eben in sehr guter Laune, da er einem andern Irren in der Anstalt eine Partie im Schach abgewonnen hatte. Er ging auf und ab, rieb sich die Hände, erzählte in größter Heiterkeit sein Glück dem Wärter und empfing mich mit großer Herzlichkeit.

„Was meinen Sie zur Gesellschaft, Sir Henry?“ fragte ich. „Würden Sie einen Besuch annehmen, wenn ich Ihnen einen solchen brächte?“

„O ja, mit Vergnügen, das heißt jeden Tag außer morgen, jeden Tag außer morgen," antwortete er schnell, „denn morgen bin ich nicht frei; ich bin eingeladen, bei dem Könige zu speisen und mit ihm Billard zu spielen."

„Ich gratulire Ihnen. Kommt Se. Majestät nach Somerfield oder gehen Sie nach Windsor?"

„Ich nach Windsor gehen? Der König wohnt ja hier! Es ist sein Palast und ich habe die Ehre, ein wichtiges Amt in dem Haushalte zu bekleiden. Wußten Sie das nicht?"

„O ja, aber zu welcher Zeit warten Sie Sr. Majestät auf?"

„Punkt drei Uhr, nicht den millionsten Theil einer Secunde früher oder später."

„Wenn ich nun den Freund, der Sie zu sehen wünscht, um zwölf Uhr zu Ihnen brächte?"

Er antwortete nicht und schien nachzudenken. Unangenehm war es mir, daß er nicht nach der Person fragte, die ich ihm vorstellen wollte, und ich nahm mir vor, den Namen derselben ihm mitzutheilen.

„Nun, Sir Henry," fuhr ich fort, „soll sie um zwölf Uhr kommen?"

„Wenn sie bald wieder geht, habe ich nichts dagegen, aber ich darf nicht aufgeregt werden, wie Sie wissen, da ich mich zu dem Könige zu begeben habe. Wie kann ich Billard spielen, wenn meine Hand zittert? Es würde nicht angehen."

„Gewiß nicht; aber wie könnte ein Besuch Lady Anna's Sie aufregen?"

„Lady Anna!" wiederholte er; „Lady Anna, nun ja, sie wird Rücksichten nehmen, nicht wahr?"

Allerdings, armer Irrer, dachte ich, wenn ein solcher Anblick sie nicht in Bestürzung versetzt: „O ja, sie wird alle Rücksichten nehmen, wenn es nöthig sein sollte; Sie können sich darauf verlassen. Sie sehnt sich sehr, Sie zu sehen."

„Ich hoffe aber, Sie werden zugegen sein, denn Sie wissen, daß der Gedanke an das Geschehene mich krank macht; sehe ich nicht recht blaß aus?" fragte er den Wärter. „Ich habe sie so lange nicht gesehen. Wird sie, — ich hoffe, d. h. ist sie von der Wunde ganz genesen?"

„O längst schon. Sie war mehr erschrocken als verletzt durch den Zufall."

„Zufall! So nennt man es? Desto besser für mich," antwortete er mit ernster Miene. „Nun, ich will sie zu der von Ihnen genannten Stunde sehen. Sagen Sie ihr aber, sie möge ruhig sein und mich nicht zu erschrecken versuchen, — des Königs wegen." Nach diesen Worten reichte er mir die Hand, öffnete die Thüre und ich entfernte mich. Dr. Th. war mit dem Schritte, den ich gethan hatte, nicht ganz einverstanden; aber die Lady hatte einmal mein Versprechen und ich konnte nicht mehr zurücktreten. Freilich ängstigte mich auf dem Rückwege der Gedanke an diese Zusammenkunft;

ich fürchtete, ihre Gegenwart möchte manche schlummernde Vorstellungen ihres Mannes wieder aufregen, die unangenehme Folgen haben könnten. Indeß der Versuch mußte gemacht werden.

Am folgenden Tage begab ich mich gegen elf Uhr zu der Lady, die mich, bereits völlig angekleidet, erwartete. Der Anzug zum Ausgehen schien aber für die Dame, die so lange krank gewesen war, gar nicht zu passen. Ihr Gesicht war fieberisch geröthet, sie strengte sich aber an, heiter zu erscheinen. Sie erzählte mir, mit welchem Appetit sie gefrühstückt habe (eine Tasse Thee und ein Viertel von einem Ei!) und sprach viel von ihrer zunehmenden Kräftigkeit. Sie könnte fast nach Somerfield gehen, sagte sie. Lady Julie zitterte, Mrs. Courthrope war todtenbleich und meine Furcht vor dem Eindrucke der Zusammenkunft auf die zerrütteten Nerven der Lady Anna steigerte sich mehr und mehr.

Gegen halb zwölf Uhr stiegen wir in den geräumigen Wagen. Der Tag war klar und kalt, die Luft aber erfrischend. Als wir Somerfield nahe kamen, wäre Lady Anna offenbar ohnmächtig geworden, wenn sie nicht immer an Riechessig gerochen hätte. Wir schwiegen Alle, als wir an dem Hause des Dr. Th. ankamen. Lady Anna stützte sich auf meinen und ihrer Schwester Arm und schritt wankend dem Hause zu, wo sie von der Frau des Doctors empfangen wurde. Ein Glas Wein

stärkte die Leidende und während sie in dem Gesellschaftszimmer ausruhte, begab ich mich in das Zimmer des Baronets, um ihn zum Empfange seiner Frau vorzubereiten. Dr. Th. sagte mir, Sir Henry habe seit meinem letzten Besuche fortwährend davon gesprochen. Er ging langsam, leider noch seltsamer gekleidet, in seinem Zimmer auf und ab. Dr. Th. und der Wärter hatten ihm vergebens Vorstellungen dagegen gemacht; sie mußten ihn gewähren lassen, um ihn in guter Laune zu erhalten. Er trug über seinem gewöhnlichen, grünen, dichtanliegenden Anzuge eine brennend rothe Schärpe und um den Hals eine massive, goldene Kette. Einen Spazierstock von Ebenholz hatte er sich als Degen umgebunden und auf seiner Mütze befand sich eine fast drei Fuß hohe Pfauenfeder, auf die er, wie ich mich bald überzeugte, besonders stolz war. Ich ersuchte ihn, diese Feder wegzunehmen, er entgegnete aber ziemlich stolz, ich möge mich um seine Kleidung nicht bekümmern. Ich gestehe, daß mir bei seinem Anblicke selbst unheimlich zu Muthe wurde. Und so sollte er vor Lady Anna erscheinen? Wir mußten sie vorbereiten, etwas Ungewöhnliches in dem Aussehen ihres Mannes zu erwarten. „Erlauben Sie mir zu fragen, Sir Henry," sagte ich, um wenigstens noch einen Versuch zu machen, „warum Sie in vollem Staate erscheinen?"

Er sah mich verwundert an und antwortete so-

dann: „Ich glaubte, Ihnen, Doctor, meine Einladung zu Sr. Majestät mitgetheilt zu haben."

„Richtig, aber vielleicht empfangen Sie Ihre Frau Gemahlin unbedeckten Hauptes," fuhr ich fort, um ihn zu bewegen, seine abscheuliche Kopfbedeckung abzulegen.

„Nein," entgegnete er ruhig, aber sehr entschieden, und ich mußte die Sache aufgeben. Sein Wärter flüsterte mir an der Thüre zu, Sir Henry sage, er habe sich so gekleidet, weil er sich unmittelbar nach seiner Zusammenkunft mit seiner Frau zum Könige begeben müsse und er also keine Zeit habe, sich erst wieder umzukleiden.

„Ist die Gesellschaft bereit?" unterbrach uns der Baronet. Ich zögerte, denn ich war plötzlich geneigt worden, die Zusammenkunft, wo möglich, zu verschieben; nur wagte ich es nicht, den Schritt zu thun.

„Ja, Sir Henry, und Lady Anna wartet auf Ihre Erlaubniß, Ihnen in die Arme sinken zu dürfen."

„Was? Guter Gott! In meine Arme sinken! In meine Arme sinken! Hat man schon so etwas gehört?" rief der Baronet verlegen aus; „nein, nein! Solche Vertraulichkeiten kann ich nicht zugeben; das geht zu weit — unter den jetzigen Umständen, nicht?" Und er wendete sich an seinen Wärter, den er ebenfalls in einen seltsamen Anzug gesteckt hatte.

„Was sagen Sie dazu?" Der Mann verbeugte sich schweigend.

„Auch muß, Doctor," fuhr der Baronet fort, indem er auf seinen Wärter deutete, „dieser Herr, mein Secretair, zugegen sein, um Alles, was vorgeht, aufzuzeichnen."

„Ohne Zweifel," entgegnete ich, während ich mich innerlich verwünschte, daß ich die gefährliche und nutzlose Zusammenkunft gestattet. Ich eilte zurück in das Zimmer, in welchem ich die Damen verlassen hatte, und versuchte, Lady Anna vorzubereiten, indem ich ihr lächelnd den Anzug des Baronets beschrieb. Sie bemühte sich, mit mir zu lächeln, und bat mich dann, sie ohne längeres Zögern zu ihm zu führen. Auf meinen und Lady Juliens Arm gestützt, wankte sie endlich in das Zimmer des Baronets, nachdem sie vorher, auf meine Bitten, ihren schwarzen Schleier über ihr bleiches Gesicht gezogen hatte.

„Die Feder! Die Feder!" flüsterte der Baronet hastig seinem Wärter zu, als wir die Thüre öffneten, und der Angeredete setzte sich vor einem Schreibpult nieder. Der Baronet seinerseits verbeugte sich artig, als wir eintraten.

„Sprechen Sie mit ihm," flüsterte ich der Lady zu, während ich sie in das Zimmer führte. Sie versuchte es, aber die Zunge versagte ihr den Dienst. Ihre Lippen bewegten sich, aber das war auch Alles. Lady Julie sprach für sie, aber auch in beben-

dem Tone. Lady Anna schloß die Augen, als sie den phantastischen Anzug ihres Mannes erblickte, und zitterte wie ein Espenlaub.

„Henry, theuerster Henry,“ flüsterte sie endlich, indem sie ihm die zitternden Arme entgegenstreckte, als fordere sie ihn auf, zu ihr zu kommen. Sir Henry nahm höflich, aber kalt, seine Mütze ab und setzte sie wieder auf, ohne eine Antwort zu geben.

„Sollen wir uns setzen, Sir Henry?“ fragte ich.

„Ja, sie mag sich setzen,“ antwortete er mit herrischer Geberde, indem er die Arme übereinander schlug, sich an eine Fensterecke lehnte und seine Frau mit neugieriger Aufmerksamkeit betrachtete.

„Sind Sie aus eigenem Antriebe hierher gekommen?“ fragte er ruhig.

„Ja, Henry, ja,“ flüsterte sie.

„Schreiben Sie das nieder,“ sagte der Baronet bei Seite zu seinem Secretair.

„Sind Sie wieder gesund?“

„Ganz, lieber Mann,“ entgegnete die Frau schwach.

„Schreiben Sie dies nieder,“ wiederholte der Baronet schnell, indem er seinen „Secretair“ ansah, bis dieser mit Schreiben fertig war. Dann trat eine Pause ein. Ich saß neben Lady Anna, die heftig zitterte und leichenblaß war.

„Sie sehen den Besuch der Lady sicherlich nicht ungern, Sir Henry,“ sagte ich; „wenn dies der

Fall ist, so kommen Sie her und sagen Sie ihr es selbst, denn sie fürchtet, Sie beleidigt zu haben." Sie ergriff meine Hand krampfhaft, ohne zu sprechen. Sir Henry ging nach einer Pause der Verlegenheit von seinem frühern Platze weg, kam bis dicht an seine Gattin heran und sagte leise, während er ihr ernst in das Gesicht sah: „Gott ist mein Zeuge, Anna, daß ich Dir nicht grolle; kannst Du dies auch sagen?" Dabei erhob er seinen Finger, sah nach seinem Wärter hin und deutete ihm so an, er möge ihre Antwort niederschreiben, — aber sie sprach nicht. Er sank langsam auf ein Knie nieder, zog den Handschuh von der rechten Hand ab, als wolle er die Hand seiner Frau ergreifen, und sagte zärtlich: „Anna, willst Du mir nicht antworten?" Es lag weder in seinem Tone, noch in seinem Wesen etwas Wahnsinniges und Lady Anna bemerkte diese Veränderung recht wohl.

„Henry! Henry! Theuerster Mann!" flüsterte sie, indem sie plötzlich die Hände nach ihm ausstreckte und in seine Arme sank, in denen sie eine Zeit lang bewegungslos lag.

„Armes Weib! Wie reizbar ihre Nerven sind!" rief der Baronet ruhig aus.. „Du mußt Dich zu beherrschen suchen, Anna, wie ich. Ich grolle Dir nicht; ich weiß, Du wurdest gereizt. Wie ihr kleines Herzchen klopft!" fuhr er gedankenvoll fort. „Sie ist wohl gar ohnmächtig geworden? Welche Schwäche!"

Es war so; die unglückliche Frau war ohnmächtig geworden und lag bewußtlos in den Armen ihres eigentlich auch bewußtlosen Mannes. Ihre weinende Schwester stand auf, um sie fortzubringen, aber das Gesicht des Baronets verdüsterte sich plötzlich. Zwar ließ er es zu, daß wir seiner Frau Beistand leisteten und ihr namentlich den Hut abnahmen; aber er hielt sie fortwährend fest an den Händen und starrte ihr mit einem Ausdrucke von Besorgniß und Verwunderung in das Gesicht. Das geübte Auge seines Wärters sah den Sturm nahen und trat zu ihm.

„Sie würden wohl thun, wenn Sie die Dame fortbringen ließen," sagte er ihm in's Ohr, indem er ihn scharf ansah und die Lady zugleich aus seinen Händen zu befreien versuchte.

„Nun, — es mag sein; sie thut mir leid; ich erinnere mich ihrer Liebe und Freundlichkeit noch sehr wohl und es mußte so weit kommen, arme Anna!" rief er mit bebender Stimme aus, während er an ein anderes Fenster trat, wo er sich so stellte, daß er uns den Rücken zukehrte, und offenbar weinte. Wir brachten Lady Anna sogleich fort und es dauerte so lange, ehe sie wieder zu sich kam, daß wir fast fürchteten, wir würden sie an diesem Tage nicht nach Hause bringen können. „Was mich betrifft," dachte ich, während ich mich über sie beugte, „so werde ich zum letzten Male an solcher Folter Theil nehmen, wenn Sie es auch

wünschen.“ Als ich aus dem Zimmer, in welchem sie lag, wieder heraustrat, begegnete ich Sir Henry, dem der Wärter auf dem Fuße folgte.

„Wohin, Sir Henry?“ fragte ich mit einem Seufzer.

„Ich will dem Könige sagen, daß ich heute nicht bei ihm speisen kann, wie ich versprochen, denn ich bin sehr aufgeregt, ohne daß ich selbst recht weiß, warum. Wer brachte Lady Anna zu mir?“ flüsterte er. Ich antwortete ihm nicht. „Aber es freut mich, daß ich Sie sehe; wir wollen einen Spaziergang im Garten machen, da ich Ihnen etwas von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen habe.“

„Heute müssen Sie mich entschuldigen, Sir Henry, ich habe ..“

„Im Ernst, Doctor? Wissen Sie, was die Folgen davon sein können, daß Sie meinen Wünschen nicht nachkommen?“

Er nahm meinen Arm und führte mich die Stufen hinunter in den Garten, in welchem wir schnell umhergingen, während er mir stets in das Gesicht sah, mit dem Ausdrucke der höchsten Angst, aber — kein Wort sprach. Wir gingen schneller und schneller, bis wir beide ermüdet waren und ich ihn unmerklich wieder nach den Thürstufen zuführte.

„Arme — arme Anna!“ rief er in traurigem Tone aus, indem er seinen Arm hastig aus dem

meinigen zurückzog, in eine Art Alkoven in der Nähe eilte, sich da niedersetzte, sein Gesicht mit dem Taschentuche bedeckte und die Elnbogen auf die Knie stützte. Ich beobachtete ihn eine Zeit lang von der Thüre aus und sah, daß er bitterlich weinte. Armer Sir Henry! Dann erschien ein anderer Irrer, der von der entgegengesetzten Seite des Gartens lustig herkam, ihn auf den Rücken schlug und jubelte: „Ich bin der Herr der Inseln!"

„Ich kann heute unmöglich Billard mit Ew. Majestät spielen," entgegnete Sir Henry, indem er seine roth und dickgeweinten Augen aufschlug.

„So umarmen Sie mich!" sprach der Irre und beide lagen einander sofort in den Armen. „Sie weinen!" rief dann der Unbekannte aus, indem er selbst plötzlich zu weinen anfing, bald aber auffuhr, die Hand auf den Mund legte und brüllte: „Fortgeschlichen! Fortgeschlichen!"

Der Baronet versank wieder in seine traurige Stimmung und blieb mehrere Minuten lang in einer ähnlichen Stellung, worauf er sich erhob, die Thränen abwischte und wieder umherzugehen anfing, die Arme auf der Brust gekreuzt und heftig mit sich selbst sprechend. Ich konnte nur einzelne Worte verstehen, als er an mir vorüber lief. „Man wird es nicht glauben. Was konnte mich dazu veranlassen? Wann wird es vorgenommen werden? Ich erkannte es wohl trotz seiner Verstellung. Mein Secretair — wenn freigesprochen, freigelassen —

Entdeckung — geadelt —" waren Bruchstücke seiner unzusammenhängenden Reden.

Als ich wieder in das Zimmer der Lady Anna kam, hatte sie durch Thränen Erleichterung gefunden. Sie weinte noch immer heftig, sprach bisweilen laut und stark mit sich selbst und ihr Schmerz war weder durch Ermahnungen, noch durch Bedauern zu stillen. Als der Anfall endlich nachließ, weil sie gänzlich erschöpft war, sprach sie ihren Entschluß aus, in dem Hause zu bleiben, in welchem sich ihr unglücklicher Mann befand. Vergebens stellten wir ihr die Gefahr vor, welcher sie sich selbst und Sir Henry aussetzen würde; sie blieb taub bei unserem Zureden und achtete auf unsere Warnungen nicht. Sie fragte Mrs. Th., ob ihr Haus ganz besetzt sei, und als sie eine zögernde, verneinende Antwort erhielt, miethete sie sofort die sämmtlichen Zimmer des linken Flügels. Da sie durchaus nicht zu bewegen war, von ihrem Vorsatze abzugehen, so mußten sofort die nöthigen Anstalten getroffen werden und sie schlief demnach schon die nächste Nacht mit ihrer Schwester und ihrem Kammermädchen in demselben Hause mit ihrem unglücklichen Manne. Es waren alle Maßregeln getroffen, um sie vor Gefahr zu schützen und sie so viel als möglich fern von Sir Henry zu halten.

Es verging so fast ein Monat, ohne daß sie einmal in Sir Henry's Gesellschaft war oder ihn

länger als einen Augenblick sah. Gegen alle Erwartung besserte sich ihr Gemüths= und Körperzustand. Endlich theilte man dem Baronet in einer glücklichen Stunde mit, daß sie lange in Somerfield House gewohnt habe; er äußerte keine Verwunderung darüber, willigte aber ein, daß sie in seinem Zimmer Thee trinke. Er war während ihrer Anwesenheit sehr schüchtern und schweigsam und schien sich unbehaglich zu fühlen, so lange sie da war. Allmälig indeß gewöhnte er sich an diese Besuche, die er bisweilen auch erwiederte, stets in Begleitung seines „Secretairs." Mit großem Vergnügen hörte er die Schwestern auf dem Pianoforte spielen. Er machte Verse, die sie in Musik setzen sollten; er brachte ihnen Blumen und erhielt dafür verschiedene kleine Geschenke. Stunden lang saß er bei ihnen, las ihnen vor, hörte vorlesen, Novellen und Zeitungen, kurz er wurde gewissermaßen wieder ein vernünftiger Mensch. Er behandelte Lady Anna mit der größten Artigkeit, die Schwester derselben aber, als wenn er ihr den Hof mache. Sie vermochten ihn bald, die Pfauenfeder abzulegen, die er oft trug, regelmäßig an Sonntagen; er nahm statt derselben zuerst eine hängende Straußenfeder, dann wurde er vermocht, auch diese wegzuthun, so wie die Frauen ihn selbst überredeten, eine schicklichere Kleidung zu tragen. Dagegen vermochten sie ihm den Gedanken nicht auszureden, daß er sich im Gefängnisse befinde und sei=

nen Prozeß wegen Ermordung seiner Frau und wegen Hochverraths erwarte.

Wie vermag ich die Aufopferung seiner unvergleichlichen Frau zu schildern, oder gebührend ihre unabläſſige Sorge für das Wohl ihres unglücklichen Gatten zu rühmen! Ihre einzige Freude war es, mit Aufopferung ihrer Gefühle und selbst ihrer Gesundheit, zu jeder Stunde und jeder Jahreszeit irgendwie zu seinem Wohlbefinden beizutragen, seine endlosen, seltsamen Einfälle, Verkehrtheiten und Beleidigungen zu erdulden, Freude zu zeigen, wenn er vergnügt war, und ihn zu trösten, wenn ihn ein eingebildeter Kummer quälte. Wenn er nicht bei ihr war, dachte sie an nichts, als wie sie ihm Vergnügen gewähren und Beschäftigung verschaffen könnte. Sie achtete auf keine Ermahnung, und kein Zureden vermochte sie einen Augenblick von dem traurigen Schauplatze der Entwürdigung ihres Gatten zu entfernen.

Aber Alles blieb vergebens; der unglückliche Leidende zeigte keine Spur von geistiger Genesung, im Gegentheil, seine Einbildungen wurden zahlreicher und hartnäckiger als je. Er schien es durchaus nicht mehr zu wissen, daß Lady Anna seine Gattin sei; er behandelte sie immer als eine liebenswürdige Freundin und machte sie selbst zu seiner Vertrauten. Unter andern Seltsamkeiten theilte er ihr eine lange Geschichte von seiner Liebe zu einem Mädchen mit, die er im Hause gesehen, und

fragte sie ernstlich um ihre Meinung, ob er derselben wohl seine Hand anbieten könne.

Eines Morgens redete er sie als Königin an und empfing sie mit den ehrfurchtsvollsten Verbeugungen. Diese Illusion hielt er mit außerordentlicher Zähigkeit fest. Alle kleinen Vertraulichkeiten und Zärtlichkeiten der Lady Anna waren deshalb mit einem Male zu Ende, denn er schien in ihrer Gegenwart stets so verlegen zu sein, daß er selbst durch die herablassendste Behandlung nicht beruhigt werden konnte und sie demnach ihr Benehmen seiner Einbildung gemäß einrichten mußte. Seine größte Freude bestand darin, von der Königin mit kleinen Aufträgen im Hause oder Garten beehrt zu werden. Fast nie war er zu vermögen, in ihrer Gegenwart sich zu setzen, und es dauerte lange, ehe er sich überwinden konnte, mit ihr an einem Tische zu essen. Die arme Frau trug, um in seine Gedanken einzugehen, kostbare Kleidung und Juwelen und entließ ihn jedesmal, indem sie kalt die Hand ausstreckte, die er in tiefster Ehrfurcht küßte.

Er glaubte zum General ernannt worden zu sein und verlangte durchaus ein Musikcorps, das jeden Abend nach Tische unter seinen Fenstern spielen sollte. Eines Tages lud er mich im Namen des Königs zu Tisch in seinem Zimmer. Es war ein warmer Septemberabend und die ganze Umgegend in die bunten Herbstfarben gekleidet. Während des Essens behandelte Sir Henry seine Frau

mit der Ehrfurcht und Etikette, die einer Königin gebühren, und ich mußte natürlich ein ähnliches Benehmen befolgen, während die arme Frau sich genöthigt sah, mit Herablassung die Aufmerksamkeiten hinzunehmen, die ihr das Herz zerrissen, als Zeichen der Hartnäckigkeit der Krankheit ihres Mannes. Ich beobachtete sie genau und bemerkte keine Thräne in ihren Augen, nichts Aengstliches in ihrem Benehmen, keinen Seufzer, wohl aber den stillen, tiefen Gram, der das Herz zerfrißt.

Nachdem abgedeckt worden war, rückten wir unsere Stühle — Lady Anna in der Mitte auf einer Art Thron, den der Baronet ausdrücklich für sie hatte bauen lassen — in einen Kreis um das große Bogenfenster herum, das auf den einsamsten Theil des Gartens und auf eine schöne Landschaft in der Ferne sah. In einer Laube, ein wenig rechts von uns, befand sich Sir Henry's Orchester, das mehrere Stücke Militairmusik spielte. Auf meine Anordnung, die ich vorher gegeben hatte, gingen die Musiker plötzlich aus einem lustigen Marsche in ein Concert von Waldhörnern über. Die Zeit — die Abenddämmerung — die Umstände, die Personen, Alles stimmte mit der melancholisch-lieblichen Musik zusammen, der wir schweigend lauschten. Aus Lady Anna's Augen strömten Thränen, während sie mit traurigem Ernst ihren Gatten ansah, der auf einem niedrigen Stuhle ihr zur Linken saß, das Kinn auf die hohle Hand gestützt, und

trübsinnig auf die Abendlandschaft hinausblickte. Lady Anna bemühte sich bisweilen vergebens, ihr Schluchzen zu unterdrücken, und ich fürchtete schlimmere Folgen von ihrer zunehmenden Aufregung. Ich sah, wie sie, fast unbewußt, ihre Hand auf die des Baronets legte und dieselbe heftig erfaßte. So hielt sie seine Hand einige Augenblicke, bis der Irre sich langsam umdrehte und ihr in das Gesicht sah; seine Züge erlitten eine völlige Veränderung, er sah die Lady mit dämonischem Ausdrucke an, erhob sich langsam von seinem Sitze und stürzte aus dem Zimmer hinaus. Lady Anna sank mit einem matten Schrei zu Boden, ihre Schwester bemühte sich vergebens, sie aufzurichten, und ich eilte dem Irren nach, kehrte aber um, als ich sah, daß ihm der Wärter folgte. Ich werde diesen schrecklichen Abend nie vergessen. Sir Henry stürzte aus dem Hause hinaus, sprang mit einem Satze über ein hohes Stacket und entfloh querfeldein. Sein Wärter konnte ihn nicht erreichen und verlor ihn bisweilen ganz aus dem Gesichte. Er folgte ihm ungefähr zwei (engl.) Meilen weit und kam ihm dann endlich näher und näher. Als er etwa noch eine Elle von ihm entfernt war, drehte sich der Irre plötzlich um, versetzte dem Manne einen Schlag, der denselben niederwarf, und kletterte sodann auf einen großen Ulmbaum, der in der Nähe stand und unter dessen dunkeln Zweigen er bald ein fürchterliches Geheul begann. Nach einiger Zeit entstand

sodann ein Rascheln und Knacken unter den Aesten und Sir Henry lag betäubt und blutend am Boden. Zum Glück hatte der Wärter, während er dem Irren nachlief, laut um Hülfe gerufen und seine Stimme wurde von zwei Männern gehört, die ich ihm nachschickte. Diese drei Männer brachten Sir Henry, allem Anscheine nach todt, zurück. Es wurde sogleich ein geschickter Wundarzt geholt, denn ich konnte das Zimmer der Lady Anna nicht verlassen, die völlig bewußtlos war und seit der Flucht Sir Henry's aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Lady Julie befand sich in einem Nebenzimmer, weinte so heftig und geberdete sich so seltsam, daß zu fürchten war, sie würde den Verstand verlieren, wie Sir Henry und Lady Anna das Leben. Ich erinnere mich noch deutlich, daß damals das Orchester, welches von dem Vorfalle nichts wußte, die Musik, welche so traurige Wirkungen gehabt hatte, noch immer fortspielte, und da Lady Anna's Schlafzimmer in einem Theile des Gebäudes dicht an der Stelle war, wo die Musiker saßen, so hörten wir fortwährend die klagenden Waldhorntöne, bis es endlich Mrs. Th. einfiel, die Leute aufzufordern, sie möchten schweigen. Dieser kleine Vorfall — das plötzliche Auffahren Sir Henry's, das Aufschreien der Lady Julie, die Ohnmacht der Lady Anna, Alles trug dazu bei, mich zu verwirren. Es kam mir wie ein Traum vor.

Ich kann und will mich bei den unmittelbaren

Folgen dieser traurigen Nacht nicht aufhalten, und ich erwähne nur, daß Sir Henry schwere, doch keine tödtlichen Verletzungen erhalten hatte, die mit Geschick und Glück behandelt wurden; aber er lag fast eine Woche lang wie betäubt da, worauf seine Geisteskrankheit wieder in der größten Heftigkeit ausbrach, so daß die strengsten Zwangsmaßregeln angewendet werden mußten. Der Zustand der Lady Anna war ebenfalls im höchsten Grade beunruhigend, weshalb wir beschlossen, sie, nachdem die gefährlichsten Symptome beseitigt waren, aus der Nähe Sir Henry's fort- und nach .. Hall zu bringen. Sie besaß nicht Kraft genug, unsern Maßregeln sich zu widersetzen, und ließ sich ohne Klage von Somerfield House fortbringen. Bisweilen glaubte ich mit Entsetzen in dem Ausdrucke ihres Auges etwas Stieres zu bemerken; war es unmöglich, daß die Krankheit ihres Mannes sie angesteckt hatte? Es vergingen viele Wochen, bevor irgend ein Zeichen von Besserung zu erkennen war. Die Schläge, welche sie getroffen hatten, waren zu zahlreich und zu stark, ihre peinigende Angst währte zu lange, als daß man mit Grund auf endliche Genesung hätte rechnen können. Zuletzt führten aber doch die milde Zeit, dieses mächtige Linderungsmittel der menschlichen Leiden, und die unablässige liebevolle Pflege ihrer zahlreichen Verwandten eine, wenn auch sehr geringe, Besserung herbei. Sie beschäftigte sich viel mit ihrem Knaben, behielt

ihn Stunden lang neben sich im Bette, sprach zwar wenig mit ihm, aber ihre Augen hafteten fortwährend auf den kindlichen Zügen, und selbst wenn sie schlief, spielten ihre Finger unwillkührlich mit seinen blonden Locken. Nach Sir Henry fragte sie selten, und wenn sie es einmal that, gaben wir ihr natürlich die möglichst beste Antwort. Ihre häufigen Bemühungen, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen, waren so lange vergeblich gewesen, daß sie endlich alle Hoffnung aufgegeben zu haben schien, ihre Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen.

Ich darf indeß die ursprüngliche, traurige Veranlassung zu allem diesem Unglücke nicht aus den Augen verlieren. Der Prozeß um den Titel und die Güter Sir Henry's verlief so schnell als möglich. Derjenige, welcher Anspruch erhob, war, wie ich schon erwähnt zu haben glaube, ein Mann von niedrigem Stande; er war, wenn ich mich nicht irre, Sclavenaufseher auf einer Pflanzung in Westindien gewesen und man erzählte, ein reicher Jude habe so viel Vertrauen zu der Sache des Mannes gefaßt, daß er demselben die bedeutenden Summen vorschoß, die er brauchte, um seinen Prozeß mit Kraft zu betreiben.

Ueber sehr viele wesentliche Punkte konnte Niemand außer dem unglücklichen Baronet selbst Auskunft geben und sein Sachwalter hatte deshalb, in der Hoffnung auf Sir Henry's Genesung, alle möglichen Hindernisse hervorgesucht, um sowohl

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

seine Gegner zu ermüden, als auch Zeit zur Genesung seines Clienten zu gewähren. Wie ich erfuhr, hegte der Advokat freilich keine eben große Hoffnung. Endlich war jede mögliche Quelle von Verzögerung erschöpft und die Sache sollte zur Entscheidung kommen. Die Neugierde des Publicums war in hohem Grade gespannt und es sollen sogar bedeutende Wetten auf den Ausgang gemacht worden sein.

Ich pflegte Sir Henry wöchentlich ein- oder zweimal zu besuchen. Er wurde wieder ruhig, wie er es vor dem letzten Anfalle gewesen war, und sein körperliches Befinden ließ nichts zu wünschen übrig. Es stellten sich aber neue fixe Ideen ein. Einmal beschäftigte er sich mit der Abfassung einer allgemeinen Weltgeschichte; ein anderes Mal schrieb er die Biographien aller Parlamentsmitglieder xc., Alles aber mußte endlich weichen vor dem „Stammbaume, eine Erzählung aus dem wirklichen Leben," welches eine übertriebene, seltsame Schilderung seines eigenen Prozesses war. Die Veranlassung gab der Umstand, daß er zufällig in der Zeitung folgende Stelle erblickte, die unglücklicherweise von der Person übersehen worden war, die blos die Aufgabe hatte, die Zeitung durchzulesen, ehe sie dem Baronet in die Hände gegeben wurde:

„Sir Henry Harleigh, Baronet. — Dieser unglückliche Edelmann ist noch immer krank und wir vernehmen, daß es auch wenig Hoffnung für

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

ihn giebt. Der Ausgang seines berühmten Prozesses wird also für die Hauptperson desselben von geringer Bedeutung sein."

Sobald er diese Zeilen gelesen hatte, versank er in tiefe Melancholie, die nur durch die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, die Aufzeichnung seines Unglücks, etwas gemildert wurde. Er hatte seine frühere Kleidung von grünem Fries, sowie die häßliche Pfauenfeder wieder angenommen. Er blieb indeß ruhig und harmlos. Das Amt seines Wärters war eine Sinecure, bis Sir Henry ihm endlich plötzlich auftrug, zwei Abschriften von dem zu nehmen, was er niederschrieb.

Ich fand mich zu dieser Zeit einmal früh bei ihm ein. Er ging in der düstersten Stimmung in seinem Zimmer auf und ab, hieß mich mit größerer Herzlichkeit als gewöhnlich willkommen, schickte seinen Wärter hinaus und sagte zu mir: „Doctor, hörten Sie mich je im Parlamente sprechen?" Ich verneinte dies.

„Dann müssen Sie mich jetzt hören und mir dann aufrichtig sagen, was für ein Advokat aus mir geworden sein würde, — denn ich habe die ernstliche Absicht, mich dem Advokatenstande zuzuwenden. Wir wollen annehmen, ich spräche in meiner eigenen Sache zu den Geschwornen, und Sie müssen die Geschwornen vorstellen. Also!"

Er rückte einen Stuhl und einen Tisch in eine Ecke des Zimmers, stieg darauf, warf einen schwar-

zen Mantel um die Schultern und begann. Wird man mir glauben, wenn ich erkläre, daß ich, meinem Urtheile nach, damals beinahe eine Stunde lang einen Redner anhörte? Er sprach natürlich in der dritten Person und setzte einfach und eindringlich die Geschichte seiner Geburt, seiner Erziehung, seiner Familie und Verheirathung, seiner parlamentarischen Laufbahn, kurz die Zeit seines Glückes und Stolzes auseinander. Dann schilderte er die verachtungsvolle Gleichgültigkeit, mit welcher er die ersten Mittheilungen über den beabsichtigten Angriff auf seinen Titel und sein Vermögen behandelt, sowie die Bestürzung, womit er sp"ter die Wichtigkeit des gegen ihn erhobenen Anspruchs erkannt habe. Er forderte mich — die Geschwornen — auf, sich an seine Stelle zu denken, sich eine Vorstellung von seinen Gefühlen zu machen, und legte nun meisterlich die Lage der Sache dar. Er schilderte mit lebhaften Farben die Seelenqual, die er erduldet, seine Angst, ob wohl seine Frau etwas von der unglücklichen Angelegenheit vernehme, seine schlaflosen Nächte und angstvollen Tage, die Aussicht auf seine Erniedrigung, wenn sein Gegner siege, und auf die Armuth seiner Frau und seines Kindes, und ich versichere, daß er mir die Thränen in die Augen lockte. An dieser Stelle kam er aber leider auf seine großartige Entdeckung, Talg in Wachs zu verwandeln, und er erging sich nun in einer ausschweifenden Aufzählung der gro-

ßen Vortheile dieser Erfindung. Da stand denn wiederum der Irre vor mir, der mit heftigen Geberden von dem unermeßlichen und unberechenbaren Reichthume sprach, den der Erfinder erhalten müßte. Wäre ich nicht aufgestanden, um fortzugehen, er würde wahrscheinlich den ganzen Tag über so fort gesprochen haben. Ich hatte versprochen, Abends Lady Anna zu besuchen, gab es aber auf. Die Erinnerung an ihren wahnsinnigen Mann würde zu frisch gewesen sein. Ich fühlte es, daß ich sie nicht sehen und an ihn denken konnte.

Um jedoch den Leser nicht zu sehr zu ermüden, will ich meine lange Erzählung dadurch beschließen, daß ich einige Auszüge aus meinem Tagebuche hinzufüge.

Sonnabend, den 5. Novbr. 18—. Heute sollte der wichtige Prozeß verhandelt werden, welcher über das Eigenthum des Titels und Vermögens Sir Henry Harleighs entscheiden muß. Da die allgemeine Neugierde lange schon angeregt war, so fanden sich Zuhörer in Menge ein. Für Sir Henry erschienen vier der ausgezeichnetsten Advokaten mit großen Stößen von Acten und Büchern; für den Gegner waren drei gekommen. Es wurde eine besondere Jury vereidigt; der Richter nahm seinen Platz ein, und die Zeugen wurden vorgerufen. Der Kläger war früh todt in seinem Bette gefunden worden, wohin man ihn, völlig betrunken, aus einem Wirthshause mit seinem Sachwal-

ter und seinen Zeugen hatte bringen müssen. Er war nicht verheirathet gewesen und die ganze Sache, die so schreckliche Folgen für Sir Henry und dessen Gattin gehabt hatte, war demnach zu Ende. Aber was nützt der nun festbegründete, sichere Besitz des Titels, des Ranges und Vermögens dem Unglücklichen?

Man hielt es für das Beste, die Nachricht beiden durch mich überbringen zu lassen, wenn ich es überhaupt für räthlich hielte, ihnen dieselbe mitzutheilen. Was soll ich thun? Was kann die Folge sein, wenn in Lady Anna's Gegenwart Jemand unbedacht davon spricht? Für den Baronet selbst fürchtete ich wenig, denn ich war überzeugt, daß es ihm gleichgültig sein würde, ob er den Prozeß gewonnen oder verloren.

Da ich einen Patienten in der Nähe von Somerfield zu besuchen hatte, so wollte ich diese Gelegenheit benutzen, um Sir Henry die Nachricht von dem Ausgange des Prozesses mitzutheilen. Es war ungefähr zwei Uhr, als ich bei ihm erschien. Er saß am Kamine und las ein Drama Shakespeare's. Ich lenkte seine Gedanken allmälig dahin, wohin ich sie haben wollte, und erzählte ihm endlich kurz und bündig seine eigene Geschichte bis zuletzt, aber wie von einer dritten Person. Er hörte mich mit gespannter Aufmerksamkeit an.

„Gott sei mir gnädig!“ rief er aus, als ich zu Ende war; „ich muß diese Geschichte schon vorher

irgendwo gelesen oder gehört haben.. Glauben Sie, daß sie wahr, daß sie erst vor Kurzem vorgekommen ist?"

„Allerdings, Sir Henry," antwortete ich, indem ich ihn ernst ansah.

„Und leben die Personen noch? Lord und Lady ..?"

„Beide leben in diesem Augenblicke und nicht zehn Meilen von hier."

„Wirklich? Das ist ein Unglück."

„Ein Unglück, Sir Henry?" wiederholte ich erstaunt.

„Ja — für mich. Werden Sie errathen, woran ich die ganze Zeit über gedacht habe?" antwortete er lächelnd. „Welcher Stoff zu einem Trauerspiele! Freilich kann er nicht benutzt werden, da die Personen noch leben. Gleichwohl bin ich noch immer der Meinung, daß sich etwas daraus machen ließe. Man könnte die Thatsachen verändern.."

„Es ist eine Tragödie im wirklichen Leben!" sprach ich mit einem tiefen Seufzer.

„Allerdings," wiederholte er, indem er ebenfalls seufzte, „und wir haben da ein Beispiel, daß das wirkliche Leben oft die Dichtung überbietet, nicht? Wenn dies in einer Erzählung oder Novelle vorgekommen wäre, würden die Leute gesagt haben: „Wie unwahrscheinlich! wie unnatürlich!"

„Gewiß hätte man so gesagt, Sir Henry,"

entgegnete ich und die Thränen traten mir unwillführlich in die Augen.

Nach einer Pause setzte er mit etwas unsicherer Stimme hinzu: „Welche Person bedauern Sie am meisten, Doctor, Lord .. oder Lady Marie ..?"

„Beide; ich weiß nicht, wer von ihnen größeres Mitleiden verdient."

„Wissen Sie übrigens, wie sie die Nachricht aufgenommen haben?" fragte er plötzlich mit zunehmender Theilnahme.

„Ich glaube, Lady Marie .. befindet sich in zu großer Gefahr, als daß sie ihr mitgetheilt werden könnte. Man sagt, sie liege im Sterben."

„Die Unglückliche! Welch trauriges Schicksal! Und sie ist jung und schön, sagen Sie?"

„Sie ist jung, aber nicht mehr schön, Sir Henry."

„Ich wünsche, es wäre nicht wirklich vorgekommen," entgegnete er, indem er gedankenvoll in das Feuer blickte. „Was würde Shakespeare daraus gemacht haben! Es wäre ein Schatz für den Dichter König Lears gewesen .. Und wie nahm Lord .. die Nachricht auf? — Halt!" unterbrach er sich plötzlich .. „Wie würde Shakespeare die Scene aufgefaßt haben? Wie würde er Lord .. handeln lassen? Ein gewöhnlicher Schriftsteller würde den Irren rasen, stampfen, brüllen, vielleicht endlich durch die Nachricht gesund werden lassen, nicht wahr?"

„Sehr wahrscheinlich, Sir Henry," antwortete ich.

„Sehr verschieden aber würde der Meister schildern. Vielleicht ließe er den Irren Alles anhören wie eine Erzählung von einer fremden Person; er würde ihn von der Wahrheit und Natürlichkeit der Erfindung entzückt sein, sich selbst in einem Andern bedauern lassen! Ja, wie ganz naturgemäß, wie einfach und wie wahr würde die Scene unter Shakespeare's Feder werden!" fuhr Sir Henry mit einem Seufzer fort, indem er die Arme auf der Brust übereinander schlug, sich auf dem Stuhle zurücklehnte und gedankenvoll in das Feuer sah.

„Sie sind also Shakespeare gleich, werther Sir Henry."

„Wie so? Was meinen Sie damit?" fragte er, indem er auffuhr und sich mit freudiger Spannung zu mir wendete, „habe ich .."

„Sie haben es genau so beschrieben, wie es geschah."

„Nein! Sprechen Sie im Ernst? Woher wissen Sie das, lieber Doctor?" fragte er, während sein Gesicht das höchste Entzücken ausdrückte und er kaum auf dem Stuhle sitzen zu bleiben vermochte.

„Weil ich selbst dabei zugegen war, Sir Henry; ich überbrachte die Nachricht," antwortete ich, während Alles im Zimmer sich um mich her zu drehen schien.

„Guter Gott! Sprechen Sie im Ernst, Doctor?"

„So wahr ich lebe, Sir Henry," entgegnete ich so ernstlich und feierlich, als es mir möglich war, während ich ihn scharf ansah. Er zuckte zusammen und stierte mich mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke an.

„Sahen Sie diesen Blitzstrahl, Doctor?" stammelte er sodann und er zitterte an allen Gliedern.

„Einen Blitzstrahl, Sir Henry? Einen Blitzstrahl?" stotterte ich und ich war nahe daran, seinen Wärter zu rufen.

„Ach — ach!" rief er fast athemlos aus, — „ich bitte um Verzeihung .. Ha! ha!" und er versuchte zu lachen; „aber Sie erzählen mir so schreckliche Geschichten und sehen so ernsthaft dabei aus, daß — daß ich es — wahrhaftig nicht länger aushalten kann. — Wie heiß es hier im Zimmer ist! Wir wollen das Fenster aufmachen und frische Luft hereinlassen." Er stand auf und ich folgte seinem Beispiele. Zum Glück konnte er das Fenster nicht aufmachen. Ich athmete wieder freier. Er ging auf und ab und fächelte sich mit dem Taschentuche Luft zu. Dabei versuchte er, freilich vergebens, mir zuzulächeln; dann wurde er bleicher und bleicher, seine Füße schienen unter ihm zusammen zu knicken und ich hatte kaum Zeit, ihn zu einem Stuhle zu führen, als er ohnmächtig wurde. Ich rief seinen Wärter zu Hilfe und wir brachten

Sir Henry mit den gewöhnlichen Mitteln bald wieder zum Bewußtsein.

„Ach, Sie sind es?“ sprach er mit mattem Lächeln, als sein Blick auf den Wärter fiel. „Ich glaubte, wir hätten uns längst schon getrennt. Wo sind Sie, oder vielmehr wo bin ich gewesen?“

Mit Hilfe von etwas Wein und Wasser fand er endlich sein Bewußtsein gänzlich wieder.

„Ich werde, fürchte ich, den ganzen Tag zu nichts tauglich sein,“ sagte er. „Ich werde deshalb zu dem Könige gehen und Schach mit ihm spielen. Ist Se. Maj. frei?“

Ich verabschiedete mich endlich, da ich sah, daß meine Anwesenheit ihm lästig zu werden anfing, aber es vergingen mehrere Tage, ehe ich mich von dem Eindrucke dieses Auftrittes gänzlich erholte. Diesen Abend war es mir nicht möglich, Lady Anna den versprochenen Besuch zu machen. Ein Auftritt wie der obige ist nicht blos für einen Tag, sondern für ein Leben genug; ich schickte also einen Diener mit einem Briefchen ab, in welchem ich anzeigte, daß ich wahrscheinlich am nächsten Abende kommen würde.

Sonntag, den 6. Novbr. — Ich nahm mir vor, heute Sir Henry zu besuchen, um zu sehen, welchen Eindruck das gestrige Gespräch auf ihn gemacht habe. Er hatte eben Dr. Th. Gebete vorlesen hören und war vollkommen ruhig. Es zeigte sich in seinem Wesen keine Veränderung, und eine

seiner ersten Bemerkungen, die er gegen mich machte, war: „Ach, Doctor, wie hintergingen Sie mich gestern! Wie konnten Sie glauben, ich wisse es nicht, daß Sie, nur in anderer Form, die Hauptereignisse aus — meiner Erzählung „der Stammbaum“ wiederholten! Es ist rein unbegreiflich, wie ich das nicht sogleich bemerkte; aber ich habe dabei einige gute Andeutungen benutzt. Ich werde sie nun schnell beendigen und sobald als möglich herausgeben. Hoffentlich hält sie die Welt der Complimente würdig, die Sie mir gestern auf so feine Art machten.“

Ich verabschiedete mich in Verzweiflung von ihm.

Als ich Abends nach ... Hall kam, fand ich, daß die Nachrichten, für deren besonders beauftragten Ueberbringer ich mich hielt, auf irgend eine Weise schon am gestrigen Nachmittage der Lady zu Ohren gekommen waren. Sie war durch dieselben nicht sehr aufgeregt worden und die ersten Worte, die sie darnach sprach, waren ein Gebet, der Allmächtige möge ihrem Gatten durch dieselben den Verstand zurückgeben. In Bezug auf sich selbst sprach sie vollkommene Ergebung in den Willen Gottes und die Hoffnung aus, daß sie in der kurzen Zeit, die noch zwischen ihr und der Ewigkeit liege, die Tröstungen der Religion nicht entbehren würde. Gewiß fand dies reine Gebet, das aus der Tiefe eines gramerfüllten Herzens über schuldlose Lippen ging, Gnade vor ihrem *gnädigen* Schöpfer.

Gewiß erhielt sie von dieser Zeit an durch ihn Heiterkeit und Friede; er nahm ihr den scharfen Stachel der Seelenpein, er heilte das kranke Herz, während es allmälig erlosch; denn das Licht des Glaubens und der Hoffnung „glänzt am hellsten, wenn der Körper stirbt.“

Ja, Lady Anna starb, starb unter traurigen Umständen, wenn man blos irdische Rücksichten gelten läßt; ist es aber wirklich hart, in vollem Seelenfrieden zu sterben?

Ich fand an dem Bette meiner Kranken die Schwestern derselben und ein paar andere Damen. Sie saß im Sessel, durch Kissen gestützt, vor dem Kamine; der Lichtschein des Feuers fiel hell auf ihr Gesicht und verrieth, welche Zerstörungen der Gram in ihrem sonst so schönen Gesichte angerichtet hatte. Sie war kaum achtundzwanzig Jahre alt und gleichwohl hätte man sie für eine Vierzigerin halten können. Das Feuer, das früher aus ihren großen Augen sprühte, war verglommen und es lag ein matter, trüber Schein über den tief eingesunkenen. Ihre Wangen waren eingefallen und die breite Garnirung ihres Häubchens hob die Abmagerung noch mehr hervor. Eine ihrer Schwestern, eine sehr liebenswürdige Frau, saß dicht neben ihr und hatte immer für ihr Ebenbild gegolten; ach, wie unähnlich waren jetzt beide einander!

Lady Sarah, die jüngste Schwester meiner Kranken, bückte sich eben, als ich eintrat, um den

Trauring ihrer Schwester zu suchen, der von dem Finger abgefallen war, welcher ihn nicht mehr ausfüllte. „Wickele einen seidenen Faden darum," flüsterte Lady Anna, als die Schwester den Ring ihr wieder an den magern, alabasterweißen Finger stecken wollte. „Ich möchte ihn nicht wieder verlieren." Die Schwester nickte, mit Thränen in den Augen, und verließ das Zimmer mit dem Ringe, während ich mich auf dem Stuhle, den sie verlassen hatte, am Sessel niedersetzte. Ich hatte nur erst ein paar gewöhnliche Fragen thun können, als Lady Sarah ganz blaß wieder in der Thüre erschien und einer ihrer Schwestern winkte, um ihr die eben eingegangene, traurige Nachricht mitzutheilen, daß ihr Vater, der alte Graf, der, obgleich krank, von Irland abgereiset war, um seine sterbende Tochter auf deren dringende Bitte noch einmal zu sehen, unterwegs gestorben sei. Nach wenigen Minuten hatten alle Anwesenden allmälig das Zimmer verlassen, so daß ich mit der Kranken allein blieb.

„Doctor," sagte sie ruhig, „ich fürchte, es ist etwas Trauriges geschehen. Alle sind hinausgegangen. Ich beobachtete Sarah durch den Spiegel da," fuhr sie fort, indem sie auf einen Spiegel deutete. „Wissen Sie, was geschehen ist?" Ich betheuerte feierlich das Gegentheil. Sie seufzte, verrieth aber nicht die mindeste Unruhe.

„Sie werden mir hoffentlich Alles mittheilen;

was es auch sein mag, ich glaube, Gott sei Dank! es ertragen zu können. Aber, Doctor," fuhr sie in demselben ruhigen Tone fort, „was es auch sein mag, — ich benutze diese Gelegenheit, um Sie Einiges über — Sir Henry zu fragen. Wann sahen Sie ihn?"

Ich sagte es ihr.

„Haben Sie noch Hoffnung?" — Ich zögerte.

„Sprechen Sie aufrichtig mit einer Sterbenden, Doctor," fuhr sie mit einer gewissen Feierlichkeit fort; „der Himmel wird mir die Kraft geben, Alles zu tragen, was Sie mir zu sagen haben werden. Wie steht es?"

„Ich — ich fürchte, daß es jetzt — wenigstens nicht schlechter steht.. Er ist ruhiger als früher."

„Kennt er das Ereigniß vom Sonnabend? Wie nahm er die Nachricht auf?"

„Es machte einen geringen Eindruck auf ihn; ja er schien es sogar nicht zu verstehen."

Sie schüttelte langsam ihr Haupt und seufzte.

„Für Sie ist die Nachricht hoffentlich ein Trost gewesen?"

„Ach, was nützt sie mir? Aber ich habe ein Kind. Gott sei Dank, mein Sohn wird nun — kein Bettler sein. Der Himmel beschütze ihn!" Es zitterte in ihrem Auge eine Thräne, aber sie verschwand bald. „Doctor," setzte sie noch schwächer als vorher hinzu, denn sie war sichtbar sehr er-

schöpft, „noch ein Wort. Ich fürchte, meine Schwäche hat Ihnen bisweilen große Verlegenheit und Noth gemacht, — da ich so oft in Sie drang, daß Sie mich zu meinem Manne, dem unglücklichen Henry, führen möchten.“ — Sie schwieg einige Secunden. — „Das Urtel ist nun gesprochen; ich werde ihn auf Erden nicht mehr sehen. Ich habe einen Brief an ihn geschrieben, der ihm übergeben werden soll, wenn ich nicht mehr bin und — er im Stande ist — zu ..“ Sie hielt von Neuem inne. „Er liegt unten in meinem Portefeuille und ist schwarz gesiegelt. Er enthält eine Locke von mir und ich habe einige Zeilen geschrieben, — aber nichts, was ihm Schmerz machen könnte. Wollen Sie ihm den Brief übergeben?“ Ich verbeugte mich und sie streckte dankend ihre abgezehrten Finger nach mir aus. Ich saß dann noch eine Viertelstunde schweigend neben ihr. Ihre Augen waren geschlossen und ich glaubte, sie schlummere. Dann trat eine ihrer Schwestern mit rothgeweinten Augen leise in das Zimmer und setzte sich an dem Bette nieder.

„Wer ist gestorben?“ fragte Lady Anna, ohne die Augen aufzuschlagen. Ihre Schwester antwortete nicht und es trat eine lange Pause ein. „Er würde längst schon hier sein, wenn nicht ..,“ flüsterte endlich Lady Anna. Ihre Schwester antwortete noch immer nicht. — „Ja, ich fühle es, mein Vater ist gestorben!“ rief nun Lady Anna aus und

dann setzte sie leise hinzu: „Wenn ich nur Kraft genug besäße, Ihnen meinen Traum von voriger Nacht zu erzählen. Rufe sie Alle herein, Alle; ich will es versuchen, während es noch möglich ist," fuhr sie kräftiger und vernehmlicher fort, als sie bisher gesprochen hatte. Ihre Augen öffneten sich plötzlich und richteten sich auf ihre Schwester.

„Zögere nicht, — rufe sie Alle herein, damit sie meinen Traum hören!" Ihre Schwester eilte überrascht nach der Thüre zu.

„Sie glauben, ich sähe meinen Vater nicht!" rief Lady Anna aus, und ihr Auge glänzte ungewöhnlich. „Da ist er; der alte Mann wünscht seine Kinder noch einmal um sich versammelt zu sehen." Es zog ein mattes, seltsames Lächeln über das bleiche Gesicht der Kranken. „Ich höre sie auf der Treppe, — aber sie dürfen mich nicht so finden.. Ich werde kalt." Damit erhob sie sich plötzlich aus ihrer sitzenden Stellung, zog ihren Anzug um sich und ging zu meiner großen Verwunderung nach ihrem Bette hin. In diesem Augenblicke trat ihr Kammermädchen ein und half ihr in das Bett steigen. Ich folgte ihr an das Bett und bat sie, ruhig zu sein. Ihr Puls klopfte rasch unter meinem Finger.

„Ich hätte nicht so eilen sollen," sagte sie matt, „aber er winkt mir." In diesem Augenblicke traten ihre Schwestern in das Zimmer. „Die Lichter löschen aus und ich sehe sie doch," flüsterte sie fast

unvernehmlich. „Julie, Sarah, Elisabeth, — Elisabeth —" wiederholte sie, ihre kalte Hand schloß sich plötzlich auf meinen Fingern und ich sah, daß der kurze Kampf vorüber war.

Ihre armen Schwestern, die an diesem Tage einen doppelten Verlust erlitten, waren trostlos. Ach welch' ein Trauerhaus war —Hall geworden! Ich fühlte, daß meine Anwesenheit ihnen lästig war. Was konnte ich auch thun, um einen so tiefen Schmerz zu lindern? Ich verabschiedete mich also bald nach Lady Anna's Tode. Als ich die Treppe hinunterging, kam mir die Kinderwärterin nach, welche das nun mutterlose Kind auf den Armen trug.

„Nun, liebes Kind," sagte ich, indem ich dem Kinde die Wange streichelte, „was bringt Dich noch so spät hierher?"

„Ich weiß es nicht," antwortete die Wärterin schluchzend, „was dem Kinde heute fehlt. Er ist den ganzen Tag über wohl gewesen und seit sieben Uhr so unruhig geworden, daß wir nicht wissen, was wir mit ihm anfangen sollen. Bald schläft er, bald wacht er, und er weint dabei ganz kläglich .. Wollen Sie ihm nicht etwas Beruhigendes geben, Herr Doctor?"

Das Kind sah sehr roth und fieberisch aus.

„Hat es nach der Mutter verlangt?"

„Ja, sehr oft. Er will zu ihr, bei ihr schlafen und nirgends anders," sagte das Mädchen

schluchzend, „aber wir dürfen ihm doch nicht sagen, daß — er keine Mutter mehr hat.“

Ich dachte an den Vater, dann an den Sohn und das edle Glied der Kette, das sie vereinigt hatte und nun zerbrochen oben in dem Zimmer lag. Mit feuchten Augen und bebenden Lippen küßte ich das Kind und verließ —Hall. Es war eine traurige Novembernacht und die Scene draußen paßte zu der Trauer drinnen. Die ganze Gegend war in ein Leichentuch von Schnee gehüllt; es schneite und regnete und der Wind heulte schauerlich.

Dienstag, den 8. Novbr. — „Am Sonntag, am 6. Novbr. starb zu —Hall Lady Anna, Gattin Sir Henry Harleighs, und dritte Tochter des verstorbenen Grafen von .., den sie nur um einen Tag überlebte.“

So wurde der Tod meiner Kranken in den Zeitungen angezeigt. Die Anzeige stand mir noch lebhaft vor den Augen, als ich mich heute zu Sir Henry begab, der eifrig mit Dr. Th. Billard spielte. Er spielte ganz vortrefflich, aber der Doctor war ihm gewachsen und das Spiel beschäftigte ihn so ganz, daß er kaum Zeit fand, mich zu fragen, wie ich mich befinde. Ich sah zu, bis er die Partie gewonnen hatte, worüber er sich außerordentlich freute.

„Doctor, ich spiele mit Ihnen um hundert Pf. St.,“ sagte Sir Henry, „und gebe Ihnen zwölf vor.“

„Haben Sie Ihrem Freunde, Doctor .., nichts zu sagen?“ entgegnete Doctor Th., der es wußte, daß ich gekommen war, um Sir Henry den Tod der Lady Anna anzuzeigen.

„Allerdings; ich will mit ihm spielen .. Kommen Sie, Doctor; setzen Sie sich aus.“

Ich entschuldigte mich natürlich und es gelang mir auch, ihn dadurch in sein Zimmer zu locken, daß ich seinen „Stammbaum“ erwähnte.

„Gut, daß Sie daran dachten,“ sagte er; „ich möchte mit Ihnen darüber sprechen.“

Wir saßen bald mit einander vor dem Feuer. Er hatte das Manuscript auf den Knien vor sich liegen und sagte mir, was er weiter geschrieben.

„Und was haben Sie aus der Frau gemacht?“ fragte ich scharf betonend.

„Aus Lady Marie? Warten Sie einmal! Wie verfügten Sie in Ihrer Version meiner Erzählung über sie?“ fragte er neugierig und mit einem Lächeln. Ich seufzte. „Gott der Allmächtige hat seitdem über sie verfügt,“ sprach ich, indem ich ihm in das Gesicht blickte. „Er hat sie zu sich genommen, Sir Henry.“

Er sah mich verlegen an.

„Ich verstehe Sie nicht, Doctor, wahrhaftig nicht. Was meinen Sie? Von wem sprechen Sie? Wen verwechseln Sie mit meiner Heldin? Sie kommen wohl von einem Patienten? Sie sind zerstreut.“

„Im Ernst, Sir Henry," sagte ich, während ich mit dem Taschentuche über die Augen strich, „ich denke an eine Dame, die noch vor zwei Tagen meine Patientin war. Glauben Sie mir, Sir Henry, ihre Lage glich ganz genau derjenigen, welche Sie in Ihrer Geschichte beschreiben. Ach wie sanft, wie schön, wie ergeben!"

Er antwortete nicht, schien aber über meine Worte nachzudenken.

„Ich kann Ihnen etwas sagen, was Sie erschüttern wird, Sir Henry," fuhr ich fort.

„Was wäre das?"

„Sie kannte sonst Sie."

„Sie kannte mich? Genau?"

„Sehr, sehr genau. Sie erwähnte auch Ihren Namen auf dem Sterbebette und betete inbrünstig für Sie."

„Mein Gott!" rief er aus, indem er die Papiere von seinem Knie nahm, und sie auf den Tisch legte und dann mir in das Gesicht sah, um aufmerksamer zuhören zu können; „wie seltsam! Wer kann sie gewesen sein?" fuhr er fort, indem er die Hand auf die Stirn legte. „Wie hieß sie?"

Ich zögerte und dachte über die möglichen Folgen nach. „Es dürfte — vielleicht klug sein, ihren Namen nicht zu nennen."

„O nennen Sie ihn, nennen Sie ihn!" fiel er mir hastig in's Wort; „ich weiß, was Sie fürchten, aber, auf Ehre! Ihr Name soll verschwiegen

werden... Ich bin nicht so schlecht, davon zu sprechen."

„Lady Anna Harleigh!" sprach ich mit bebender Lippe.

„Bah!" stammelte er, indem er todtenbleich wurde und heftig zitterte; „wa — was meinen Sie? Sprechen Sie von meiner Frau?"

„Ja, von Ihrer Frau, mein werther Sir Henry.. Aber Ihr Knabe lebt Ihnen zur Freude und zum Troste."

„— Der Knabe!" donnerte er mit einem fürchterlichen Fluche, und sein Auge sprühete Flammen; „Sie sprechen von meiner Frau?"

„Um Gottes willen beruhigen Sie sich, — beruhigen Sie sich," sagte ich, indem ich aufstand.

„Meine Frau!" fuhr er fort, nicht fragend, sondern einfach schreiend, und sein Gesicht veränderte sich bis fast zum Unkenntlichwerden.. Ich will aber den Leser mit der Scene verschonen, die nun folgte. Er wurde ruhig, als ich ging, denn ich hatte ihm versprochen, am andern Tage zu ihm zu kommen und Billard mit ihm zu spielen. Aus seinem Zimmer begab ich mich in das des Dr. Th., wo ich eine Anwandlung von Ohnmacht erhielt, so sehr hatte mich der Auftritt ergriffen.

„Verlassen Sie sich darauf, Doctor, Sie irren sich," sagte er; „Sir Henry's Krankheit ist durchaus nicht ganz hoffnungslos."

„Wollte Gott, es wäre so! Aber da seine Ver-

rückheit zwei solche heftige Erschütterungen ertragen hat, so wird sie auch nicht zu beseitigen sein, da alle andern Mittel minder stark wirken müssen.."

„Im Gegentheil, — experto crede!" erwiederte der ruhige Doctor, indem er sich ein Glas Wein einschenkte; „die Erschütterungen, die Sie meinen, haben wirklich, wenn auch nicht sichtbar, eine Veränderung hervorgebracht und wir wollen nun versuchen, was wir durch andere Mittel vermögen. Ich kenne einen Fall von einem meiner frühern Patienten, der ganz ähnlich war. Hören Sie mich an."

„Verzeihen Sie, Doctor, aber ich habe gegenwärtig keinen Muth, noch eine solche Erzählung anzuhören; überdies bin ich mit meinen Besuchen in der Stadt noch weit zurück und werde morgen oder übermorgen wiederkommen."

„N'importe, — thun Sie so. Die Geschichte verliert an ihrem Werthe nichts, wenn sie auch ein paar Tage älter wird," antwortete der Doctor in guter Laune. Ich reichte ihm die Hand, eilte dann zu meinem Wagen und fuhr fort.. Die Erfahrung hatte sicherlich das Gefühl des Doctors Th. nicht feiner gemacht.

Vom 9. bis 14. Novbr. — In dieser Zeit begab ich mich mehrmals nach Somerfield House, sah aber geringe Veränderung in Sir Henry's Benehmen und Beschäftigung, ausgenommen, daß er bisweilen, wie mir erzählt wurde, wie in Gedan-

ken versunken aussah, seine Erzählung ganz bei Seite gelegt hatte und sich desto mehr mit Schach beschäftigte. Er wurde sehr vertraut mit dem oben schon erwähnten Verrückten, der sich selbst für den König hielt und von Sir Henry für den König gehalten wurde. Der Wärter forderte den Dr. Th. mehr als einmal auf, beide zu trennen, weil er fürchtete, daß sie irgend einen geheimen Plan mit einander verabredeten. Dr. Th. beobachtete sie scharf, hielt es aber nicht für nöthig, ihren Verkehr mit einander zu unterbrechen. Eines Abends saß Sir Henry, als ich ankam, mit seinem Freunde, dem Könige, und den beiden Wärtern lärmend beim Weine; er wankte mir entgegen, als ich eintrat, und sang Bruchstücke aus einem Trinkliede, welche Se. Maj. zu wiederholen versuchte. Ich machte den beiden Wärtern ernste Vorwürfe, daß sie zwei Verrückte Wein trinken ließen.

„Ach, du lieber Gott, Doctor," sagte der eine, indem er eine Flasche nahm und daraus ein Glas füllte, „kosten Sie und überzeugen Sie sich, daß ein Mensch damit sich nicht betrinken kann."

Ich that es. Es war Brodwasser, von dem die beiden Verrückten mehrere Flaschen voll getrunken hatten, während sie sich beklagten, daß sie nur Sherry erhielten. Ich brauche wohl kaum hinzuzusetzen, daß sie sich trunken geschrien, gelacht und gesungen hatten. Sir Henry bestand darauf, daß ich mit ihnen trinke, und erzählte Sr. Maj., wie

ich ihn kürzlich mystificirt, indem ich ihm seine eigene „Erzählung“ als eine wahre Geschichte erzählt hätte. Se. Maj. konnte sich vor Lachen kaum lassen.

Mittwoch, den 16. Novbr. — An diesem Tage sollte die Beerdigung der Lady Anna stattfinden, zu welcher ich eingeladen worden war. Ich widmete also diesem traurigen Zwecke einen Tag.

Es war ein schöner, kalter Novembertag. Der Himmel war hell, klar und dunkelblau; die Sonne stand glänzend am Himmel, ohne indeß die kalte Erde zu erwärmen. Während ich langsam nach —Hall fuhr, hatte ich Mühe, die Erinnerung an Sir Henry von mir fern zu halten. —Hall war ein großes Gebäude und stand jetzt, mit den sämmtlich verhangenen Fenstern, düster unter den entlaubten Bäumen. Ich eilte nach meiner Ankunft sogleich in das dunkle Gesellschaftszimmer, in welchem sich die Verwandten und Freunde der Abgeschiedenen versammelt hatten. Bald darauf wurden ihre Ueberreste nebst denen ihres Vaters, des Grafen von .., in dem Begräbnisse beigesetzt, in welchem bereits viele Glieder der alten Familie schliefen. Fast alle Anwesenden verließen das Haus bald nach der Bestattung; mich aber vermochte Lord .., Lady Anna's ältester Bruder, die ganze Nacht dazubleiben, da Lady Julie's Zustand ernstliche Folgen fürchten ließ.

Spät in der Nacht trennten wir uns, um uns

zur Ruhe zu begeben. Das Zimmer, welches mir angewiesen worden war, hatte früher Sir Henry mit seiner Gattin inne gehabt und es war ein edles, aber düsteres Gemach. Obgleich ein Uhr nach Mitternacht längst vorüber war, dachte ich doch nicht daran, zu Bett zu gehen; ich putzte vielmehr die Lampe, rückte einen Stuhl an den Tisch neben dem Kamine und schrieb, da ich zum Schlafen zu aufgeregt war, Einiges von dem nieder, was man in der vorliegenden Erzählung gelesen hat. Ich hatte mich in dieser Weise etwa eine halbe Stunde beschäftigt, als ich die Feder niederlegte, um zu horchen, denn ich hörte, wenn mich mein Ohr nicht täuschte, in der Ferne sanfte Musik. Durch die rothen Fenstervorhänge, die ich halb auseinander gezogen hatte, erblickte ich den Mond, der freundlich die schlafende Erde anlächelte. Wie ruhig und still war Alles draußen, wie trübe und schauerlich in dem Hause! In dem Zimmer, in welchem ich stand, hatte sich in glücklichern Zeiten diejenige bewegt, deren sterbliche Ueberreste an dem heutigen Tage zur letzten, kalten Ruhestätte gebracht worden waren. Daran knüpften sich sodann noch trübere Gedanken, Gedanken an Somerfield und den unglücklichen, wahnsinnigen Bewohner desselben. Ich zog den Vorhang endlich wieder zusammen, kehrte zu dem Stuhle zurück und nahm die Feder wieder. Aber von Neuem hörte ich musikalische Töne; ich lauschte und vernahm die Töne einer Stimme, die

in Begleitung einer Guitarre das melancholische Liedchen: „Karl ist mein Liebling,“ sang. Ich trat wiederum an das Fenster, denn der Sänger stand offenbar unter demselben, zog leise die Vorhänge auseinander und sah zwei Gestalten, eine dicht am Fenster, die andere in einiger Entfernung. Die erstere war der Sänger, der genau so dastand, wie man die Spanier unter solchen Umständen schildert. Er hatte einen kurzen Mantel um die Schultern geschlagen und alle Farbe wich von meinen Wangen, als ich erkannte, daß es — Sir Henry sei in Begleitung des Kranken, welcher für den „König“ galt! Nachdem er den Gesang beendigt hatte, hielt er inne. „Sie schlafen Alle fest,“ sprach er mit einem Seufzer, indem er betrübt zu den Fenstern emporblickte. „Geliebte, erwache!“ Dann schlug er von Neuem die Saiten der Guitarre an und begann ein heiteres Liedchen, als ein Fenster über mir geöffnet wurde. Er blickte rasch empor, — ich hörte einen schwachen Schrei oben, Sir Henry warf die Guitarre weg und entfloh mit seinem Begleiter. Alle im Hause wurden sofort geweckt. Den Schrei, den ich gehört, hatte Lady Elisabeth ausgestoßen, die jüngste Schwester Lady Anna's, als sie Sir Henry erkannt. Zum Glück war ich im Hause geblieben, denn es folgte ein schrecklicher Auftritt. Diener wurden, sobald sie sich angekleidet hatten, nach allen Richtungen hin den Flüchtigen nachgeschickt, die man indeß erst mit Tagesanbruch

entdeckte. Sir Henry's Begleiter hatte sich unter dem Bogen einer Brücke versteckt und war halb erfroren, aber er konnte oder wollte keine Auskunft über den Baronet geben. Um sieben Uhr kamen zwei Wärter von Somerfield an, welche die Flüchtigen ebenfalls suchten.

Man vermochte sich nicht zu erklären, wie die Verrückten hatten entfliehen können. Den Tag vorher hatten sie viel und eifrig mit einander in dem Garten geflüstert, sie waren aber schlau genug gewesen, den Verdacht, der dadurch erregt werden könnte, durch ein erheucheltes Gezänk abzuwenden. Ein jeder begab sich scheinbar ärgerlich und zornig in sein Zimmer, und als die Wärter sie zum Abendessen abrufen wollten, waren beide verschwunden. Man vermuthete, daß sie einen der vielen vorbeifahrenden Postwagen bestiegen hätten, und wußte also nicht, wo man sie suchen sollte.

Man erließ Anzeigen nach allen Richtungen hin und versprach dem eine große Belohnung, welcher Sir Henry ausfindig machen würde, aber vergebens. Man erhielt eine Woche lang keine Nachricht über ihn. Da erschien er endlich plötzlich selbst in —Hall gegen Abend, bleich, in zerrissenem Anzuge und verlangte als Besitzer des Hauses eingelassen zu werden. Der Diener, an den er dieses Gesuch stellte, kannte ihn nicht, aber einige weibliche Dienstboten liefen, sobald sie ihn gesehen hatten, schreiend davon. Er war — nicht mehr ver-

rückt, obgleich man ihn noch mehrere Tage lang dafür hielt. Er gab zwar bald vollgültige Beweise von seiner Genesung, aber sein Kummer und Schmerz, als er den Tod seiner Gattin erfuhr, zogen ihm ein schweres Nervenfieber zu, das ihn mehrmals an den Rand des Grabes brachte und an dem er fünf Monate lang siechte. Hätte ich ihn nicht selbst behandelt während der ganzen Krankheit, ich würde in der abgemagerten, von Kopf bis zu den Füßen eingehüllten Gestalt, die in dem Wagen saß, um nach dem Festlande zu reisen, Sir Henry Harleigh nicht wieder erkannt haben.

Er kehrte nach England nicht wieder zurück, ich hörte aber oftmals von ihm und hatte die Freude, zu erfahren, daß er mehrere Jahre lang einer leidlichen Gesundheit genoß, wenn er auch fortwährend von tiefer Melancholie gequält wurde. Der Tod seines Sohnes, der acht Jahre nach dem oben erzählten Ereignisse eintrat, war die Stimme des Todes, die auch ihn rief und die er mit ruhiger Ergebung anhörte. Er starb in Italien und wurde dort begraben. Ich werde nie den wahrhaft liebenswürdigen, so unglücklichen Mann vergessen, dessen ungewöhnliche Leiden hier unter einer Hülle erzählt worden sind, welche vielleicht kaum zwei Lebende zu durchschauen vermögen.

Zweites Kapitel.

Mutter und Sohn.

Die nachstehende Erzählung ist vielleicht die traurigste von allen in meinem Tagebuche und sie enthüllt in ergreifender, schrecklicher Weise die Schmach und das Elend eines Spielers.

Herr Beauchamp kam in den vollen Besitz eines Vermögens von zwei bis dreitausend Pf. St. jährlicher Renten, als er von der Reise auf dem Festlande zurückkehrte, welche in England für die nothwendige Ergänzung und Vervollständigung einer guten Erziehung gilt. Mehrere Umstände schienen sich zu seinem Vortheile zu vereinigen. Glück und Ehre waren ihm gewiß, wenn er sich nur einigermaßen anstrengen wollte. Auch kannte er besser als irgend Jemand die Stellung, welche er im Leben einnahm; aber die Sicherheit vor den Sorgen des Lebens, welche ihm für immer verbürgt zu sein schien, brachte keineswegs die natürliche Einwirkung hervor, d. h. sie trieb ihn nicht zu ehrenvollem Handeln an, sondern führte zu ganz verschiedenen, höchst traurigen, wenn auch keineswegs ungewöhnlichen Resultaten. Der Zwang, unter welchem er während der Minderjährigkeit durch seine vortreffliche Mutter gehalten worden war, die sein Vermögen so sorgsam, ja sorgsamer pflegte als sei-

nen Geist und sein Herz, hatte leider keine andere Folge, als daß er sein Verlangen nach den Genüssen und Vergnügungen reizte, zu denen er berechtigt zu sein glaubte und von denen er so lange zurückgehalten worden war. Alle diese verbotenen Früchte schwebten ihm in verlockendem Reize vor, sobald sich ihm die Pforten von Oxford geöffnet hatten. Er fand da Manche, die gleich ihm vergnügungssüchtig waren und über frühern Zwang sich empört fühlten. Die Hauptzüge seines Charakters waren Biegsamkeit und Leichtgläubigkeit, und seine vorherrschende Neigung — die Liebe zum Spiel.

Der erste falsche Schritt, den er that, war eine unglückliche Führerwahl. Er gerieth an einen Mann von angenehmem, gefälligem Wesen, welcher aber in moralischer Hinsicht durchaus nichts taugte, der früher auf der Universität sich arm gespielt, später aber Erfahrungen gesammelt hatte und nun ein schlauer, vorsichtiger Spieler war. Er gehörte zu einer bekannten Gesellschaft falscher Spieler, unter denen sich auch leider mehrere junge Männer von Stand befanden und die nur darauf ausgingen, Neulinge zu rupfen. Eccles, wie wir den Führer Beauchamps nennen wollen, war ein vortrefflicher Mathematiker und dies allein bestimmte Beauchamps Wahl. Der junge Mann wurde in die Gesellschaft eingeführt, zu welcher Eccles gehörte, aber seiner Mutter unabläßige Aufsicht machte es ihm unmöglich, durch

schweren Verlust in Verlegenheit zu gerathen. Der schlaue Eccles gab, als ihn Mrs. Beauchamp ernstlich über das Benehmen ihres Sohnes befragte, seinem Zöglinge ein glänzendes Zeugniß sowohl in moralischer Hinsicht als in Bezug auf seine Fortschritte in den Wissenschaften und versicherte, daß er ganz frei von den Lastern sei, die gewöhnlich auf den Universitäten herrschen. Gleichwohl hatte Eccles nur wenige Wochen vorher unter den Papieren seines Zöglings langsichtige Wechsel im Betrag von 1500 Pf. St. gesehen, die nach erreichter Mündigkeit bezahlt werden sollten. Der Führer selbst war im Besitz eines solchen Wechsels, der ihm 500 Pf. St. statt der 300 zusagte, die er seinem Zöglinge freundlich geliehen hatte. Sein scheinheiliges Aeußere bestach die nichtsahnende Mrs. Beauchamp ganz und gar und sie hielt es für unmöglich, daß ihr Sohn einen passendern Begleiter auf seinen Reisen finden könnte.

Sobald der junge Beauchamp nach England zurückgekommen war, schickte er zuerst seinen gefälligen Führer zu seiner Mutter, damit er derselben seine Ankunft melde und ihm vor ihr eine glänzende Lobrede halte. Die gute alte Frau war entzückt über die guten Eigenschaften ihres Sohnes, die Eccles mit glühenden Farben schilderte, und sie versprach ihm in der Freude ihres Herzens die nächste Pfründe, die, wie man erwartete, bald erledigt werden mußte, „als schwache Vergeltung für

die unschätzbaren Dienste, die er ihrem Sohne geleistet."

Es war ein denkwürdiger Tag, als der junge Beauchamp plötzlich in —hall erschien und vor seiner entzückten Mutter stand. Er war allerdings ein schöner junger Mann. Aus seinen regelmäßigen Zügen sprach Offenheit und Edelmuth und sein Benehmen verrieth eben so viel Herzlichkeit als Eleganz.

Es dauerte mehrere Minuten, ehe er sich aus den Umarmungen seiner Mutter losmachen konnte, die abwechselnd lachte und weinte und ihre Freude und Liebe in den leidenschaftlichsten Worten aussprach. „Ach, daß Dich Dein armer alter Vater sehen könnte!" schluchzte sie. Der junge Beauchamp wurde durch diese Aeußerungen mütterlicher Liebe tief ergriffen. Er sah und fühlte, daß seiner Mutter ganze Seele an ihm hing, und mit der raschen Entschlossenheit der Jugend hatte er binnen fünf Minuten den Gang und das Ziel seines Lebens geändert, den Vergnügungen Londons entsagt und sich vorgenommen, auf seinen Gütern auf dem Lande zu bleiben, unter dem stolzen, liebevollen Auge seiner Mutter zu leben und, mit einem Worte, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Er fühlte sich plötzlich von dem Geiste eines ächtenglischen Landedelmannes durchdrungen und entschloß sich, das Leben eines solchen zu führen. Eine Ursache dieser schnellen und bedeutenden Umwandlung habe ich

indeß noch nicht angeführt. Seine Mutter war zufällig auf den Gedanken gekommen, es würde recht gut sein, wenn ihre Nichte Ellen Beauchamp bei der Ankunft ihres Sohnes zugegen sei. Ja — das kleine blauäugige Mädchen, mit dem er vor funfzehn Jahren gespielt, saß jetzt neben ihm in der ganzen Anmuth der aufknospenden Weiblichkeit; und ihre blühenden Wangen errötheten und erblaßten abwechselnd, als sie sah, daß ihres Vetters forschendes Auge auf ihr ruhete und ihre schönen Formen musterte. Beauchamp benutzte auch die erste Gelegenheit, die sich darbot, um seine Mutter zu fragen, ob Ellen noch frei sei.

„Ich glaube, sie ist es", antwortete seine Mutter hocherfreut und mit Thränen in den Augen, indem sie ihn in ihre Arme schloß, „aber ich wünsche, Jemand möge sie so bald als möglich binden."

„Nun, dann wird sie Mrs. Beauchamp!" rief ihr Sohn hastig aus.

Die Sache wurde schnell und in aller Stille zu dem gewünschten Ziele gebracht, wie es immer geschieht, wenn alle Parteien einander verstehen, und der junge Beauchamp nahm sich vor, in einem neuen Charakter zu erscheinen, als friedlicher Landedelmann, der Freund und Beschützer seiner Pächter, ein hoffnungsreicher Candidat für alle Land-Ehren. Was im Leben gleicht den süßen, erquickenden Gefühlen des reichen jungen Mannes, der in den Kreis erblicher Ehren und erblichen Einflusses

hineintritt und mit einem Male der geachtete Herr des Hauses und der Pächter wird, die im Dienste seines Vaters ergrauten, — die Stütze seiner Familie! Der junge Beauchamp empfand diese wohlthätigen und heilsamen Gefühle in ihrer ganzen Stärke. Sie leiteten den Strom des Ehrgeizes in ein anderes Bett und setzten ihn in den Stand, seine Fähigkeiten genau zu würdigen. Der Unterschied zwischen dem Leben, zu dem er sich eben entschlossen, und jenem, welches er früher sich vorgenommen hatte, war einfach, so zu sagen, der Unterschied zwischen einem Meergotte unter Fischchen. Zu Hause, auf seinem eigenen Grund und Boden, umgeben von seinen eigenen Leuten und von Nachbarn, die sich bestrebten, seine Freundschaft zu gewinnen, konnte er seine eigene Bedeutung fühlen und genießen, und so schien ein friedliches Landleben in jeder Hinsicht den Vorzug vor dem unruhigen, glänzenden Stadtleben zu verdienen.

Eine Person freilich in —hall sah diese veränderten Ansichten und Pläne keineswegs mit Befriedigung, — Herr Eccles. Dieser niedriggesinnte, selbstsüchtige Mann errieth sogleich, daß, wenn diese Umänderung durchgeführt werden sollte, seine eigenen nachtheiligen Dienste nicht mehr von Nöthen sein und Gefühle eintreten würden, nach denen sein Zögling der Scenen sich mit Abscheu erinnern müßte, in die er ihn auf der Universität und auf dem Continente eingeführt hatte. Er ging deshalb

sogleich ans Werk, um die Pläne Beauchamps zu vereiteln, und begann seine Operationen, als er eines Morgens von Beauchamp in die Bibliothek gesandt wurde. Er ließ auch den Muth noch nicht sinken, als sein ehemaliger Zögling, dem, wie Eccles fürchtete, die Augen geöffnet worden waren, ihm kalt und förmlich für seine frühern Dienstleistungen dankte und ihn um den Wechsel von 500 Pf. St. ersuchte, den er sofort bezahlte. Dann sprach er, ohne daß Eccles ihn unterbrach, von seinem Bedauern, ihm vor der Hand seine Dienste nicht durch die Verleihung einer Pfründe vergelten zu können, versicherte aber, das bei der ersten Gelegenheit zu thun. Eccles erwähnte mit Verwunderung die Pfründe, welche ihm Mrs. Beauchamp bei Erledigung derselben zugesagt hatte, er erhielt aber eine ausweichende Antwort von dem jungen Beauchamp, der endlich über die Hartnäckigkeit seines ehemaligen Führers und den vorwurfsvollen Ton, mit welchem derselbe seinen angeblichen Anspruch geltend machte, sich so erzürnte, daß er scharfbetonend sagte: „Herr Eccles, wenn meine Mutter Ihnen das Versprechen gegeben hat, so befragte sie mich doch nicht darum, der ich allein die Pfründe zu vergeben habe. Und kannte sie übrigens Ihre Geschicklichkeit im Pharospiel, im Rouge-et-noir? Ihre Spielgewandtheit wäre eine seltene Empfehlung für ein Kirchenamt." Es folgten drohende Worte, gegenseitige Beschuldigungen, und sie trennten sich im Zorne. Der

Führer nahm sich vor, sich an seinem „undankbaren" Schüler zu rächen, und es fehlte ihm weder an Geschick, noch an Gelegenheit, seine Absicht auszuführen. Das veränderte Benehmen der Mrs. Beauchamp, sowie die hochmüthige und gezwungene Höflichkeit ihres Sohnes deuteten Eccles an, daß er seine Abreise nicht länger verschieben dürfe, und er entfernte sich nach kurzer Zeit.

Beauchamp fing an freier zu athmen, als der böse Geist in der Gestalt seines Erziehers nicht mehr in seiner Nähe war, um ihn zu Ausschweifungen und allen Lastern zu verlocken und seine Grundsätze zu vergiften. Er nahm sich fest vor, so zu sein, wie ihn sein Erzieher seiner Mutter geschildert hatte, und sein früheres Leben durch Mäßigkeit und Tugend wieder gutzumachen. Alles war ruhig und glücklich in —hall. Der neue Herr beschäftigte sich eifrig mit den Pflichten, die ihm zugefallen waren, fuhr täglich mit seiner schönen Cousine auf seinen Besitzungen umher und zeigte seinen dienstwilligen Pächtern ihre zukünftige Herrin. An welchen kleinen Ereignissen hängen doch oft die großen Veränderungen des Lebens! Nachdem Herr Beauchamp drei Monate auf dem Lande verbracht hatte, ersuchte ihn sein Sachwalter, wegen der endlichen Regulirung seiner Vermögensangelegenheiten nach London zu kommen. Er glaubte, von dort nach wenigen Tagen wieder abreisen zu können. Aber dieser Besuch in London führte ihn in's Verderben. Eccles

grollte ihm bekanntlich, und welchen teuflischen Plan ersann er, um seinen arglosen Zögling unrettbar in's Verderben zu stürzen! Sobald er Beauchamps bevorstehenden Besuch in London erfahren hatte (er wohnte in geringer Entfernung von —hall und blieb deshalb mit den Hauptvorfällen in der Familie fortwährend bekannt), schrieb er den nachstehenden Brief an einen Baronet in London, den er in Oxford genau gekannt, der sich durch das Spiel an Charakter und Vermögen ruinirt hatte und nun wenig mehr als ein gewöhnlicher falscher Spieler war:

„Werther Sir Edward!

„Der junge Beauchamp, den wir früher in Oxford rupften und der eben mündig geworden ist, wird nächsten Freitag oder Sonnabend in London sein und seine Wohnung in dem Gasthause .. nehmen. Er läßt sich rupfen .. Der Vogel ist zwar etwas scheu, aber — Sie sind ein guter Schütze. Erschrecken Sie ihn nicht .. Er giebt sein früheres Leben auf und will ein Heiliger werden. Der Mensch hat mich ungeheuer schlecht behandelt, völlig mit mir gebrochen und sich geweigert, mir die Pfründe des alten Dr.. zu geben. Er soll es bereuen!

Ihr getreuer Peter Eccles."

„An Sir Edw. Streighton."

„N. S. — Wenn Beauchamp sich rupfen läßt, werden Sie mich hoffentlich wegen der Kleinigkeit

nicht drängen, die ich Ihnen schuldig bin. Verbrennen Sie den Brief."

Dieser teuflische Brief, der durch seltsame Umstände in Hände gerieth, wo ich ihn sah, veranlaßte eine Reihe von Complotten und Manövern, die den armen Beauchamp wirklich ruinirten und Eccles die ersehnte Rache gewährten.

Beauchamp gab bei seiner Abreise seiner Mutter und Braut die feierlichste Versicherung, daß er nicht über eine Woche in London bleiben würde. Nur diese Versicherung vermochte die Besorgnisse der guten Frau zu beruhigen, welche fortwährend behauptete, sie ahne, daß ihr Haus von irgend einem Unglück bedroht werde. Sie hätte einen so fürchterlichen Traum gehabt, sagte sie; als man aber in sie drang, den Traum zu erzählen, antwortete sie, sie würde ihn erzählen, wenn Henry wohlbehalten nach Hause zurückgekehrt sei. Seine Abreise erfolgte also unter Thränen und Trauer, so daß er selbst auf dem ganzen Wege nach London verstimmt blieb. Er stieg in seinem gewöhnlichen Gasthause ab und bestimmte, um die Geschäfte so bald als möglich abzuthun, schon den Abend des Tages seiner Ankunft zu einer Besprechung mit seinem Sachwalter.

Die Zeitungen meldeten am andern Morgen der Welt die wichtige Nachricht, daß Henry Beauchamp, Esq., von seinem Landsitze in —shire in dem Gasthause .. in London angekommen sei, und kaum hatte er selbst diese Anzeige beim Frühstück

gelesen, als sein Diener ihm die Karte Sir Edw. Streigthons überbrachte.

„Sir Edward Streigthon!“ rief Beauchamp verwundert aus, indem er die Karte hinlegte; dann setzte er mit zweifelhafter Miene hinzu: „laß ihn eintreten.“

Nach wenigen Minuten erschien der Baronet, trat mit großer Herzlichkeit zu seinem „alten Freunde“ und drückte seine Freude über das Wiedersehen auf die gewinnendste Weise aus. Er war mit fashionabler Nachlässigkeit gekleidet und sein bleiches, abgezehrtes Aussehen gewann ihm wenigstens den Schein eines Willkommen, mit dem er unter andern Umständen schwerlich begrüßt worden wäre, denn wenn auch Beauchamp von dem jetzigen Lebenswandel und entehrenden Gewerbe seines Gastes nichts wußte, so hatte er doch bei seinem früheren Leben genug von ihm gesehen, um nicht eine Erneuerung der Bekanntschaft mit ihm zu meiden. Beauchamp fühlte Mitleiden mit dem matten, erschöpften Aussehen Sir Edwards und fragte theilnehmend nach dessen Befinden.

Der schlaue Baronet wußte ihn mit diesem Gegenstande beinahe eine Stunde lang zu beschäftigen, bis er glaubte, in dem Herzen seines Opfers Theilnahme erregt zu haben. Er erzählte mit schmachtendem Lächeln, daß er, gleich nachdem er Beauchamps Ankunft gelesen, trotz seinem Unwohlsein herbeigeeilt

sei, um seinem „alten Freunde" einen Besuch zu machen und mit ihm über vergangene Zeiten zu sprechen. Kurz, er bot seine ganze Conversationskunst auf und unterhielt und erfreute Beauchamp so sehr, daß er demselben das Versprechen abnehmen konnte, am nächsten Abende bei ihm zu essen, — weil er zu kränklich sei, als daß er in der Nacht das Haus verlassen könnte. Sir Edward entfernte sich sodann, anscheinend in trauriger Stimmung, eigentlich aber hoch erfreut über den Erfolg, mit welchem er seinen Feldzug begonnen. Er eilte zu einem Genossen, den er für den nächsten Tag zum Diner einlud. Sir Edward Streighton hatte bei dieser Einladung Beauchamps keine andere Absicht, als in dem Herzen desselben die noch halb glimmende Spielsucht wieder anzufachen. Es existiren noch jetzt Papiere, aus denen hervorgeht, daß Sir Edward mit seinen Helfershelfern das Vermögen des armen Beauchamp genau berechnet und bereits bestimmt hatte, in welchem Verhältnisse die erwartete Beute vertheilt werden sollte. Die Leitung der ganzen Angelegenheit wurde auf dessen Gesuch Sir Edward übertragen, der mit einem Lächeln erklärte, daß er „alle Winkel und Falten im Herzen des jungen Beauchamp kenne" und seinen Operationsplan bereits entworfen habe. Er selbst wollte sie eine Zeitlang im Hintergrunde halten und bei keiner Gelegenheit vortreten, bis er seiner Beute sicher sei.

Zu der anberaumten Stunde saß Beauchamp,

nachdem den Tag über das Herz in ihm oftmals ahnend geschlagen hatte, an der eleganten und reich besetzten Tafel Sir Edwards in Gesellschaft von zwei „der bösen Geister" des Baronets. Es ist nicht nöthig, daß wir uns bei den leckern Gerichten, den herrlichen Weinen und den witzigen Gesprächen aufhalten. Sir Edward war ein Mann von Talent und Beobachtungsgabe, Meister in der Conversation und wußte Menschen und deren Treiben höchst pikant zu schildern. Beauchamp war sehr heiter. Man nahm aber auch Alles, was er sagte, so wohlgefällig auf, hörte die Erzählung von einigen seiner Reiseabenteuer mit so gespannter Neugierde an, schien sich für die Einrichtungen auf seinen Gütern, die er beabsichtigte, so sehr zu interessiren, daß er nie mit sich selbst und mit einer Gesellschaft zufriedener gewesen war als hier. Gegen acht Uhr schlug ein Freund Sir Edwards einen Rubber Whist vor, „da sie sich nun doch bereits heiser geschwatzt hätten", aber Sir Edward sprach sich entschieden dagegen aus. Der Antragsteller beharrte bei seinem Vorschlage und Sir Edward bei seiner Weigerung. „Ich bin der Unterhaltung meiner Freunde noch nicht überdrüssig, wenn sie auch vielleicht der meinigen müde sind. Und ich denke, Beauchamp", fuhr er fort, indem er ernst das Haupt schüttelte, „Sie und ich haben uns auf der Universität die Finger zu oft verbrannt, als daß wir wünschen könnten, wieder zu spielen."

„Aber, mein Gott, Sir Edward“, fiel der Antragsteller ein, „was denken Sie denn? Glauben Sie, ich liebe das hohe Spiel? Habe ich nicht oft genug bluten müssen?“ Wie ging es zu, daß ein Mann, der an Welterfahrung reich genug war, ein solches seichtes Spiel nicht durchschauete? Die Antwort liegt auf der Hand; die Klugheit hatte das Opfer verlassen; wozu ist ein Mann nicht durch Schmeichelei und Wein zu bringen? Kurz, das Possenspiel wurde so gut gespielt, daß Beauchamp meinte, er allein stehe der Abendunterhaltung im Wege, und bemerkte, „man möchte auf ihn keine Rücksicht nehmen, wenn man Whist zu spielen gedenke; er würde mit Vergnügen Theil nehmen.“ Der Antragsteller und sein Freund sahen Sir Edward bittend an.

„Ich will Euch nicht hinderlich sein, da Ihr nun einmal Alle Lust dazu habt,“ sagte der Baronet artig und nach wenig Minuten saßen die vier Freunde an dem Whisttische. Sir Edward mußte fortschicken, eine Karte kaufen oder borgen zu lassen. Er spiele so selten u. s. w., namentlich bei seinem Unwohlsein, sagte er. In dem ganzen Spiele kam durchaus nichts vor, was Argwohn hätte erregen können. Die drei Verbündeten spielten ihre Rolle ganz vortrefflich und behielten fortwährend das Aussehen von Männern bei, die nur aus Gefälligkeit gegen einander Karte spielen. Nach der Beendigung des zweiten Rubbers,

der ziemlich lange dauerte, machten sie eine Pause, standen auf und nahmen einige Erfrischungen.

„Ja, Apsley," sagte Sir Edward plötzlich, „haben Sie vielleicht gehört, wie die Angelegenheit des Generals .. abgelaufen ist?"

„Es ist gegen ihn entschieden worden," war die Antwort, „meiner Ansicht nach mit Unrecht. Bei .." — er nannte eine berühmte Gesellschaft — „wo die Sache zuletzt besprochen wurde, war man ebenfalls getheilter Meinung und demzufolge versicherte der General, er würde nicht bezahlen."

„Es ist sicherlich einer der merkwürdigsten Fälle."

„Was ist das für eine Sache?" fragte Beauchamp, indem er aus einem Glase Likör nippte.

„Ach, blos ein Stadtgeschwätz," antwortete Sir Edward, „über eine Rouge-et-noir-Wette zwischen Lord .. und General .. Sie werden schwerlich ein Interesse dabei finden."

Beauchamp interessirte sich aber so sehr dafür, daß er in den Baronet drang, ihm die Sache zu erzählen, und dann eine Geschichte aufmerksam anhörte, welche allerdings geeignet war, seine Leidenschaft anzuregen und zu entflammen. Beauchamp verschlang jedes Wort. Unwillkührlich setzte er sich an die Stelle der Personen, von denen die Rede war. Ueber die Züge der Verschwörer zuckte bisweilen ein satanisches Lächeln, als sie sahen, daß ihre Beute so arglos in das Netz ging. Nachdem Sir Edward seine Erzählung beendigt hatte, ent-

stand ein lebhaftes Gespräch darüber. Beauchamp nahm einen lebhaften Antheil daran und schloß sich der Ansicht Apsley's an. Sir Edward fing an sich zu ereifern; Beauchamp wurde ebenfalls warm und fühlte seinen Eifer unwillkührlich mit einem Glase Wein nach dem andern. Endlich fuhr Beauchamp mit einer kühnen Wette heraus, daß er es wie der General machen würde. Sir Edward zuckte die Achseln und lehnte es mit einem Lächeln ab, „ihm das Geld abzugewinnen," in einer Sache, die sonnenklar sei. Hillier dagegen, der des Baronets Meinung vertheidigte, nahm die Wette Beauchamps sogleich an, und um die Sache gleich zu machen, wetteten Apsley und Sir Edward, troß der Protestation des letztern gegen Beauchamp, auf ihre Meinung sehr hoch. Einer schlug vor, die Sache in dem Spielhause in der .. Straße auszumachen, und dahin begaben sich dann alle vier nach großem Widerstreben Sir Edwards.

Der Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich mich lange bei den Gräueln der „Spielhöllen" aufhalten werde; denn in eine solche wurde Beauchamp geführt. Der helle Glanz der Scene, die ihn umgab, erfüllte ihn bei seinem Eintritte mit einer Art Grauen, ob er gleich sehr aufgeregt war. Er dachte an seine Mutter und seine Braut, und einen Augenblick war es ihm, als finde er sich wirklich schon in der Hölle. Er setzte sich einige Augenblicke an einem leeren Tische nieder und war

halb entschlossen, sich sofort wieder zu entfernen. Seine theilnehmenden Freunde bemerkten seine Unruhe. Sir Edward fragte ihn, ob er sich unwohl fühle, aber Beauchamp schob den Anfall auf die Wärme im Zimmer und auf den vielen Wein, den er getrunken. Aus Furcht vor den Neckereien seiner Freunde stand er endlich auf und erklärte, er habe sich vollkommen wieder erholt. Nachdem er eine Zeit lang an der Rouge=et=Noir=Tafel gestanden hatte, wo man um sehr bedeutende Summen in der größten Stille spielte, und wo er das gebräunte Gesicht des Generals .. und Lord .. sah, von denen an der Tafel Sir Edwards die Rede gewesen war und die, nachdem sie ihren Streit ausgeglichen hatten, wiederum mit einander spielten, zogen sich die vier Freunde an einen Tisch zurück, um über ihre Wette zu sprechen. Nach einer halben Stunde aber befanden sich alle vier bei dem Hasardspiele. Ja, Beauchamp spielte nun mit eben so großem Eifer als irgend einer der Anwesenden. Sir Edward sah fortwährend wie Jemand aus, den man überredet hat, den Wünschen seiner Freunde nachzugeben. Jedesmal wenn Beauchamp den Würfelbecher schüttelte, war es ihm, als sehe er das bleiche Antlitz seiner Mutter; aber er schüttelte weiter und warf, — denn er gewann von Apsley und Hillier. Gegen vier Uhr endlich kehrte er in seine Wohnung mit einem Gewinn von 95 Pf. St. zurück.

Er war müde und mißmuthig, schämte sich sei-

ner Schwäche und zürnte darüber, daß er seine Vorsätze so leicht gebrochen. Endlich fiel ihm ein, seinen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er den ganzen Gewinn zum Ankaufe von Schmucksachen für seine Mutter und Braut verwende. Dieser Gedanke erleichterte ihm das Herz; er warf sich auf sein Bett und schlief, wenn auch unruhig, bis zu einer späten Stunde am Morgen. Sein erster Gedanke nach dem Erwachen war der, welcher ihn vor dem Schlafe zuletzt beschäftigt hatte; aber es schloß sich ihm jetzt ein anderer und beunruhigender an: „Was würden Sir Edward, Hillier und Apsley von ihm denken, wenn er, nachdem er sie zum Spiel verleitet und ihnen das Geld abgewonnen, ihnen keine Gelegenheit gebe, den Verlust wieder auszugleichen?" Jemehr er darüber nachdachte, um so verlegener wurde er und als er sich so in dem Bette umher warf, schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er es wohl gar mit Spielern zu thun habe. Wie konnte er sich dem Angriffe entziehen, den er selbst hervorgerufen hatte? In der Verlegenheit und Unruhe über die unangenehme Lage, in die er sich selbst gebracht, kam er endlich zu dem Entschlusse, daß er auf jeden Fall den Baronet und dessen Freunde zu einem Diner noch denselben Tag einladen und ihnen Revanche geben müsse, worauf er sich mit Ehren und für immer würde zurückziehen können. Der Leser ahnt wohl den Ausgang schon.

Das Spielen ist ein Zauberstrom; wenn man nur so weit hineintritt, um sich die Fußsohlen zu benetzen, so zeigt sich die Kraft des Wassers, die unwiderstehlich an sich zieht, tiefer und tiefer hinein, bis man in den brausenden Wirbel hinabgerissen wird und untergeht. Man könnte, wenn es nicht parador klänge, von dem Spiele sagen: Wer einen Anfang gemacht, hat bereits das Ende erreicht.

Beauchamp verschob das Geschäft, das er sich für diesen Abend vorgenommen hatte, und empfing Sir Edward — der die Entdeckung gemacht hatte, daß er nun Abends ausgehen könne — sowie die beiden Freunde desselben anscheinend ganz heiter und herzlich. Im Herzen aber fühlte er sich unbehaglich. Freilich schwand dieses Unbehagen mit jedem Glase Wein, das er leerte, mehr und mehr. Seine Gäste waren sämmtlich in der Conversation erfahrene Männer und sie sorgten dafür, die interessantesten Gegenstände zur Sprache zu bringen. Beauchamp war entzückt. Hillier und Apsley machten lachend Anspielungen auf ihr Abenteuer vom vorigen Abende; Sir Edward nannte es aber kalt eine „alberne Sache" und setzte hinzu, sie hätten verdient, daß sie dabei verloren. Dies war das Signal für Beauchamp, auf das er lange gewartet hatte, und er machte deshalb sogleich den Vorschlag, Karten und Würfel bringen zu lassen und mit denselben den Abend zu beschließen. Hillier und Apsley

zögerten; Sir Edward sah nach seiner Uhr und sprach von der Oper. Beauchamp blieb aber bei seinem Vorschlage und so setzten sie sich denn zum — Hasardspiele nieder. Beauchamp hatte sich vorgenommen, den Abend bis hundert Pf. St. zu verlieren, und er ließ es sich auch so sehr merken, daß seine Gegner bald sahen, was er beabsichtigte. Apsley legte deshalb stolz die Würfel nieder und sagte: „Herr Beauchamp, ich begreife Sie nicht. Sie spielen weder mit Knaben, noch mit Schwindlern, und überdies spielen wir heute auf Ihren eigenen Wunsch."

Beauchamp lachte und betheuerte, daß er so gut spiele als er es verstehe, worauf Apsley, scheinbar zufrieden gestellt, weiter spielte und das Opfer bald fühlte, daß es im Garne sei. Man spielte mit wechselndem Erfolge beinahe zwei Stunden und Sir Edward kam endlich so weit, „zur Gesellschaft" zum ersten Male mit zu würfeln, als eine Karte von einem jungen Edelmanne, dem ausschweifendsten der ausschweifenden, die Beauchamp in Oxford gekannt hatte, hereingebracht wurde.

„Ach, Lord ..!" rief Sir Edward mit freudiger Ueberraschung aus; „ich habe ihn seit einer Ewigkeit nicht gesehen. Wie sonderbar, — wie glücklich, daß ich gerade da bin. Ach, Beauchamp," setzte er hinzu, als er sah, daß sein Wirth Lust hatte, ein kaltes „nicht zu Hause" antworten zu lassen; „Sie müssen ihn herein rufen. Er ist der

beste Mensch im Leben." Lord .. und Sir Edward waren Busenfreunde, beide gleich grundsatzlos und hatten erst den Vormittag diesen höchst unerwarteten Besuch verabredet. Sobald die gut gespielte Freude des Wiedersehens bei dem Lord sich etwas beruhigt hatte, betheuerte er natürlich, daß er sogleich wieder gehen würde, wenn sie nicht weiter spielten, und er stellte sich als Zuschauer neben Beauchamp.

Die Taktik dieser schlechten Menschen hätte doch wohl noch vereitelt werden können, wenn Beauchamp so viel moralischen Muth besessen hätte, um auf den lauten Zuruf seines Gewissens zu hören und bei Zeiten aufzuhören. Er hatte aber leider die erstarrte Schlange in seinen Busen einmal aufgenommen und behielt sie da, bis sie wieder Leben erhielt. In der Hitze der Aufregung vergaß er seine Besorgniß, und seine halb entschlummerte Spielliebe wachte schnell wieder auf. Ehe der Abend zu Ende ging, hatte er sich wie ein Spieler von Profession dem Spiele hingegeben. Er schlug mit einer Art Wahnsinn Wetten vor, welche der vorsichtige Baronet nebst seinen Helfershelfern zu halten zögerte und endlich ablehnte. Gegen drei Uhr trennten sie sich und als sie abrechneten, ergab es sich, daß Gewinn und Verlust so gleich vertheilt gewesen, daß Keiner mehr als 20 Pf. St. gewonnen oder verloren hatte. Beauchamp nahm einen Platz in der Loge des Lord .. in der Oper für den näch=

sten Abend an und am nächstfolgenden versprach er, zum Diner zu Apsley zu kommen. Nachdem seine Gäste sich entfernt hatten, ging er zu Bett in Vergleich mit geringern Gewissensbissen, als am vorigen Abende. Die Leute, mit denen er gespielt hatte, waren, seiner Meinung nach, offenbar keine Spieler von Profession und er fühlte sich sicher in ihren Händen.

Er ging seinem Versprechen gemäß in die Oper und zu Apsley. Im Theater erkannte er mehrere seiner Universitätsfreunde und bei Apsley verbrachte er einen angenehmen Abend. Man spielte unter heitern Gesprächen und Lachen nur einfaches Whist. Dies geschah nach Sir Edwards Plane, denn er sollte, wie man sich erinnern wird, „den Gimpel nicht scheu machen.“ Der arme Beauchamp begab sich, zufriedener als je mit sich selbst und seinen Freunden, zur Ruhe; er hatte am Tage wirklich ein kleines Geschäft abgemacht, zwei Briefe nach Hause geschrieben, mit denselben ein paar prächtige Armbänder an seine Verlobte geschickt, den ganzen Abend unschädliches Whist gespielt und zwei Guineen gewonnen, statt Lord .. und Hillier in das Spielhaus in .. Straße zu begleiten, wo er Hunderte hätte verlieren können. Ein würdiger, alter, englischer Bischof sagt: „Der Teufel faßt uns sicher, wenn wir unserer sicher zu sein glauben.“ Sehr wahr! Der arme Beauchamp vertraute seiner Charakterstärke. Er glaubte, in der Wage gewogen und nicht zu leicht befunden worden zu sein.

Noch immer war er wie vorher vollkommen von den verderblichen Wirkungen einer unmäßigen Spielsucht überzeugt; aber er konnte sich dieses Laster doch nicht zum Vorwurfe machen! Nein! Er erinnerte sich noch des heilsamen Schreckens und Schauders, womit er Lord .. angehört hatte, als dieser ihn aufforderte, mit ihm in das Spielhaus zu gehen. Er schrieb bald wieder nach Hause, um seiner Mutter anzuzeigen, daß er einen Monat oder sechs Wochen in London zu bleiben gedenke, und gab annehmbare Gründe für diesen verlängerten Aufenthalt an. Er schrieb in den wärmsten Ausdrücken an seine Mutter und Ellen und wiederholte oftmals, er zähle die Tage, bis er wieder in ihre Arme eilen könne. „Der langweilige Advokat ist Schuld an meinem langen Hierbleiben. Sein Phlegma ist durch nichts aufzustacheln. Wenn ich ihn dränge und treibe, zuckt er die Achseln und sagt, Prozesse ließen sich nicht durch Dampf treiben. Er fürchtet, wie er sagt, die Kanzleiangelegenheiten könnten sich in die Länge ziehen, und sie befinden sich eben jetzt in einer solchen Lage, daß ich im nächsten Augenblicke wieder hierher berufen werden könnte, wenn ich jetzt nach Hause kommen wollte. Da ich einmal hier bin, so will ich die Sache mir ganz vom Halse schaffen. Nach sechs Wochen also, liebe Cousine, werde ich zu Deinen Füßen liegen und Dir wiederholen, daß ich ewig bin der Deine ..“

Aber ach, dieser Tag sah Beauchamp in einer neuen Rolle, — als leidenschaftlichen Spieler! In diesen verderblichen sechs Wochen hatte er mehrere tausend Pf. St. verloren und die Geschäfte gänzlich vernachlässigt, die ihn in die Stadt geführt, denn alle seine Gedanken waren an dem Spieltische. Selbst in seinem äußern Aussehen war eine bemerkenswerthe Veränderung vorgegangen. Seine Wangen, seine Stirn trugen die fahle Farbe der Ausschweifung, seine Augen waren matt, seine Hände zitterten und jede Bewegung verrieth den höchsten Grad von Nervenreizbarkeit. Er war ärgerlich und verstimmt gegen Alle um ihn her, namentlich aber gegen sich selbst, und er wurde mit sich nie eher zufrieden als Abends um sieben oder acht Uhr bei Tische, wenn er sich durch Wein erwärmte. Gleich früh am Morgen mußte er sich gegen die Aufregungen, die ihm der Tag brachte, durch Branntwein oder Likör stärken. Wenn anfangs die Neigung zu augenblicklicher Aufregung hinreichend gewesen war, ihn zum Spiele zu locken, so bildete jetzt der Wunsch, die erlittenen Verluste wieder auszugleichen, einen stärkern Grund, auf dem gefährlichen und verderblichen Wege zu verharren. Zehntausend Pf. St., der niedrigste Betrag seiner Verluste, waren eine Summe, die er nicht missen konnte, ohne in ernste Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten zu gerathen. Gnädiger Gott! Was würde seine alte Mutter, was würde Ellen

sagen, wenn sie die Größe der Verluste erfuhren und die Art, wodurch er sie erlitten! Dieser Gedanke brachte ihn fast um den Verstand. Er hatte von seinem Bankier Alles entnommen, was er ihm bei seiner Ankunft in der Stadt übergeben; ja er war genöthigt gewesen, eines seiner Familiengüter für 8000 Pf. St. zu verpfänden. Wie er dies der Mutter verheimlichen sollte, ohne die Verluste am Spieltische wieder auszugleichen, sah er nicht ein. Die Gesellschaft Sir Edwards hatte ihn so umgarnt, daß sie ihn keinen Augenblick zu sich selbst kommen ließen. Unter ihrer Führung begann Beauchamp das systematische Leben eines vornehmen Taugenichts in Allem außer den gröbern Lastern, denen er sich, wie ich glaube, nie ergab.

Sein Geld flog nach allen Seiten davon. Er ging nie in das Spielhaus, ohne daß ihn am nächsten Morgen Schulden und übernommene Verbindlichkeiten gleich quälenden, bösen Geistern anstierten, und täglich vermehrten sich seine Rechnungen von fashionablen Handwerksleuten, denen er höhere Preise bewilligte, um länger Credit zu erhalten. Während er sich genöthigt sah, fast alle acht Tage im Vertrauen an den alten Pritchard, seinen Agenten, um Geld zu schreiben, wurden seine Briefe an die Mutter und Ellen seltener und kürzer und verriethen den Zwang, den er sich bei der Abfassung anthat. Es dauerte lange, sehr lange, ehe Mrs. Beauchamp ahnte, daß etwas nicht recht sei.

Sie war durch die Schilderung ihres Sohnes von den verwickelten Angelegenheiten vor dem Kanzleigerichte vollkommen beruhigt worden und erklärte sich durch diesen Umstand die Seltenheit und Kürze seiner Briefe. Das schärfere Auge Ellens aber erkannte in der kalten Kürze und Förmlichkeit seiner Briefe an sie sehr bald, daß er, wenn er sie auch nicht minder achte als vorher, in der Stadt angenehme Gegenstände gefunden haben müßte, die es ihm möglich machten, die Qualen der Abwesenheit so leicht zu ertragen.

Das Spiel übt einen ertödtenden Einfluß auf alle Fähigkeiten der Seele aus, die nicht unmittelbar im Dienste desselben beschäftigt werden. Das Herz welkt ganz dahin, und so dauerte es also nicht lange, bis Beauchamp seine veränderten Gefühle gegen seine Cousine bemerkte, mit — Befriedigung bemerkte. Spiel — Spiel hieß seine neue, tyrannische Geliebte. Brauche ich die ganz gewöhnliche Bemerkung zu machen, daß Beauchamp um so mehr verlor, je mehr er spielte? Daß er um so tollkühner wurde, je weniger Glück er hatte? Ich will mich bei diesem traurigen Theile meiner Erzählung nicht aufhalten. Es genüge die Mittheilung, daß Beauchamp fünf Monate in London blieb. In dieser Zeit hatte er drei Viertheile seines ganzen Vermögens verspielt und er schämte und fürchtete sich nun, nach Hause zurückzukehren. Es kamen Briefe über Briefe von seiner Mutter

und Ellen und sie lagen oft Wochen lang unbeantwortet da. Die Mutter hatte ihm einmal Vorwürfe gemacht, daß irgend ein Geschäft ihn unter den Umständen, in denen er sich mit Ellen befinde, so lange in London zurückhalten könne; sie erhielt aber eine so scharfe Antwort von ihrem Sohne, daß sie nie wieder etwas davon erwähnte. Sie wurde allmälig sehr besorgt und ahnte, daß ihrem Sohne irgend ein Unglück zugestoßen sei. In ihrer Angst achtete sie auf seine Drohungen nicht und endlich schrieb sie im Vertrauen an Herrn Twiston, den Sachwalter, um zu erfahren, wie die Sachen ständen und was ihren Sohn so sehr beschäftige. Die arme Mutter erhielt zur Antwort, der Sachwalter kenne nichts, was Herrn Beauchamp über eine Woche lang in London habe zurückhalten können; derselbe sei seit mehreren Monaten nicht bei ihm gewesen.

Pritchard, Beauchamps Geschäftsführer, war ein gelassener und treuer Mensch und verwaltete die Angelegenheiten seines Herrn mit der äußersten Pünktlichkeit und Verschwiegenheit. Er war von einem gewöhnlichen Diener in der Familie zu seinem Amte emporgestiegen und hatte dasselbe mit unbefleckter Treue dreißig Jahre lang verwaltet. Er war ein Liebling des alten Herrn Beauchamp gewesen, der ihn seiner Gattin empfahl und sie ersuchte, ihn bis zum Mündigwerden ihres Sohnes im Dienste zu behalten. Der gute alte Mann war

mit den Familieninteressen völlig verwachsen und er wurde deshalb natürlich sehr besorgt wegen der bedeutenden Geldforderungen, die Herr Beauchamp fortwährend an ihn richtete. Was aus dem Gelde wurde, erfuhr er nicht, und er schüttelte verwundert den Kopf, als er die Urkunden und Papiere in Bezug auf die meisten Besitzungen einschicken mußte. „Was mag mein junger Herr vornehmen?“ fragte Pritchard sich selbst und da er keine genügende Antwort ausfindig zu machen im Stande war, so verfiel er in allerlei betrübliche Muthmaßungen. Er meinte, „es möge in London nicht Alles sein, wie es sein solle,“ denn er war zu sehr Geschäftsmann, als daß ihm die Gründe genügt hätten, die Beauchamp angab, wenn er die Besitzurkunden einforderte. Er ahnete, daß sein junger Herr auf „Abwege“ gerathen sei, da ihm aber streng Verschwiegenheit auferlegt war, so sagte er nichts, zuckte die Achseln und „hoffte das Beste.“ Jeden Tag bestrebte er sich, eine Gelegenheit zu finden, mit seiner alten Gebieterin zu sprechen; aber wie konnte er das Vertrauen seines Herrn mißbrauchen und sich der ihm angedroheten Strafe aussetzen! Eines Morgens erhielt er indeß einen Brief, der ihn veranlaßte, den Schritt zu thun. Der Brief lautete:

„Lieber, treuer, alter Pritchard, es giebt jetzt nur noch zwei Wege, auf denen Du Deine Liebe zu mir zeigen kannst: vollkommenes Stillschweigen und sofortige Erfüllung meiner Wünsche. Ich

habe mich seit einiger Zeit in London in bedeutende Speculationen eingelassen und bin darin außerordentlich unglücklich gewesen. Wenn ich nicht bis heut über acht Tage funfzehn oder wenigstens zehntausend Pf. St. habe, bin ich verloren. Ich gedenke diese Summe durch Verpfändung meines Gutes in .. aufzubringen. Ich sehe keinen andern Weg, meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, ohne den Charakter unserer Familie und die Ehre meines Namens zu gefährden. Schicke mir also bei Zeiten, längstens binnen zwei Tagen, alle nöthigen Papiere. Guter, alter Mann! Um des Himmels willen und bei Deiner Achtung für meinen Vater, behalte alles dies für Dich; es könnten sonst Folgen eintreten, an die zu denken ich mich scheue. Ich bin 2c.

Henry Beauchamp."

Dieser Brief war offenbar in großer Eile und in heftiger Aufregung geschrieben, auch verursachte der Inhalt desselben bei dem erschrockenen Verwalter die höchste Bestürzung. Er ließ ihn fallen, hob die Hände und die Augen gen Himmel und wurde todtenbleich. Er zitterte an allen Gliedern und konnte nur die Worte in leisem, klagendem Tone hervorbringen: „Ach mein armer, alter Herr! Er würde sich im Grabe umwenden." Konnte er länger zögern, seiner Gebieterin zu erzählen, wie weit es gekommen sei und wie traurig es mit ihrem Sohne stehe?

Nach einem Paar Stunden, die er in Angst und Thränen verbracht hatte, nahm er sich vor, was auch geschehen möchte, eine Unterredung mit Mrs. Beauchamp zu erbitten und ihr Alles zu entdecken. Er hatte das Haus noch nicht erreicht, als ihm ein Diener mit den Worten entgegen kam: „Ach, Herr Verwalter, ich wollte eben zu Ihnen kommen. Mrs. ist außer sich und will sogleich mit Ihnen sprechen."

Der alte Mann hörte ihn kaum an und eilte so schnell als möglich in das Haus, in welchem er eine ungewöhnliche Bewegung und Unruhe zu bemerken glaubte. Er wurde sogleich in das Zimmer der Mrs. Beauchamp geführt. Die gute, alte Dame saß mit bleichem, kummervollem Gesicht in ihrem Lehnstuhle und ihre grauen Haare drangen ordnungslos unter ihrem Häubchen hervor. Sie zitterte. Neben ihr saß Ellen eben so geängstigt und an der andern Seite stand ein Tisch mit Branntwein, Hirschhorn ꝛc. und einem offenen Briefe darauf.

„Setze Dich, Pritchard," sagte die alte Dame matt. Der Verwalter rückte seinen Stuhl an den Tisch. „Was ist mit Dir, Pritchard?" fragte Ellen, welcher der ängstliche Ausdruck in dem Gesichte des Alten auffiel. Er strich mit der Hand über die Stirn und stammelte, es thue ihm leid, sie so in Unruhe zu sehen; er wurde aber von Mrs. Beauchamp unterbrochen, die ihm den offenen Brief reichte und ihn aufforderte, denselben zu lesen. Der

Verwalter konnte kaum seine Brille aufsetzen, denn er zitterte wie ein Espenlaub. Er las: „Madame, meine Clientin, Lady Esther Gripe, ist geneigt, dem Herrn Henry Beauchamp, Ihrem Sohne, auf sein Gut in ... die weitere Summe von 22,000 Pf. St. vorzuschießen, und ich erlaube mir anzufragen, ob Sie vielleicht von jenem Gute eine Rente beziehen und in welchem Betrage. Betrachten Sie diese Anfrage als eine vertrauliche zwischen Lady Esther und Herrn Beauchamp, sonst müßten die Unterhandlungen abgebrochen werden, denn die Lady ist sehr vorsichtig und hat mich veranlaßt, mein Versprechen gegen Herrn Beauchamp zu brechen, nach welchem weder Sie, noch sonst Jemand von der ganzen Angelegenheit etwas erfahren sollte. Da jedoch Herr Beauchamp meinte, es habe durchaus nichts auf sich, wenn Sie es auch wüßten, so hoffe ich, nicht sehr Unrecht gethan zu haben, als ich dem Andringen der Lady nachgab. Darf ich Sie bitten, mir mit nächster Post Antwort zu geben? Ich habe die Ehre ꝛc."

Ehe der Verwalter den Brief noch halb durchgelesen hatte, mußte er ihn auf einige Augenblicke hinlegen, um sich erst wieder zu fassen und zu sammeln.

„Eine weitere Summe?" murmelte er vor sich hin. Dabei wischte er sich den kalten Schweiß von der Stirne und die Thränen aus den Augen; dann las er in dem Briefe weiter, der in seinen Händen

zitterte. Niemand sprach ein Wort, und als er den Brief zu Ende gelesen hatte, legte er ihn still auf den Tisch. Mrs. Beauchamp hatte sich mit geschlossenen Augen in ihren Sessel zurückgelehnt. Sie murmelte etwas, das aber das aufmerkende Ohr des Verwalters nicht verstehen konnte.

„Was sagte die Lady, Miß?" fragte er. Miß Beauchamp schüttelte ihr Haupt, ohne etwas zu antworten und ohne das Taschentuch von den Augen wegzunehmen.

„Nun, Gottes heiliger Wille geschehe!" sprach endlich Mrs. Beauchamp, nachdem sie etwas Branntwein und Wasser getrunken hatte. „Aber ich fürchte, mein armer Henry und wir alle sind ruinirt."

„Das gebe Gott nicht, Lady. Ach! sagen Sie das nicht, sagen Sie das nicht, Lady!" schluchzte der Verwalter, indem er unwillkührlich auf seine Knie sank und seine gefalteten Hände emporhob. „Es ist wahr, Lady," fuhr er fort, „Herr Henry — ich muß ihn doch noch immer so nennen — hat es in London etwas arg getrieben, aber Alles ist noch nicht verloren, ach nein, arme Lady, nein."

„Du mußt von seinem Thun und Treiben längst Kenntniß gehabt haben, Pritchard," sagte Mrs. Beauchamp leise.

„Nun ja, Lady, ich wußte es, aber ich habe mich jede liebe Nacht auf meine Knie geworfen und habe gebetet, Gott möge mir einen Weg zeigen, wie ich Sie davon benachrichtigen könnte ..."

„Und warum hast Du mir nichts gesagt?“ fragte Mrs. Beauchamp, indem sie den Verwalter scharf ansah.

„Weil ich sein Diener war und das Vertrauen, das er in mich setzte, rechtfertigen mußte. Er würde mich meines Dienstes entlassen haben, sobald ich die Lippen geöffnet hätte; er sagte mir dies oft genug.“

Mrs. Beauchamp antwortete nicht. Sie sah die Verlegenheit, in welcher der würdige Mann gewesen war, und zweifelte an seiner Redlichkeit nicht, obwohl sie einen Augenblick geargwohnt hatte, es sei Alles mit seiner tadelnswerthen Zustimmung geschehen.

„Hast Du je gehört, Pritchard, wie das Geld in London verbraucht worden ist?“

„Kein Wort, Lady, dem ich hätte glauben können.“

„Was hast Du gehört? — Daß er Spielhäuser besucht?“ fragte Mrs. Beauchamp, während ihre Wangen mehr und mehr erbleichten. Der Verwalter schüttelte sein Haupt. Es trat wieder eine traurige Pause ein.

„Nun, Pritchard,“ sagte Mrs. Beauchamp so ruhig als ihr nur möglich war, „sage mir, wie vor dem Angesichte Gottes, wie viel Geld hat mein Sohn ausgegeben, seit er nach London gereist ist?“

Der Verwalter schwieg und zögerte.

„Pritchard, ich spreche in vollem Ernst," fuhr die alte Dame feierlich und mit steigender Bewegung fort. Der Verwalter schien nachzurechnen.

„Wenn ich aufrichtig sein soll, Mylady, so fürchte ich, daß zwanzigtausend Pf. St. nicht zureichen werden, um . ."

„Zwanzigtausend Pfund!" rief Miß Beauchamp, indem sie von ihrem Stuhle aufsprang; aber ihre Aufmerksamkeit wurde im nächsten Augenblicke auf ihre Tante gelenkt, die kaum die Summe von dem Verwalter hatte aussprechen hören, als sie vergebens zu sprechen versuchte, die Finger hin und her bewegte und dann in ihrem Stuhle zurücksank und ohnmächtig wurde.

Es würde unmöglich sein, den Auftritt der Bestürzung und Verzweiflung zu schildern, der nun folgte. Mrs. Beauchamp war so gewaltig aufgeregt, daß man mehrmals fürchtete, sie würde wahnsinnig werden, und Miß Beauchamp glich einem Bilde sprach- und athemlosen Schreckens. Endlich kämpfte Mrs. Beauchamp ihr Gefühl doch nieder, denn sie war eine Frau von ungewöhnlicher Seelenstärke, und sie nahm sich sofort vor, nachzudenken, ob ein Rettungsmittel zu finden und anzuwenden sei. Nachdem sie einen Tag lang mit diesem Gedanken sich beschäftigt, auch zum Scheine mit ihrer Nichte sich berathen hatte, entschloß sie sich für den Weg, den sie zu betreten sich vorgenommen hatte.

Doch wir kehren zu ihrem Sohne zurück. Es

ging, wie man nach der Lage, in welcher er sich befand, vermuthen konnte, schlimmer nämlich und schlimmer. Er verbrachte sein Leben gleichsam in fortwährendem Wahnsinn, in abwechselnden Anfällen von Trauer, Verzweiflung, Angst, Furcht und allen andern Leidenschaften, welche die menschliche Seele zu zerreißen vermögen. Er war wie betäubt und konnte das ungeheuere Verderben, in das er sich gestürzt hatte, und das „Seele, Leib und Gut" zermalmte, nicht mehr gebührend würdigen. Er schien durch eine diabolische Macht getrieben zu werden. Er sah das Hornissennest, in das er gerathen war, konnte aber doch die Stelle nicht meiden. Ach, Beauchamp war nicht der Erste, welcher den verderblichen Zauber des Spieles empfand und unter dem gänzlichen Vergessen der Folgen litt, das er mit sich zu bringen pflegt. Die Teufel, die sich um ihn her bewegten, hielten es nicht länger für nöthig, die Maske vorzunehmen, sondern standen in ihrer ganzen nackten Häßlichkeit vor ihm. Wochenlang verfolgte ihn das Unglück unabläßig, aber doch spielte und spielte er von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde in der trügerischen Hoffnung, seine Verluste wieder einzubringen. Sein Herz war gelähmt, seine Gefühle waren unter dem unveränderlichen Drucke der Spielerangst zermalmt, und der Leser wird sich unschwer vorstellen können, wie gern er die seltener und seltener erscheinenden Bilder, die bleichen, vorwurfsvollen

Gestalten — seiner Mutter und Cousine von sich wies.

Sir Edward Streighton, der vollendetste Taktiker, der jemals lebte, hatte Tausende von Beauchamp gewonnen, ohne ihm die geringste Gelegenheit zu bieten, mit ihm zu brechen. Im Gegentheil, je tiefer Beauchamp in den vernichtenden Strudel des Verderbens hineinsank, um so fester hing er sich an ihn, als wenn Einer sich vor den Flammen retten könnte, wenn er sich an den Teufel anklammert. Der schlaue Baronet hatte sich Beauchamp gewissermaßen unentbehrlich zu machen gewußt. Sir Edward lehrte ihn, wie Ländereien auf's schnellste in baares Geld umzuwandeln wären; Sir Edward machte ihn mit den wichtigsten Regeln des Wettens und der Handhabung der Würfel vertraut; Sir Edward gab ihm die Mittel und Wege an, wie er den kleinen Gläubigern entgehen könnte; Sir Edward vertrieb ihm die bittere Langeweile und die Gedanken an —shire; Sir Edward lieh ihm augenblicklich Hunderte und gab ihm den längsten Credit.

Ist es wirklich denkbar, daß Beauchamp den schlauen Schurken nicht durchschauete? fragt der Leser vielleicht. Nein, er durchschauete ihn nicht, bis — die Tragödie in den letzten Acten sich zu entwickeln begann. Und selbst als er es wußte, wer Sir Edward war, spielte er weiter und weiter, weil er meinte, er könnte den Betrüger überlisten. Obgleich er ein wenig überrascht darüber war, daß er

sich so leicht dazu entschließen könne, nahm er sich endlich doch vor, in der Hoffnung, seine Umstände wieder zu verbessern, dem Betruge Betrug entgegenzusetzen. Es ist eine unter den verzweifelten Opfern des Spieles nicht seltene Täuschung, sie hätten ein Verfahren gefunden, nach welchem sie unfehlbar gewinnen müßten. Dies ist das Irrlicht, das sie oftmals an den Rand des Verderbens lockt. Ein solcher Einfall hatte denn auch seit einiger Zeit Beauchamp beschäftigt, und in einer Nacht oder vielmehr an einem Morgen, nachdem er den Plan wiederholt überdacht hatte, sprang er aus dem Bette auf, machte Licht an, nahm ein Spiel Karten, setzte sich frierend hin — es war Winter — und rechnete und manövrirte, bis er die Ueberzeugung von der Haltbarkeit seines Planes erlangt zu haben glaubte. Dann warf er die Karten wieder hin, blies das Licht aus und legte sich hocherfreut in das Bett. Je mehr er über den Plan nachdachte, um so ausführbarer kam er ihm vor. Natürlich nahm er sich vor, keinem Menschen sein Geheimniß mitzutheilen. Von dem Erfolge überzeugt und in der sichern Erwartung, die Bank, so oft es ihm beliebe, sprengen zu können, nahm er sich vor, in den nächsten Tagen seinen Plan in großem Maßstabe zur Ausführung zu bringen, alles Geld zu setzen, das er auftreiben könne, und im Triumph zu gewinnen. Er ging sogleich daran, sich die nöthigen Gelder zu verschaffen. Sein Sachwalter —

auch ein Spieler, den er in der letztern Zeit auf die Empfehlung Hilliers angenommen hatte — versah ihn bald mit 5000 Pf. St., nachdem er gefunden hatte, daß Beauchamp in —shire noch Besitzungen hatte. An dem Tage, an welchem er das Geld empfing, wollte er auch den gewagten Versuch machen. An dem Morgen dieses Tages sollte er auch von seinem Verwalter wegen der Verpfändung seines letzten und besten Besitzthumes hören.

Es war ein denkwürdiger, ein schrecklicher Tag für Beauchamp. Er begann mit Zweifel und getäuschter Erwartung, denn nachdem er, zitternd vor Begierde, auf den Briefträger gewartet hatte, sah er denselben an der Thüre seiner Wohnung — vorübergehen. Er riß sogleich das Fenster auf und rief ihn, aber der Mann „hatte heute nichts für ihn." Beauchamp warf sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande auf das Sopha. Der alte Pritchard hatte sonst jedesmal pünktlich mit der nächsten Post geantwortet. Tausend Besorgnisse bestürmten ihn. War der Brief nicht richtig befördert worden? War Pritchard krank oder gar todt? Hatte er der Mrs. Beauchamp Eröffnungen gemacht? Hatte seine Mutter und Ellen endlich Kenntniß von seinem schrecklichen Thun und Treiben? Der Gedanke war zu fürchterlich, als daß er bei demselben verweilen konnte. Er griff nach dem Branntwein, dem Feuerteufel, und entzündete damit in seinem Hirn die Flamme des Wahnsinnes. Er wußte

kaum, wie er sich zwischen dem Frühstück und der Mittagsmahlzeit Ruhe verschaffen sollte, denn um sieben Uhr war ein Diner bei Apsley verabredet. Einer der Lockvögel hatte einen reichen „Gimpel“ gefunden, der an diesem Abende zuerst erscheinen sollte. Nachdem er eine Stunde lang hin und her gelaufen war, nahm er sich vor, mir einen Besuch zu machen. Um zwölf Uhr war er bei mir. Ich hatte ihn während seiner Anwesenheit in der Stadt häufig als Patient, d. h. bei leichterem Unwohlsein, bei mir gesehen und ihn blos für einen fashionabeln jungen Mann gehalten, der Alles aufbiete, um sich in der Stadt eine Art Namen zu erwerben. Aus dem, was er bei verschiedenen Gesprächen fallen ließ, hatte ich auch abnehmen können, daß die bald niedergedrückte, bald sehr aufgeregte Stimmung, über welche er klagte, von seiner Spielsucht herrühre und von dem Verluste oder Gewinne abhänge. Ich interessirte mich für ihn, denn er hatte etwas Gerades, Natürliches an sich, das Jeden einnahm, welcher mit ihm sprach. In seinem Benehmen lag die Ungezwungenheit und Artigkeit eines vollendeten „Gentleman“, und als ich ihn das letzte Mal, vor etwa zwei Monaten, sah, war er gesund und wohlgemuth, ein hübscher, wenn auch nicht gerade schöner Mann. Jetzt stand er vor mir, abgezehrt, mit unsicherem Blick, so daß ich kaum glauben konnte, denselben Mann vor mir zu sehen. Ich wollte ihm einige Fragen vorlegen, als er mich plötzlich unter-

brach, indem er beide Hände nach mir ausstreckte, welche heftig zitterten, und ausrief: „Deswegen, deswegen bin ich gekommen, Doctor. Können Sie dies wegschaffen — bis heute um sechs Uhr?“ Es lag etwas so Hastiges und Unstätes in seinem Wesen, daß ich auf den Gedanken kam, sein Verstand sei zerrüttet. Ehe ich ein Wort sprechen konnte, fuhr er fort: „Wenn Sie meinen Nerven nicht auf einige Stunden Ruhe schaffen können, so bin ich ..“ Er hielt plötzlich inne und wiederholte mit einiger Verlegenheit seine erste Frage.

„Herr Beauchamp,“ sagte ich ernst, „es sind zwei Monate vergangen, seit Sie mich mit Ihrem letzten Besuche beehrten, und Ihr Aussehen hat sich in dieser Zeit in sehr bedeutender Weise geändert. Erlauben Sie mir, als Freund Sie zu fragen, ob ..“ Er stand vom Stuhle auf und antwortete in einem Tone, der an Beleidigung grenzte: „Dr.., ich kam nicht, um Ihre Neugierde zu befriedigen, sondern um Ihren Rath über meinen Gesundheitszustand zu hören. Wenn Sie mir den nicht geben wollen, so muß ich mich wieder entfernen.“

„Sie verkennen mich, Herr Beauchamp,“ antwortete ich ruhig; „ich will mich keineswegs neugierig in Ihre Angelegenheiten eindrängen. Ich wollte nur wissen, ob Ihr Gemüth ruhig ist oder nicht.“ Während ich sprach, schien es in ihm zu kochen, so daß er seine Gereiztheit kaum zügeln konnte. Als ich zu Ende war, nahm er Hut und

Stock, warf eine Guinee auf den Tisch und ging fort, ehe ich mich von dem Erstaunen über dieses außergewöhnliche Benehmen erholen konnte.

Wie er den Tag verbrachte, weiß ich nicht, aber gegen fünf Uhr war er zu Hause, um sich zum Diner anzukleiden. Seine Unruhe hatte eine solche Höhe erreicht, daß er nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich selbst zu rasiren, nach einem Barbier schicken mußte. Nachdem er völlig angekleidet war, nahm er aus seinem Schreibpulte die 5000 Pf. St. in Banknoten und legte sie in sein Taschenbuch. Es war ihm, als schwebe ein Nebel vor seinen Augen, als er die einzelnen Noten besah, um zu erkennen, ob alles richtig sei. Dann nahm er ein Spiel Karten und machte von Neuem Versuche, um die Richtigkeit seiner Berechnung zu prüfen. Als er zufriedengestellt war, legte er die Karten bei Seite, schloß die Thüre zu, öffnete sein Pult und nahm Feder und Papier heraus. Dann ritzte er sich mit dem Federmesser an der Spitze eines Fingers, füllte die Feder mit dem da hervorquellenden Blute und schrieb damit einen feierlichen Eid, daß er, wenn er diesen Abend glücklich sei und wiedergewinne, was er verloren, den Karten und Würfeln für immer entsagen und in seinem Leben nie wieder ein Spielhaus betreten wolle. Ich habe diesen mit Blut geschriebenen Eid gesehen. Die Buchstaben, namentlich die in der Unterschrift, glichen mehr der zitternden Handschrift eines achtzig-

jährigen Mannes als eines Jünglings von einundzwanzig Jahren. Zuletzt drückte er ein schwarzes Siegel unter diese Unterschrift, überzählte die 5000 Pf. St. noch einmal und eilte fort.

Als er bei Apsley erschien, war die ganze Gesellschaft bereits versammelt und, wie es schien, in sehr guter Laune. Niemand hätte die schwarzen Herzen geahnt, die unter so gefälligem und heiterem Aeußern schlugen. Bei Tische wurde keine Silbe von dem gesprochen, was die Gedanken Aller beschäftigte, das Spiel. Dies schien, wie nach einer Verabredung, der allein verbotene Gegenstand zu sein; sobald aber das Diner und Dessert, die beide vortrefflich gewesen, vorüber waren, trat eine Pause ein, die Jedermann verstand, und Beauchamp, der sich durch Champagner in die geeignete Stimmung versetzt hatte, war der Erste, welcher mit Eifer das Spiel vorschlug. Alle standen sogleich von ihren Plätzen auf, wie auf ein gegebenes Signal, und nach weniger als fünf Minuten saßen Alle, bei verschlossenen Thüren, um die Tische bei Karten und Würfeln.

Beauchamp warf zuerst und verlor, da aber der Einsatz im Vergleich unbedeutend war, so verdroß es ihn nicht. Er schonte sich für Rouge-et-noir. Die Uebrigen fuhren mit dem ersten Spiele fort, gelangten allmälig tiefer hinein und es kam zu bedeutenden Wetten. Beauchamp, der keinen Antheil nehmen wollte, saß da und beobachtete mit eigen-

thümlichen Empfindungen von Theilnahme und Verachtung den armen Teufel, der gerupft werden sollte. Wie peinlich war die Erinnerung an seine eigene Einweihung, die in ihm geweckt wurde! Die Stille im Zimmer wurde nur durch das Klappern der Würfel und gelegentlich durch ein leises Geflüster unterbrochen.

Das Zimmer, in dem man sich befand, war elegant und selbst prächtig meublirt. Die Wände verschwanden gänzlich unter werthvollen Gemälden in massiven, geschmackvollen Rahmen, deren Vergoldung in dem Licht der Lampe glänzte, die von der Decke herabhing. Faltenreiche, zusammengezogene Gardinen von gelbem, geblümtem Atlas verhüllten die drei Fenster, und einige ganz gefüllte alterthümliche Bücherschränke standen in den Ecken des Zimmers, während sich auf denselben italienische Statuen zeigten. Die Meubles waren von den elegantesten, fashionablesten Formen, und als das Auge Beauchamps dieselben musterte und den vollendeten Geschmack anerkannte, mit welchem Alles geordnet war, drang sich ihm der Gedanke auf: „Wie Viele sind durch's Spiel zu Bettlern gemacht worden, um diesen Luxus zu schaffen!" Sein Herz bebte. Er betrachtete die gerötheten Wangen, die gierigen Blicke und die hastigen Geberden derer, welche an dem Tische saßen. Gerade ihm gegenüber befand sich Sir Edward Streighton, der aufmerksam den Würfelnden ansah und dessen große,

glänzende Augen blitzschnell von dem Würfelnden auf die Würfel und von diesen auf die Wettenden blickten. In seinen regelmäßigen, sonst selbst schönen Zügen lagen jetzt die tief eingedrückten Spuren langer, peinigender Angst. „O, daß ein Mann," dachte Beauchamp, „der wohl zu Besserem geeignet wäre, dem der Stempel geistiger Ueberlegenheit auf die Stirn gedrückt ist, ein — Schwindler werden konnte!" Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, sah Sir Edward plötzlich auf und seine Augen ruheten einen Augenblick auf Beauchamp. Er zuckte unter dem Ausdrucke derselben zusammen, denn er glaubte den „Bösen" anzublicken, der ihn kaltblütig an den Rand des Verderbens geführt hatte und nun nur auf eine Gelegenheit wartete, ihn hinunterzustürzen. Seine Gedanken wanderten dann zu lange vergessenen Scenen zurück, zu seiner alten Mutter, zu seiner verlassenen Ellen, deren Herz er brach, die er arm machte. Es schien ein Nebel das Zimmer zu füllen, es schwindelte ihn, sein lange betäubtes Herz lebte für einen Augenblick auf und fühlte stechenden Schmerz. „Ach, daß ich eine Gelegenheit, die geringste Gelegenheit hätte," dachte er, „diese schrecklichen Fesseln zu zerreißen, was es auch kosten möchte." Er fuhr dann aus seinen peinlichen Gedanken auf, trat an einen Seitentisch, auf den eben eine große Bowle Champagnerpunsch gestellt worden war, und suchte Trost in dem berauschenden

Getränke. Darauf kehrte er auf seinen Sitz an dem Tische zurück und kaum hatte er einige Minuten zugesehen, als er den unerklärlichen und unwiderstehlichen Trieb empfand, Theil an dem Spiele zu nehmen. Er sah Apsley einige Banknoten, die er in diesem Augenblicke von dem erwähnten Opfer erhalten hatte, in sein Taschenbuch legen und wettete mit ihm bedeutend auf den nächsten Wurf. Apsley hielt die Wette, wenn er auch etwas überrascht wurde; die Würfel fielen und Beauchamp gewann zu seinem Erstaunen, wirklich ganz ehrlicher Weise, 300 Pf. St. von Apsley. Der Verlierende wurde geneckt und konnte nur mit Mühe seinen Aerger verbergen, er hatte aber, als Beauchamp sein Taschenbuch öffnete, einige der großen Banknoten darin gesehen und wurde nun sogleich wieder ruhig.

Endlich kam Beauchamps Stunde; sein Herz klopfte laut, denn man ging an Rouge-et-noir. Er nahm, als die Reihe an ihn kam, sein Taschenbuch heraus und setzte sehr hoch. Kein Wort wurde gesprochen, Alle am Tische aber sahen einander zweifelnd und verwundert an. Ich weiß nicht, welches Manöver Beauchamp ersonnen hatte und in Anwendung zu bringen begann. Dem Adlerauge Apsley's, der die Taille machte, entging keine Bewegung Beauchamps. Der Unglückliche verlor die Hälfte seines hohen Einsatzes. Er drückte die Hand auf die Stirn, — er erkannte, daß Alles von seiner Ruhe abhänge. Beauchamp ließ den Einsatz stehen;

er hatte noch immer Vertrauen auf seine Berechnung, aber leider platzte die Luftblase bald und Beauchamp war im Nu um 3000 Pf. St. ärmer. Nun war alle Hoffnung verloren, denn sein Plan taugte offenbar nichts, und er hatte alle Aussicht verloren, je wieder seine Verluste auszugleichen. Dennoch spielte er weiter und immer weiter, mit gleichem Unglücke, bis alles Geld, das er mit sich gebracht hatte, dahin war. Er setzte sich nieder, ließ den Kopf auf die Brust sinken und eine Leichenblässe überflog sein Gesicht. Man bot ihm unbeschränkten Credit an. Apsley gab ihm einen Papierstreifen und sagte ihm, er möge nur seinen Namen darunter schreiben und dann eine beliebige Summe darauf verzeichnen. Beauchamp aber wies das Papier zurück und murmelte: „Nein, — nun ist mir Alles abgeschwindelt worden."

„Was sagten Sie?" fragte Apsley, indem er aufstand und zu seinem Opfer trat.

„Weiter nichts, als daß mir mein ganzes Vermögen abgeschwindelt worden ist," entgegnete Beauchamp, ohne von seinem Stuhle sich zu erheben. Es trat eine Todtenstille ein.

„Wissen Sie, werther Herr, daß eine solche Sprache nicht gut thut?" fragte Apsley in kaltem, verächtlichem Tone und in herausfordernder Stellung.

Durch seine Verluste, durch Wuth und Verzweiflung fast zum Wahnsinn getrieben, sprang Beauchamp jetzt empor, auf Apsley zu und schlug

ihn mit einem wirklichen Geheul mit beiden Fäusten in das Gesicht. Alle Anwesenden waren im höchsten Grade bestürzt. Tische, Karten und Banknoten wurden verlassen; Einige traten um Beauchamp, Andere um Apsley her, der, so schnell auch der Angriff erfolgt war, doch so rasch die Arme empor gehoben hatte, daß er die Faustkraft Beauchamps parirt und nur eine leichte Verletzung über dem rechten Auge erhalten hatte.

„Der Mensch ist betrunken!" sagte er kaltblütig, als er sah, wie sein wahnsinniger Gegner mit denen um ihn her rang.

„Schurke! Schwindler! Lügner!" ächzte Beauchamp und Apsley lachte laut.

„Sie wagen nicht wieder zu schlagen?" schrie Beauchamp.

„Ach, schöner Herr," entgegnete Apsley mit unverwüstlicher Ruhe, „würden Sie mich zu schlagen gewagt haben, wenn Sie bei kaltem Blute und ich auf meiner Hut gewesen wäre?"

„Sie zu schlagen, Sie verabscheuter .."

„So wollen wir sehen, was wir morgen früh thun können, wenn wir ausgeschlafen haben," entgegnete Apsley, indem er ihm verächtlich seine Karte hinwarf. „Vor der Hand müssen wir nach der Polizei schicken, wenn unser junger Freund nicht ruhig wird. Komm, Streighton, Du bist Croupier, kommt, Hillier, Bruton, alle, laßt uns weiter spielen, damit wir nicht vergessen, wo wir waren."

Der arme Beauchamp schien plötzlich ruhig zu werden, als ihm Apsley's Karte zugeworfen wurde und zwar mit so kaltem Hohne. Er drückte seine Hände an seine klopfenden Schläfe, richtete seine Augen voll Verzweiflung empor und murmelte wie halb erstickt: „Noch nicht, — noch nicht." Dann schwieg er und der schreckliche Paroxismus schien sich zu legen. Er warf Apsley eine Karte zu und rief heiser: „Wann, wo und wie Sie wollen."

„So ist es recht, das ist männlich," sagte Apsley mit spottender Höflichkeit. „Morgen früh! Heute habe ich Sie von Gemeinheit curirt, morgen will ich Ihnen auch, so Gott will, die Feigheit vertreiben. Aber, nehmen Sie es nicht übel, Ihr letzter Satz ist verfallen!" setzte er hinzu, als er sah, daß Beauchamp dahin trat, wo sein letzter Satz, ein Wechsel über **100** Pf. St. lag. Er sah die Gesellschaft bittend an, die sogleich gegen ihn entschied. Er hatte in der Aufregung in Folge des Angriffs gegen Apsley vergessen, daß er den Einsatz wirklich verloren.

„So hält mich hier nichts mehr zurück," sagte Beauchamp ruhig, mit der Ruhe der Verzweiflung, „als die Bestimmung über unsere morgende Zusammenkunft. Nennen Sie Ihren Freund," fuhr er ernst fort, wenn ihm auch das Herz fast brach.

„Ach ja," antwortete Apsley, indem er gleichgültig von den Karten aufsah, die er eben mischte. „Nun, Hillier, wollen Sie das Nöthige für mich

besorgen? Ich lege Alles in Ihre Hände." Nachdem man vergebens versucht hatte, den Streit auszugleichen — denn ächte Spieler hassen solche Dinge, nicht aus persönlicher Feigheit, sondern wegen der Oeffentlichkeit, die nicht zu vermeiden ist — wurde die Sache endlich in Ordnung gebracht. Sir Edw. Streighton unterhandelte für Beauchamp. Man wollte einander halb sieben Uhr früh auf einem Felde bei Knightsbridge treffen. Dann ging der unglückliche Beauchamp fort, nachdem er Streighton die Hand gereicht hatte, der ihm versprach, um vier Uhr bei ihm zu sein; „denn," sagte er, „um diese Zeit brechen wir doch auf."

Als die Thüre hinter Beauchamp sich geschlossen hatte, wankte er die Treppe hinunter und auf der Straße hin wie ein Betrunkener. Er wußte nicht, ob er sich täuschte oder nicht; als er aber unter den Fenstern des Zimmers hinging, in welchem die schändliche Gesellschaft versammelt war, glaubte er ein lautes Gelächter zu hören. Es war gegen zwei Uhr früh im Winter. Es schneite stark und die Luft war schneidend kalt. Außer ihm zeigte sich keine Menschenseele auf den Straßen. Ein Nachtwächter, der seinen wankenden Gang bemerkte, kam auf ihn zu, griff an seinen Hut und fragte, ob er ihm einen Wagen holen sollte; er erhielt aber statt der Antwort einen so fürchterlichen Fluch, daß er zurückprallte. Die Sprache vermag die Seelenstimmung nicht zu schildern, in welcher sich Beauchamp befand.

Die Hölle schien ihr brennendes Feuer in ihm angezündet zu haben. Er fürchtete sich, als er sich in den dunkeln, öden Straßen allein sah. Sein Leben in den letzten sechs Monaten schien plötzlich aufgerollt, mit Feuerzügen geschrieben, vor ihm zu liegen. Er vermochte seine Gefühle, die ihn bestürmten, nicht zu beherrschen; die Füße versagten ihm den Dienst und er setzte sich auf den Stufen vor einem Hause nieder. Später erzählte er mir, er erinnere sich deutlich, daß er nach einem Werkzeuge gesucht habe, mit dem er sich umbringen könnte, und daß er sich sicherlich die Kehle durchgeschnitten, wenn er sein Federmesser gefunden hätte. Nachdem er etwa eine Viertelstunde, barhäuptig, dagesessen hatte, — denn er hatte den Hut abgenommen, um seine glühende Stirn abkühlen zu lassen — setzte er seinen Weg nach seiner Wohnung fort. Er donnerte heftig an die Thüre und wurde sogleich eingelassen. Sein zitternder Diener, der noch halb im Schlafe war, prallte vor dem entsetzlichen Aussehen und den stieren, blutunterlaufenen Augen seines Herrn zurück. „Schließ die Thüre zu, und folge mir in mein Zimmer,“ sagte Beauchamp laut.

„Herr .., Herr ..“ stotterte der Diener, als wenn er etwas fragen wollte.

„Still!“ donnerte ihn sein Herr an und der Diener setzte das Licht auf die Treppe und verriegelte die Thüre. Beauchamp eilte die Treppe hin-

auf und öffnete die Thüre seines Wohnzimmers. Mit Verwunderung bemerkte er helles Licht darin. Er fürchtete, es brenne, trat rasch in die Mitte des Zimmers und sah da — seine Mutter und Cousine, die sich ihm entgegen beugten und ihn starr und regungslos, wie zwei Marmorbilder, anstierten. Das graue Haar seiner Mutter hing aufgelöset an den beiden Seiten des Gesichtes herunter und ihre Augen, wie die ihrer Nichte, welche neben ihr saß und sie eng umschlungen hielt, schienen aus ihren Höhlen heraustreten zu wollen. Sie bewegten sich nicht, sie sprachen nicht. Beauchamp stand einen Augenblick starr vor der Erscheinung, dann ließ er das Licht fallen, das er in der Hand hielt, und stürzte bewußtlos zu Boden.

— Es war keine Sinnentäuschung; Mrs. Beauchamp und deren Nichte saßen wirklich da.

Der Entschluß, welchen, wie sich der Leser erinnern wird, Mrs. Beauchamp gefaßt hatte, bestand darin, direct nach London zu reisen und zu versuchen, welchen Eindruck ihr plötzliches Erscheinen auf ihren irrenden, vielleicht aber doch noch nicht rettungslos verlorenen Sohn mache. Ein solches Zusammentreffen konnte ihn erschüttern und ihn auf den Weg der Tugend zurückführen. In Begleitung des treuen Pritchard waren sie an diesem Tage in London angekommen, in einem Gasthause in der Nähe abgestiegen und, ohne erst Erfrischungen einzunehmen, in die Wohnung Beau-

champs geeilt, in welcher sie zwei Stunden nach seinem Fortgange erschienen. Die alte Dame, welche das Schreibpult offen fand und ein Papier auf demselben liegen sah, nahm dieses und las schaudernd den oben erwähnten mit Blut geschriebenen Schwur. Ihr Sohn war also in trügerischer Hoffnung an den Spieltisch gegangen und sollte diese Nacht sein und ihr Verderben vollenden! Was war zu thun? Der Diener Beauchamps wußte eben so wenig als irgend Jemand im Hause, wohin sein Herr gegangen war, sonst würden sie sogleich geschickt und ihm ihre Ankunft gemeldet haben. So mußten sie warten und man kann sich denken, in welcher Angst die beiden armen Frauen, ohne irgend etwas zu genießen, bis halb drei Uhr früh dasaßen, als sie ihn an die Thüre donnern, als sie den Diener mit Flüchen begrüßen hörten und ihn endlich wie wahnsinnig in das Zimmer stürzen sahen.

Als der Diener, nachdem er die Hausthüre verschlossen hatte, hinaufkam, sah er die Thüre des Wohnzimmers weit offen stehen. Er blickte, auf seinem Wege nach dem Bette, hinein und erschrak, als er drei Personen am Boden liegen sah, seinen Herrn hier und die beiden Damen, eng umschlungen, dort, Alle regungslos. Er eilte sogleich an die Klingel, zog an derselben, bis sie riß, und machte so gewaltigen Lärm, daß Alle in dem Hause erwachten und ihn laut rufen hörten: „Mord! Mord!“ Alle erschrockenen Bewohner des Hauses versam=

melten sich nach wenigen Augenblicken, halb angekleidet, in dem Zimmer und Alle waren anfangs der Meinung, die am Boden liegenden Personen wären vergiftet worden, weshalb man auch sogleich mich und zwei Aerzte in der Nähe berief. Als ich erschien, kam Mrs. Beauchamp allmälig wieder zu sich, ihre Nichte aber war von Neuem ohnmächtig geworden. Sobald die Mutter ihre zitternden Glieder bewegen konnte, trat sie an den gefühllosen Körper ihres Sohnes. Auf die Arme zweier Dienstmädchen gestützt, beugte sie sich über Beauchamp und flüsterte: „Ach, Henry! Henry! Mein einziger, lieber Sohn!" Ihre Hand strich dabei langsam über sein von kaltem Schweiß bedecktes Gesicht, bald aber erstarrte sie und als ich genauer hinsah, erkannte ich, daß die arme Mutter von Neuem ohnmächtig geworden war. Ich erinnere mich kaum, so viele ergreifende, schreckliche Auftritte ich auch gesehen habe, Zeuge eines entsetzlichern gewesen zu sein.

Ich wendete meine Aufmerksamkeit ganz dem Herrn Beauchamp zu, während die beiden andern Aerzte sich um Mrs. Beauchamp und deren Nichte bemüheten. Ich wußte nicht gewiß, ob mein Patient von einem epileptischen oder apoplektischen Anfalle getroffen worden sei, denn er lag bewegungslos da, und holte nur in langen Zwischenräumen Athem, während es in seinen Zügen bisweilen krampfhaft zuckte. Ich ließ ihm sofort den Rock

ausziehen und öffnete ihm selbst eine Ader, worauf er sein Bewußtsein wieder erlangte und sich zu Bett bringen ließ. Kaum war er ausgekleidet, als er in Schlaf verfiel. Seine Mutter beugte sich in sprachlosem Schmerze über ihn, denn, ob sie gleich krank und schwach war, so konnten wir sie doch nicht bewegen, zu Bett zu gehen. Ich beobachtete beide mit der innigsten Theilnahme und der gespanntesten Neugierde, da ich überzeugt war, eine Scene aus einem häuslichen Trauerspiele vor mir zu sehen, als wir heftig an der Hausthüre pochen und die Klingel ziehen hörten. Alle erschraken und fragten besorgt, was es wohl sein könnte? Wer konnte früh um vier Uhr Einlaß suchen?

Sir Edward Streighton! — dessen Wagen mit einem Pistolenetui vor der Thüre hielt, um ihn und Beauchamp auf den Kampfplatz zu bringen, wie in der Nacht verabredet worden war. Er wollte sich von dem Diener nicht abweisen lassen, erklärte, sein Geschäft sei im höchsten Grade dringend, und stellte sich, als glaube er an Beauchamps Krankheit nicht. „Dummes Zeug!" sagte er; auch brummte er etwas von „Feigheit" in den Bart. Ich mußte selbst hinunter gehen. Sir Edward stand fluchend in der Hausflur, erschrak aber und erblaßte, als er mich, mit einem Lichte in der Hand, die Treppe herunter kommen sah.

„Doctor ...!" rief er aus, indem er seinen Hut abnahm, denn er hatte mich einige Male gesehen

und erkannte mich sogleich. „Was, um des Himmels willen, giebt es? Ist er krank? Ist er todt?"

„Sir Edward," entgegnete ich kalt, „Herr Beauchamp liegt gefährlich, vielleicht todtkrank darnieder."

„Todtkrank!" wiederholte er erschrocken.. „Hat er sich selbst umzubringen versucht?" stammelte er.

„Nein, aber er ist von einer plötzlichen Krankheit überfallen worden und liegt im Bett. Sie werden mir die Bemerkung erlauben, Sir Edward," fuhr ich fort, indem mir plötzlich einfiel, was ihn wohl so früh zu Beauchamp führe, „daß dieser so frühzeitige Besuch aussieht.."

„Das ist meine Sache, Doctor," entgegnete er stolz, „nicht die Ihrige. Mein Geschäft ist von der höchsten Wichtigkeit und Sie werden deshalb wohlthun, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Beauchamp wirklich krank ist."

„Sir Edward Streighton," antwortete ich unwillig, „ich habe Ihnen bereits eine Antwort gegeben, die Sie nun glauben mögen oder nicht, wie es Ihnen gutdünkt; in jedem Falle werde ich dafür sorgen, daß Sie heute diese Treppe nicht hinaufgehen."

„Ich verstehe," entgegnete er mit einem bedeutungsvollen Lächeln, worauf er das Haus verließ. Ich eilte zu meinem Patienten zurück, den ich nun mit noch größerer Theilnahme betrachtete als vorher,

denn das war mir nicht zweifelhaft mehr, daß er diesen Morgen ein Duell haben sollte. Wenn ich die gegenwärtigen Umstände mit dem Besuche Beauchamps am vorigen Tage bei mir und dem bekannten Charakter Sir Edwards als Spieler von Profession zusammenhielt, schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß in einem Spielhause ein Streit entstanden war.

Die ersten Worte, welche Beauchamp mit vollem Bewußtsein zu mir sagte, waren: „Ist Sir Edward Streighton dagewesen? Ist es noch nicht vier Uhr?" Und er fuhr im Bette auf und sah sich wild um. Als er bemerkte, daß er im Bette lag, daß Lichter brannten, und daß ich an seiner Seite saß, rief er aus: „Aber, ich erinnere mich an nichts! Bin ich verwundet? Was ist aus Apsley geworden?" Er legte die Hand auf den Arm, an welchem ihm die Ader geöffnet worden war, und als er den Verband fühlte, fuhr er fort: — „Ach, in den Arm! Wie sonderbar, daß ich Alles vergessen habe! Doctor, bin ich gefährlich verwundet? Ist der Knochen entzwei?"

Meine Vermuthungen waren nun über allen Zweifel erhoben. Während ich ihn scharf anblickte, sank er, in Folge großer Erschöpfung, wieder in Schlaf. Ich hatte keine seiner Fragen beantwortet, die er mir unzusammenhängend, wie im Traume, vorlegte, und da ich für den Augenblick nichts mehr nützen konnte, verließ ich ihn und begab mich in

das Zimmer, in welches Mrs. Beauchamp gebracht worden war, während ich unten an der Thüre mit Sir Edward gesprochen hatte. Ich fand sie im Bett, gepflegt von Miß Beauchamp, die zwar noch sehr matt, wie ein Bild des Kummers aussah, aber alle ihre Kraft aufgeboten hatte, um sich aufrecht zu erhalten. Die Mutter Beauchamps sah sehr krank aus; ihre Nerven schienen eine Erschütterung erlitten zu haben, von der sie sich ohne Zweifel nur sehr langsam erholen konnte. „Welcher Kummer drückt diese armen Frauen?“ dachte ich, als ich eine nach der andern theilnehmend anblickte.

„Wie geht es meinem Sohne?“ fragte Mrs. Beauchamp matt.

Ich sagte ihr, daß meiner Meinung nach nichts zu fürchten sei und daß er, bei Ruhe, sich recht bald erholen würde. „Aber,“ fuhr ich fort, „erlauben Sie mir zu fragen, ist er plötzlich erschrocken? Ich vermuthe …“ Beide schüttelten die Köpfe und ließen sie dann traurig hängen.

„Nun, er lebt, Gott sei Dank, aber er ist ein Bettler!“ flüsterte Mrs. Beauchamp. „Ach, Doctor, er ist unter Diebe gerathen. Sie haben ihn beraubt und würden ihn erschlagen haben — meinen Sohn, meinen erstgebornen, meinen — einzigen Sohn!“

Ich sprach meine innige Theilnahme aus und sagte: „Ich fürchte, es ist etwas sehr Unglückliches geschehen.“

Sie unterbrach mich nach einer Pause mit der Frage, ob ich etwas von seinem Thun und Treiben in London während der letzten sechs Monate wisse, da sie meinen Namen als seinen Arzt in seinen Briefen mehrmals erwähnt gefunden habe. Ich antwortete nicht und sprach nicht einmal meine Vermuthung aus, daß er wahrscheinlich die Spielhäuser besucht habe, aber meine Miene erschreckte sie.

„Ach, Doctor ..., um der Liebe Gottes willen, sprechen Sie offen und lassen Sie das Herz einer armen Wittwe nicht brechen! Giebt es gar keine Rettung mehr für ihn?“

Als die Frauen erkannten, daß sie von mir keine genügende Erklärung erhalten könnten, fragten sie nicht weiter und weinten still. Ich that, was ich unter diesen Umständen für sie thun konnte, sah noch einmal in das Zimmer Beauchamps, der noch in tiefem Schlafe lag, und entfernte mich, denn das matte Licht eines Wintermorgens fiel bereits in das Zimmer und ich war seit vier Uhr dagewesen. Ich nahm die Ueberzeugung mit mir, daß mein Patient eines der zahllosen Opfer des Spieles sei und daß er seine Familie mit in sein Verderben hinein gerissen habe.

Beauchamp erholte sich bei Ruhe und passender Arznei bald so weit, daß er das Bett verlassen konnte; aber sein Gemüth war offenbar nicht ruhig. Mit welcher Theilnahme würde ich ihn betrachtet

haben, wenn ich damals schon gewußt hätte, was ich später erfuhr!

Die nächste Woche verging unter Schmerz, Demüthigung, Geständnissen und Verzeihung. Das Einzige in dem schwarzen Verzeichnisse, was er verschwieg oder doch nicht treu darlegte, war das Duell, das er hatte haben sollen. Er gestand, nachdem er lange gedrängt worden war, um seine Mutter und seine Cousine zu beruhigen, daß er ein Duell gehabt habe und unverletzt davon gekommen sei; bei sich aber hatte er sich fest vorgenommen, was auch geschehen möchte, bei der ersten Gelegenheit seine Ehrensache mit Apsley auszumachen. Seine Ehre stand auf dem Spiele und — seine Rache mußte befriedigt werden. Nachdem er sich also so weit erholt hatte, daß man ihn allein lassen konnte, war das Erste, was er that, daß er ein Briefchen an Sir Edward Streighton schrieb, um ihm anzuzeigen, er sei nun bereit und Willens, ja begierig, Apsley die Genugthuung zu geben, woran er bisher nur durch seine plötzliche, schwere Krankheit gehindert worden sei. Er ersuchte Sir Edward, auch in Zukunft sein Freund zu bleiben und die Sache so sehr als möglich zu beschleunigen, und setzte hinzu, es sei dem, welchem das Leben zur Last geworden, ganz gleichgültig, welchen Ausgang das Duell nehme. Sir Edward, der jetzt sich aus der unangenehmen Sache zu ziehen wünschte, antwortete schnell, höflich, aber keineswegs herzlich,

daß Apsley, der sich zufällig bei ihm befand, als Beauchamps Brief ankam, bereit sei, am nächsten Morgen um sieben Uhr ihn an dem früher verabredeten Orte zu treffen. Beauchamp erschrak einigermaßen über diese Eile. Sollte er über Nacht, vielleicht auf ewig, von seiner geliebten, und eben so gekränkten als geliebten Mutter und Cousine Abschied nehmen? Wie treulos und undankbar mußte er ihnen erscheinen, welchen Ausgang auch der Zweikampf hatte!

Mit solchen schrecklichen, herzbeengenden Gedanken schloß er sich in seinem Zimmer ein und schrieb sein Testament. Er hinterließ „Alles, was ihm auf Erden geblieben," seiner Mutter mit Ausnahme von hundert Guineen für seine Cousine, die sich davon einen Trauerring kaufen sollte. Nachdem er damit zu Ende gekommen war und noch einige andere Anordnungen getroffen hatte, trat er mit klopfendem Herzen an das Bett seiner Mutter, denn es war Nacht und die alte Dame verließ überdies das Bett nur selten. Die ungewöhnliche Innigkeit seiner Umarmungen, sowie die Geistesabwesenheit, die er bisweilen verrieth, hätten wohl Verdacht erregen können, aber es geschah nicht. Er sagte mir später, daß die Angst, welche er empfunden, als er seiner Mutter und Cousine eine gute Nacht gewünscht, Jahre von Schuld hätten abbüßen können.

Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht stand Beauchamp gegen fünf Uhr früh auf und kleidete

sich an. Als er sein Zimmer verließ, vielleicht zum letzten Male im Leben, mußte er an der Thüre seiner Mutter vorüber gehen. Er sank auf seine Knie nieder und lag da mit gefaltenen Händen und geschlossenen Augen, bis seine Aufregung so groß wurde, daß er selbst einsah, er müsse nun gehen. Er kam aus dem Hause hinaus, ohne Jemanden zu wecken, und ging, in den Mantel gehüllt, so schnell als möglich zu Sir Edward Streighton. Es war ein abscheulicher Morgen. Der noch unbetretene Schnee lag fast einen Fuß hoch auf den Straßen und noch immer schneite es. Beauchamp fand es so ermüdend, durch den tiefen Schnee zu waden, und war von Kälte so erstarrt, daß er einen Wagen anrief. Mit Mühe nur konnte er den Kutscher wecken, der trotz der großen Unfreundlichkeit des Wetters in festem Schlafe auf dem Bocke saß — ein wahrer Schneemann, denn der Schnee lag zolldick auf ihm. Wie beneidete ihn Beauchamp!

Es war beinahe sechs Uhr, als Beauchamp die Wohnung Sir Edwards erreichte. Der Baronet war bereits auf und wartete auf ihn.

„Wie geht's, Beauchamp? Wie geht's? Aber, zum Teufel, wollen Sie sich in solchem Nebel schießen?" fragte er, indem er durch das Fenster hinaussah und schauderte.

„Es wird sich wohl thun lassen. Stellen Sie uns so nahe als möglich gegen einander," antwortete Beauchamp finster.

„Ich habe, lieber Junge, Alles, was in meinen Kräften stand, gethan, um die Sache freundschaftlich auszugleichen, aber, wie ich fürchte, vergebens. Sie müssen Kugeln wechseln .. Ich zweifle indeß nicht," fuhr er mit einem bedeutungsvollen Lächeln fort, „daß sich die Sache gut machen läßt .. Das Leben ist kostbar, Beauchamp. Verstehen Sie mich?"

„Für mich nicht. Ich hasse Apsley wie die Hölle."

„Mein Gott, Beauchamp! Wie blutdürstig sind Sie aufgestanden!" rief der Baronet mit besorgtem Lächeln aus. Er schwieg dann, als erwarte er eine Antwort von Beauchamp, der aber nichts sagte. „Nun, dann ist es am besten, die Sache so schnell als möglich abzuthun. Und, Beauchamp, nehmen Sie sich zusammen, sehen Sie sich vor, denn Apsley ist ein vortrefflicher Schütze."

„Bah!" entgegnete Beauchamp mit bitterem Lächeln. Es rieselte ihm eiskalt durch alle Glieder und er zitterte sogar, denn tausend Gedanken bestürmten ihn gleichzeitig. Er hätte gern ein Glas Wein oder Branntwein verlangt, aber nach der letzten Bemerkung Sir Edwards konnte er es unmöglich thun; es hätte falsch ausgelegt werden können.

Um sieben Uhr befanden sie sich an Ort und Stelle. Es schneite nicht mehr, aber es fiel nun ein nebelartiger, feiner Regen. Der Nebel blieb so

dicht, daß man nur einige wenige Ellen weit sehen konnte. Dies brachte die Anwesenden in Verlegenheit und drohete sogar das Duell zu verhindern.

„Es ist doch wahrhaftig heute Alles gegen uns!" rief Sir Edward aus, indem er das Pistol, welches er lud, unter den Arm hielt und seinen Ueberziehrock bis an das Kinn zuknöpfte; „der Nebel wird Sie hindern, einander zu sehen, und der Regen wird das Pulver auf der Pfanne naß machen. Sie müssen acht bis sieben Fuß an einander heran treten."

„Machen Sie alles dies so bald als möglich aus," antwortete Beauchamp, indem er einige Schritte bei Seite trat.

„Heda! hier! hier! hier sind wir, Hillier!" rief Sir Edward, als er drei Gestalten in geringer Entfernung bemerkte, die Jemanden zu suchen schienen. Apsley hatte Hillier und einen jungen Arzt mitgebracht.

Der Nebel wurde dichter und dichter und Apsley und Beauchamp stellten sich in geringer Entfernung von ihren Secundanten auf.

„Ist eine Aussicht auf Entschuldigung da?" fragte Hillier, ein ehemaliger Offizier, mit Falkenaugen und Adlernase.

„Keine Spur davon."

„So wollen wir keine Zeit verlieren," antwortete Hillier kaltblütig.

„Apsley wurde — betrunken, als Sie diesen

Morgen fortgingen und ich habe nur eine halbe Stunde geschlafen,“ fuhr er fort, ohne zu ahnen, daß Beauchamp, der, vom Nebel verhüllt, drei oder vier Ellen bei Seite stand, jedes Wort hörte.

„Apsley betrunken? Dann kann Beauchamp, der arme Teufel, noch hoffen.“

„Und der Nebel! Wie hält er sich? Ist er ruhig?“

„Vollkommen, er ist kalt, sehr kalt. Ich glaube nicht, daß er spaßet; er sagte mir, er hasse Apsley wie die Hölle und wir möchten ihn stellen, wie wir wollten. Was sagt Ihr Mann?“

„Er nennt es eine Bagatelle.“

„Wird er auf ihn schießen?“

„In den Arm oder das Knie, weil Beauchamp ihn an jenem Abend in's Auge geschlagen hat.“

„Aber in diesem Nebel?“

„Freilich, — aber was ist zu machen? Vielleicht verzieht er sich ein wenig.“

„Hillier,“ sagte Sir Edward leise, „angenommen, es käme etwas Ernstes heraus.“

„Was angenommen! Angenommen, es käme nicht heraus? Laden Sie das Pistol! So.“

„Nun, wie weit?“

„Die gewöhnliche Entfernung, — ein Dutzend Schritte .. Der Himmel begünstigt sie einmal.“

„Aber sie werden einander ja gar nicht sehen. Es ist ein wahres Possenspiel und die Duellanten selbst werden dagegen sein; wie können sie zielen?“

„Nun, es ist hier in der Nähe ein Thor; ich kam daran vorüber. Es ist weiß und groß. Wir wollen sie in eine Linie mit demselben aufstellen."

„Dann wird der arme Beauchamp unfehlbar getroffen."

„Gleichviel, — der Narr hat es verdient."

Man maß die Distanz und jeder Secundant wies seinem Freunde die Stellung an.

„Hier diesem Thore gegenüber stelle ich mich nicht, Streighton," sagte Beauchamp ruhig. Der Baronet lachte und antwortete: „Sie haben Recht .. Treten Sie einige Ellen auf die Seite." So geschah es und die Duellanten erhielten die Pistolen. Beide riefen laut, daß sie ihren Gegner nicht sähen. „Um so besser; näher lassen wir Sie einander nicht treten," sagte Sir Edward, der nach einiger Zeit hinzusetzte: „sorgt nur dafür, daß Ihr auf einander und nicht auf uns schießt. Wir werden etwa zwanzig Schritte rechts treten, ich zähle eins! zwei! drei! und dann thut, was Ihr wollt."

„Rasch! Rasch! Es ist verflucht kalt und ich muß um zehn Uhr bei .. sein!" fiel Apsley ein. Die beiden Secundanten und der Arzt traten bei Seite. Beauchamp konnte seinen Gegner durchaus nicht sehen und war für denselben also ebenfalls unsichtbar. „Nun," dachten beide bei sich, „wenn wir fehlen, können wir noch einmal schießen." Nach wenigen Augenblicken rief Sir Edward laut: „eins! — zwei! — drei!"

Beide Schüsse fielen gleichzeitig und die Secundanten eilten hinzu.

„Beauchamp, wo sind Sie?" — „Apsley, wo sind Sie?"

„Hier!" antwortete Beauchamp; Apsley antwortete nicht. Er war durch den Kopf geschossen, und als man nach ihm herumtappte, stolperte man endlich über seinen Leichnam. Der Arzt kniete im nächsten Augenblicke neben ihm, aber vergebens. Das Leben war bereits entflohen und der herzlose Bösewicht hinüber gegangen, um Rechenschaft abzulegen. Beauchamps Kugel war in der rechten Schläfe eingedrungen, durch das Gehirn durchgegangen und in der entgegengesetzten Schädelwand sitzen geblieben. Man sah nur einige wenige Blutstropfen an ihm, die aus der Wunde herunter über die Wange auf den Hemdkragen geflossen waren.

„Ist er todt?" fragte Beauchamp, indem er sich über den Leichnam bog und ihn entsetzt anstarrte; aber ehe er eine Antwort von Sir Edward oder Hillier erhalten konnte, die Beide, erstarrt, eine Hand ihres todten Freundes gefaßt hatten, war er in Ohnmacht gefallen. Die ersten Worte, die er hörte, als er wieder zum Bewußtsein gekommen, waren: „Fliehen Sie! Fliehen Sie!" Da er nicht verstand, was sie bedeuten sollten, schlug er matt die Augen auf und erblickte Leute, die um ihn her standen, während Andere den Todten forttrugen. Er versank dann von Neuem in Bewußtlosigkeit,

aus der er diesmal dadurch geweckt wurde, daß ihn Jemand unsanft an der Achsel packte. Seine Augen erblickten den Stab eines Constablers, und er hörte die Worte: „Sie sind mein Gefangener.“

Er zuckte zusammen und stierte den Mann an.

„Es steht ein Wagen hier in der Nähe, der Sie in das Polizeiamt bringen soll.“ Beauchamp widersetzte sich nicht und flüsterte nur: „Weiß es meine Mutter?“

Wohin und mit wem er fuhr, wußte er nicht; um neun Uhr aber stieg er, mehr todt als lebendig, vor einem Polizeiamte aus.

Während Beauchamp bewußtlos am Boden gelegen hatte, war der Nebel vollständig verschwunden. Sir Edward und Hillier, die es für gefährlich erkannt hatten, länger da zu bleiben, da die Leute auf der Straße die traurige Gruppe deutlich sehen konnten, hatten sich entfernt, Beauchamp und den Arzt mit dem Leichnam aber zurückgelassen. Sir Edward begab sich in Begleitung Hilliers in seine Wohnung. Der letztere schrieb sogleich an den Bruder Apsleys, um demselben das Vorgefallene anzuzeigen, und Sir Edward schickte seinen Diener zu dem Diener Beauchamps, um denselben von der Lage seines Herrn unterrichten zu lassen. Der Diener begab sich sogleich an Ort und Stelle, verrieth aber durch sein bestürztes Wesen, daß irgend etwas Schreckliches geschehen sein müsse. Er fand

einige Personen an der Stelle, wo das Duell stattgefunden hatte, und hörte, daß sein Herr einige Minuten vorher in das Polizeiamt in der .. Straße gebracht worden sei, wohin er sich in einem Wagen so schnell als möglich begab. Als er ankam, versuchte ein Polizeibeamter Beauchamp aus der Besinnungslosigkeit dadurch zu wecken, daß er ihm etwas Branntwein und Wasser in den Mund goß. Der Diener drängte sich, bleich und athemlos, durch die vielen Menschen hindurch, die an der Thüre standen, warf sich händeringend vor seinem Herrn nieder und rief aus: „Ach, Herr! guter Herr! was haben Sie gethan! Sie werden Ihre Mutter umbringen.“ Selbst die Polizeidiener schienen durch die Angst und den Schmerz des Mannes gerührt zu werden, aber sein unglücklicher Herr stierte ihn an, ohne ein Wort zu sprechen. Als er vor den Richter geführt wurde, mußte man ihm einen Stuhl geben. Unterdeß war auch der Bruder Apsleys erschienen, der wie ein Rasender sich geberdete. Es wurde eine bedeutende Summe als Bürgschaft für Beauchamp geboten, aber abgewiesen, und man brachte ihn in das Gefängniß Newgate. Sir Edward Streighton und Hillier stellten sich selbst vor Gericht, wurden aber gegen Bürgschaft in Freiheit gelassen.

Welche Sprache aber vermag die Verzweiflung der Mutter und der Braut zu beschreiben? Ich führe blos an, daß ich, als ich kurz darauf zu der

Mutter und der Jungfrau gerufen wurde, mich wunderte, daß sie den fürchterlichen neuen Schlag, der sie betroffen hatte, überlebten. Ellen Beauchamp namentlich benahm sich wie ein überirdisches Wesen. Es gelang ihr, ihre Gefühle zu überwältigen, um ihre kummervolle Tante pflegen zu können. Eine ganze Woche lang schwebte Mrs. Beauchamp zwischen Leben und Tod, und ihre ersten Worte, die sie deutlich aussprach, nachdem sie mehrere Stunden irre geredet hatte, waren: „Ich will meinen Sohn sehen, — ich will meinen Sohn sehen." Der arme Pritchard schlief mehrere Nächte vor der Thüre ihres Zimmers.

Die ersten vierundzwanzig Stunden der Haft Beauchamps in Newgate waren schrecklich. Nachdem er, nach so geringer Versuchung, sich selbst zum Bettler gemacht und in Schande das Vermögen seiner Familie vergeudet, nachdem er das Herz seiner Mutter und Braut gebrochen hatte, war er ein Mörder geworden und befand sich nun allein in dem schauerlichen Dunkel eines Gefängnisses! Das Duell machte in London großes Aufsehen, aber die meisten Zeitungen gaben, durch die rachsüchtige, absichtliche Entstellung des Bruders Apsleys irre geleitet, eine falsche Darstellung von dem Vorgange, und viele äußerten, er würde des Mordes überführt, hingerichtet und der Anatomie übergeben werden. Die Richter, hieß es, wären der Absicht, einmal streng gegen das Duell einzuschreiten, und

„es habe sich nie ein Beispiel gefunden, das ihnen eine bessere Gelegenheit dazu geboten 2c. 2c."

Mrs. Beauchamp versuchte in der dritten Woche der Haft ihres Sohnes dreimal, zu ihrem Sohne zu gelangen, aber jedesmal wurde sie ohnmächtig und mußte in ihren Wagen gehoben und wieder fortgebracht werden. Endlich ließ sie von diesen Versuchen ab, nachdem ich ihr eindringlich die Gefahr vorgestellt hatte, welcher sie sich dabei aussetze. Nur Pritchard, der alte treue Pritchard besuchte seinen Herrn häufig, des Tages wohl zwei und drei Mal. Auch mehrere Mitglieder der Familie Beauchamp waren sogleich nach London gekommen, als sie die Nachricht von dem traurigen Vorfalle erhalten hatten. Ohne ihre liebevolle Pflege und Sorge wären die schlimmsten Folgen für Mutter, Nichte und Sohn zu fürchten gewesen. Auch ich besuchte, auf die Bitten der Mrs. Beauchamp, deren Sohn mehrmals, ich fand ihn aber jedesmal in größerer Muthlosigkeit und Verzweiflung, ob er gleich die ganze Bedeutung seiner Gefahr nicht ermessen zu können schien. Oftmals, wenn ich in sein Zimmer trat — das beste, was der Verwalter des Gefängnisses ihm hatte geben können — saß er am Tische und hatte den Kopf auf die Hände gelegt. Ich mußte ihn nicht selten schütteln, um ihn aus seiner Erstarrung zu erwecken. Zu einem Gespräche war er fast nie zu bringen, und wenn er einmal von seiner Mutter und seiner Cousine

sprach, geschah es mit einer Gleichgültigkeit, die mich noch schmerzlicher ergriff, als es die leidenschaftlichsten Klagen gethan haben würden.

Eines Tages brachte ich ihm ein Paar weiße Winterrosen von seiner Mutter und Ellen und sagte ihm, dieselben sollten Pfänder der Liebe und Hoffnung sein. Er riß sie mir aus der Hand, küßte sie, barg sie in seinem Busen und sagte: „Liegt ihr hier, Sinnbilder der Unschuld, und gebt meinem schwarzen Herzen, wenn ihr es vermögt, die weiße Farbe wieder.“ Ich werde nie den Ausdruck und den traurigen Ernst vergessen, womit er diese Worte sprach. Ich saß einige Minuten schweigend neben ihm.

„Doctor! Doctor!“ begann er dann hastig, indem er seine Hände auf die Brust legte, „sie thauen, ich fühle es, das Eis in meiner Brust auf, sie erweichen mein erstarrtes Herz. Ach, Gott! barmherziger Gott! Ich werde wieder ein Mensch werden!“ Er sah mich dabei mit einer Aufregung an, die ich längst nicht mehr an ihm bemerkt hatte, dann streckte er mir beide Hände entgegen; ich erfaßte sie und er brach in Thränen aus.

„Das Licht der ewigen Wahrheit senkt sich auf mich nieder und umstrahlt mich. Ach, mein Gott, hast du mich nicht vergessen?“ Er sank auf seine Knie nieder und fuhr fort: „Ach, welch ein Elender, welch ein Unmensch bin ich gewesen!“ Dann sprang er wieder auf: „Ich war in der Höhle des Löwen und bin aus ihr herausgerissen worden.“

Sein Herz war, wie ich sah, schwer bedrückt und sein Kopf noch nicht ganz hell geworden. Ich sprach deshalb wenig. „Habe ich so lange geträumt?" fuhr er fort. „Henry Beauchamp! — in Newgate! — des Mordes angeklagt! Entsetzlich!" Er schauderte. „Und meine Mutter, — meine liebe Mutter — wo ist sie? wie geht es ihr? Ihr Herz blutet, aber nein, nein — es ist nicht gebrochen, und Ellen — Ellen!" Nach krampfhaftem Schluchzen brach er wieder in Thränen aus. Ich bemühete mich, ihn zu beruhigen, aber er wollte keinen Trost annehmen. „Doctor, sagen Sie nichts, mich zu trösten, nein, ich werde sonst wahnsinnig. Lassen Sie mich meine ganze Schuld fühlen, lassen Sie mich von ihr zu Boden gedrückt werden."

Nach einiger Zeit stand ich auf und ging fort. Er saß gedankenvoll da, als bemühe er sich mit großer Anstrengung, irgend etwas in seinen Gedanken fest zu halten, ohne daß es ihm gelang. Ich versprach ihm, wiederzukommen, bevor sein Prozeß zur Verhandlung gelange, was in der nächsten Woche geschehen sollte.

Die peinigende Angst der beiden Frauen, der Mrs. Beauchamp und deren Nichte, als der Tag der Verhandlung herankam, an welchem über Leben und Tod dessen entschieden werden sollte, an dem ihre ganze Seele hing, kann durch keine Feder beschrieben werden. Ich sah nie etwas Aehnliches. Die Mutter namentlich saß da wie gelähmt. Alle

beruhigenden und stärkenden Arzneimittel, welche ich ihr gab, blieben wirkungslos. Auch Ellen zehrte sich neben ihr zu einem wahren Schatten ab. Sie hatte einen Brief nach dem andern an ihren Vetter geschrieben und die einzige Antwort, die sie erhalten, lautete:

„Cousine Ellen, wie können Sie, wie wagen Sie, an einen so elenden Menschen zu schreiben wie es ist

Henry Beauchamp."

Diese paar Zeilen zerrissen das Herz des armen Mädchens ganz. Was sollte aus ihr werden? Sie hatte an ihrem Vetter gehangen trotz Schuld und Blut, und er wollte sie nun nicht mehr lieben, er wies ihre Theilnahme von sich? Sie schrieb nicht wieder an ihn, bis ihre Tante sie bat, ja ihr befahl, zu schreiben, um ihn zu bewegen, sie vor sich zu lassen, wenn sie im Gefängnisse erschienen. Er schlug es ab und blieb unerschütterlich bei seiner Weigerung; er hatte sogar den alten Pritchard, der für die Frauen gesprochen hatte, barsch und hart aus seinem Zimmer gewiesen. Ob er die Einwirkungen einer solchen Zusammenkunft auf die zerrütteten Nerven seiner Mutter und Cousine fürchtete, oder besorgte, daß seine eigene Festigkeit erschüttert werden würde, oder ob er sich aus Buße freiwillig von ihrer lieben Gesellschaft ausschloß, weiß ich nicht; genug, er schlug unerschütterlich jedes derartige Gesuch ab. Wenn ich mich recht erinnere,

bestimmte ihn der zuletzt erwähnte Beweggrund, denn ich sagte einmal zu ihm: „Aber Herr Beauchamp, wenn nun Ihre Mutter sterben sollte, bevor Sie dieselbe gesehen und ihren Segen empfangen hätten?" und er antwortete ernst: „so habe ich es verdient." Sein Herz blutete unter den unablässigen Streichen der Reue. Bei einer andern Gelegenheit sagte er zu mir: „Es würde meine Mutter umbringen, wenn sie mich hier sähe, und in einem Gefängnisse soll sie nicht sterben."

Am Tage vor dem Beginne seines Prozesses besuchte ich ihn meinem Versprechen gemäß. Die Zelle war von Advokaten gefüllt und auf dem Tische lagen zahlreiche Papiere, welche ein Secretair in einen Beutel zusammenlegte, als ich eintrat. Sie hatten ihre Schlußberathung gehalten und ihr Client war unruhiger, als ich ihn seit mehreren Tagen gesehen hatte. Der ausgezeichnete Advokat, der seine Sache führen sollte, sprach freilich keineswegs ermuthigend über den erwarteten Ausgang des Prozesses, wiederholte aber sein Versprechen, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe. Sie erzählten ferner, daß der Kläger in hohem Grade erbittert sei und einige Zeugen aufgefunden habe, die namentlich Beauchamp schwer belasten und darzuthun versuchen würden, daß er seinen Gegner mit Vorbedacht erschossen habe. Als ob die Sache nicht so schon traurig genug wäre, hatte der Advokat vor Kurzem auch noch erfahren, daß die Verhandlungen

durch einen Richter geleitet werden würden, der die Absicht habe, an dem ersten Duellanten, der ihm vorkomme, ein strenges Exempel zu statuiren.

„Ich werde ohne Zweifel geopfert werden, wie es mein Schicksal immer gewesen ist," sagte Beauchamp mit etwas unsicherer Stimme. „Alles scheint gegen mich zu sein. Aber was wird aus meiner Mutter und aus Ellen werden, wenn ich verurtheilt werden sollte?"

„Ich bin überzeugt, daß Sie freigesprochen werden, Herr Beauchamp," sagte ich, aber ich würde keinen Grund haben anführen können, wenn er mich gefragt hätte.

„Ich bin einigermaßen abergläubisch, Doctor," antwortete er, „und habe die Ueberzeugung in mir, daß der Hauptschlag auf mich noch nicht gefallen ist, daß mein Elend seine höchste Spitze erst noch erreichen soll."

„Was können Sie damit meinen? Es ist nichts Neues herausgekommen."

„Doctor," entgegnete er traurig, „ich sage Ihnen, ich fühle, daß ich sterben sollte."

„Warum, Herr Beauchamp?" fragte ich erstaunt.

„Sollte der nicht sterben, der im Herzen ein Mörder ist?"

„Allerdings."

„Nun, ein solcher bin ich; ich wollte Apsley erschießen und betete sogar zu Gott, daß ich es ver-

möchte. Ich würde mich mit ihm Brust gegen Brust geschossen, aber sicherlich ihn auch getödtet und die Erde von einem solchen Schurken befreit haben," sagte Beauchamp, indem er in großer Aufregung von dem Stuhle aufstand und rasch auf und ab ging. Ich schauderte, als ich ihn dieses Geständniß ablegen hörte, und schwieg. Ich fühlte, daß ich erblaßte.

„Sie entsetzen sich, Doctor?" fragte er sodann, indem er plötzlich vor mir stehen blieb und mir in das Gesicht sah. „Ich wiederhole es," sagte er mit geballten Fäusten, „ich würde mich der ewigen Verdammniß ausgesetzt haben, um nur meine Rache zu befriedigen. Sie würden es auch gethan haben," setzte er hinzu, „wenn Sie gelitten hätten, was ich gelitten habe." Bei den letzten Worten sprach er sehr laut und seine Augen funkelten, indem er vor mir hin und her schritt.

„Wie können wir Gnade erwarten, wenn wir selbst keine zeigen?" fragte ich sanft.

„Verkennen Sie mich nicht, Doctor," fuhr er fort, ohne auf meine letzte Frage zu antworten. „Ich fürchte nicht den Tod, so unruhig ich auch erscheinen mag, sondern die Todesart. Nach dem Tode, als der Erlösung vom Leben, das mir verhaßt geworden ist, sehne ich mich, aber, großer Gott! gehenkt zu werden wie ein Hund ...!"

„Denken Sie an das künftige Leben!" rief ich aus.

„Bah! Darüber bin ich hinweg. Warum hielt

mich Gott von den Schlingen nicht zurück, in die ich gefallen bin?"

In diesem Augenblicke wurde ein Brief von Sir Edward Streighton überbracht. Als er die Handschrift erkannte, warf er den Brief mit den Worten auf den Tisch: „Das ist das erste Mal, daß ich von dem vollendeten Taugenichts seit dem Tage des Duells etwas höre und sehe." Er erbrach indeß das Schreiben und las die folgenden gefühllosen Worte:

„Lieber Bruder in den Banden des Blutes!

„Mein würdiger und vielgeliebter Rathgeber und der Deinige, Hillier, sowie Dein unwürdiger Edw. Streighton, wir gedenken morgen früh um neun Uhr in Old Bailey bei Dir zu erscheinen. Sei nicht traurig, liebe Seele, sondern wirf die Furcht den Hunden hin. Es giebt keine Jury in England, die uns für schuldig erklären könnte, selbst wenn der blutdürstige alte .., wie ich höre, die Verhandlungen leiten sollte. Wir haben einen tüchtigen Kerl gefunden (unter billigen Bedingungen überdies), der schwören will, er sei zugegen gewesen, wir hätten Euch vierzig Schritte von einander gestellt und er hätte gehört, wie Du Apsley Abbitte angetragen. Der gute gefügige Taugenichts! Was meinst Du dazu?

„Immer der Deinige, nur nicht am Galgen.

Edw. Streighton."

„N. S. Ich wollte, nebenbei gesagt, Apsley, der arme Teufel, hätte mir die paar hundert Pf. St. bezahlt, ehe er zu seinen Vätern ging. Freilich, die Abfahrt kam sehr unerwartet. Es soll mir eine Warnung sein und ich werde nie wieder einem Duelle beiwohnen, bevor ich die Leutchen gefragt habe, ob sie Schulden hinterlassen."

„Da, Doctor!" rief Beauchamp aus, indem er den Brief wegwarf und mit dem Fuße darauf trat; „verdiene ich nicht, aus der Welt hinausgestoßen zu werden, weil ich mich durch einen solchen Menschen auf dem Wege zum Verderben führen ließ?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Ach, wüßten Sie die geheime Geschichte der letzten sechs Monate," fuhr er bitter fort, „kennten Sie die unbegreifliche Thorheit, die schwarze Undankbarkeit, die Schlechtigkeiten aller Art, die sie befleckten, Sie würden sich schämen, in einem Zimmer mit mir zu sitzen!"

„Herr Beauchamp, Sie rasen!" entgegnete ich, indem ich ihm die Hand reichte, während ich kaum die Thränen zurückhalten konnte.

„Nun denn," fuhr er fort, indem er mich unverwandt anblickte, „so kann ich thun, was ich oft schon thun wollte. Sie besitzen ein wohlwollendes, treues Herz und ich will Ihnen vertrauen. Die schwerste Buße, die ich mir auferlegen konnte, wenn auch nutzlos, bestand darin, daß ich in der letzten Woche meine kurze, unglückliche Geschichte aufschrieb.

Lesen Sie dieselbe und verfluchen Sie dabei meine Thorheit, meinen Wahnsinn, meine Schlechtigkeit. Oft habe ich beim Schreiben die Feder hingelegt und laut geweint, aber die Beichte hat auch mein Herz erleichtert. Eines, denke ich, werden Sie deutlich erkennen, daß ich nämlich das Opfer einer teuflischen Verschwörung geworden bin. Die beiden schlechten Menschen, die morgen neben mir sitzen werden gleich bösen Geistern, und der Unmensch, den ich erschoß, waren meine Verderber. Ich habe die Ueberzeugung, daß binnen Kurzem etwas an's Licht kommen und Ihnen den Beweis geben wird, daß ich die Wahrheit sage. Geben Sie mir die Papiere zurück," fuhr er fort, indem er ein schwarz gesiegeltes Packet aus seiner Commode nahm, „wenn ich frei gesprochen werde, damit ich sie verbrennen kann; muß ich sterben, so thun Sie damit, was Ihnen gutdünkt. Selbst wenn die Welt Kenntniß davon erlangt, kann es mir im Grabe nicht schaden; vielleicht rettet meine Geschichte sogar Einige vor dem Spielteufel.'

Ich nahm schweigend das Packet und versprach seinen Wünschen nachzukommen.

„Wie wird meine Mutter, wie wird Ellen über den morgenden Tag hinweg kommen! Der Himmel nehme sie in seinen gnädigen Schutz! Mein eigenes Herz zittert, wenn ich an morgen denke. Ich muß eine verdorbene Luft athmen und an der Stelle stehen, wo vor mir nur die schlechtesten Menschen ge-

standen haben; Aller Augen werden auf mich gerichtet sein, einige mit Grauen, andere mit Haß, einige mit Mitleiden — welches das Schlimmste von Allem ist. Ich muß zwischen zwei Männern stehen, in denen ich nur Teufel in Menschengestalt sehen kann. Jede meiner Geberden und Bewegungen, jeder Zug meines Gesichtes wird belauscht und beschrieben und die Beschreibung im ganzen Lande mit strengen, vielleicht beleidigenden Erklärungen bekannt gemacht werden. Großer Gott, wie werde ich alles dies ertragen können!"

„Haben Sie Ihre Vertheidigung vorbereitet, Herr Beauchamp?" fragte ich. Er zeigte matt auf einige Bogen Papier und sagte mit einem Seufzer: „Ich fürchte, es ist eine vergebliche Arbeit gewesen. Ich kann wenig oder gar nichts sagen. Lügen werde ich nicht und könnte ich damit mein Leben retten. Ich habe die Vertheidigung noch zu beendigen."

„So lassen Sie sich durch mich nicht abhalten davon.. Gott stehe Ihnen bei, werther Herr, und gebe Ihnen morgen eine Freisprechung! — Was soll ich Ihrer Mutter, was Miß Beauchamp sagen, wenn ich sie heute sehe?"

In seinen Augen glänzten Thränen, er zitterte, schüttelte sein Haupt und flüsterte: „Was kann ich ihnen sagen lassen?"

Ich drückte ihm herzlich die Hand; als ich bereits die Thüre erreicht hatte, winkte er mich zurück.

„Doctor," flüsterte er schaudernd, „morgen wird eine Hinrichtung erfolgen. Fünf Personen werden — kaum zehn Ellen von mir entfernt — gehangen werden. Ich werde in der Nacht — den Galgen aufbauen hören."

Der denkwürdige Morgen, denn ein solcher war er selbst für mich, brach endlich an. Der Tag war regnerisch, kalt und nebelig, als wenn auch die Elemente das Ihrige dazu beitragen wollten, die Gemüther noch mehr niederzudrücken. Nachdem ich eilig mein Frühstück genossen hatte, begab ich mich nach Old Bailey, sprach aber vorher, wie ich versprochen hatte, auf einige Minuten bei Mrs. Beauchamp ein. Die arme, alte Frau! Sie hatte die ganze vergangene Nacht keine halbe Stunde geschlafen und als ich in das Zimmer trat, lag sie mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen im Bett und hörte ein Gebet an, das ihre Nichte ihr vorlas. Ich setzte mich schweigend nieder und als Miß Beauchamp mit zitternder Stimme zu Ende gelesen hatte, drückte ich ihr die kalte Hand und setzte mich neben ihrer Tante nieder. Ich schob die Bettvorhänge zurück, damit ich sie deutlich sähe. Ihre Züge hatten einen geisterhaften Ausdruck. Ach, wie hatte der Gram an ihr genagt!

„Ich glaube nicht, daß ich den heutigen schrecklichen Tag überlebe," sagte sie; „ich fühle, daß sich Alles in mir auflöset. Ich bin todtkrank, mein Herz bebt, als wollte die Seele aus dem Körper

entweichen und ich bin kaum noch mehr als eine Leiche. Auch Ellen, meine liebe Ellen ist sehr krank, aber sie strengt sich an und pflegt mich wie ein Engel."

„Fassen Sie Muth, Madame," sagte ich; „es steht keineswegs hoffnungslos. Heute Abend, ich verwette mein Leben, werden Sie Ihren Sohn in Ihre Arme schließen können."

„Ha!" sprach zitternd die arme Frau, indem sie die Hände zusammenschlug und ein krampfhaftes Lächeln über ihr Gesicht zog.

„Jetzt muß ich Sie verlassen," sagte ich, „um dem Beginne der Verhandlungen beizuwohnen; ich habe es gestern Ihrem Sohne versprochen."

„Wie geht es ihm?" fragte Miß Beauchamp matt, die, das Gesicht von den Händen bedeckt, die Elnbogen auf die Knie gestützt, am Kamine saß. Auch die angstvollen Augen ihrer Tante legten mir diese Frage vor, obgleich ihre Lippen nicht sprachen. Ich gab ihnen die Versicherung, daß er sich nicht schlimmer befinde als vorher und daß er sich mit seiner Vertheidigung beschäftigt habe, als ich ihn verlassen.

„Der Herr Gott seiner Väter segne und befreie ihn!" jammerte Mrs. Beauchamp. Da aber die Zeit verging und ich unterwegs noch ein paar Patienten besuchen wollte, so mußte ich an das Fortgehen denken. Ich verordnete, stets ein Glas

Branntwein und Wasser mit einem halben Theelöffel voll Laudanum darin neben Mrs. Beauchamp bereit zu halten, damit sie oder ihre Nichte davon trinken könnten, wenn sie sich plötzlich von einer Schwäche übermannt fühlten. Zu noch größerer Sicherheit ließ ich auch für diesen Tag einen jungen Arzt in dem Krankenzimmer bleiben, damit stets Hülfe bereit sei. Mit dem Vertheidiger war, wie ich erfuhr, die Verabredung getroffen worden, daß während der Verhandlungen regelmäßig jede Stunde den Frauen Nachricht gegeben werden solle. Ich drückte den beiden Damen theilnehmend die Hand und ging. Nachdem ich die erwähnten Patienten besucht hatte, begab ich mich nach Old Bailey. Es schlug eben zehn Uhr, als ich dort erschien. Der Regen fiel in Strömen herab. Ich ging an dem Galgen vorüber, der eben wieder weggenommen wurde und an welchem etwa vor zwei Stunden fünf Verbrecher gehenkt worden waren. Ein grauenhafter Anblick! Die ganze Straße vor dem Gerichtshofe war mit Stroh bestreut und mein Wagen rollte geräuschlos darüber hin. Die Farbe wich von meinen Wangen und mein Herz klopfte heftig, als ich ausstieg und den Hof vor dem Hause betrat, in welchem mehrere Gruppen standen, die, unbekümmert um den Regen, eifrig mit einander sprachen und Einlaß zu erlangen suchten. Das Verhör hatte bereits begonnen und ich bahnte mir sofort einen Weg zu der Bank der Advokaten. Der

Saal war zum Erdrücken gefüllt und ich erkannte unter den Anwesenden Mehrere von Adel. Drei Gefangene von anständigem Aussehen befanden sich in dem Verschlusse und das grelle Licht, das ein Spiegel auf sie warf, gab ihren Gesichtern ein gespensterhaftes Aussehen. Wie deutlich steht diese Gruppe noch vor mir! Rechts stand Sir Edward Streighton, militairisch gekleidet, den blauen Frack mit dem Sammetkragen von unten bis oben zugeknöpft. Seine beiden Hände ruheten auf dem Stocke und der etwas zur Seite geneigte Kopf wendete sich aufmerksam dem Kronanwalte zu, welcher die Sache der Jury vortrug. Hillier lehnte links an dem Verschlusse, hatte die Arme über der Brust gekreuzt und seine finstern Züge drückten wohl Besorgniß, aber keine Unruhe aus, als er auf die strengen Worte hörte, in denen der Sprecher sein Benehmen schilderte. Zwischen beiden stand der arme Beauchamp mit kummervollen Mienen. Er war schwarz gekleidet. Seine beiden Hände hatte er auf das Pult gestützt, auf welchem ein Glas mit Wasser stand, und sein Gesicht war dem Richter zugewendet. In seinen Zügen lag traurige Ruhe und Ergebung; er sah zum Erschrecken abgezehrt und hager aus und erregte offenbar allgemeines und achtungsvolles Mitleiden. Ach, welches Weh empfand mein Herz, als meine Gedanken sich einen Augenblick zu seiner Mutter und Cousine wendeten! Ein anderer Gegenstand dieses traurigen Schau=

spieles zog meine Aufmerksamkeit auf sich und ich habe ihn seitdem nicht wieder vergessen können. Gerade unter dem Verschluß der Zeugen sah ich ein Gesicht, das sich offenbar an der übertriebenen Schilderung des Anwaltes weidete. Es war das des Klägers, Fried. Apsley, und ich habe nie eine solche Personification der Bosheit gesehen. Er hatte die geballten Fäuste auf die Knie gelegt und zitterte vor unüberwindlicher Wuth. Die Blicke, welche er von Zeit zu Zeit auf die Gefangenen warf, waren wahrhaft teuflisch.

Der Anwalt des Klägers verdrehete und verschlimmerte jeden Vorfall in der Nacht, in welcher der Streit geschehen war. Hillier und Streighton sahen einander verlegen und verwundert an und murmelten zwischen den Zähnen, Beauchamp aber schien unbewegt zu bleiben, selbst als der Anwalt ernstlich behauptete, er würde beweisen können, daß Beauchamp mit der eingestandenen Absicht in das Haus des Verstorbenen gekommen sei, ihn zum Zweikampfe zu reizen, daß er an dem Abende falsch gespielt habe und daß die Ursache seines Hasses gegen den Verstorbenen der Umstand gewesen sei, daß derselbe bedeutend gewonnen habe.

„Der Streit entstand also in einem Spielhause?“ fragte der Richter ernst.

„Ja, Mylord, allerdings, ohne Zweifel.“

„Sind die Betheiligten Spieler von Profession?“

Der Anwalt zögerte und antwortete endlich: „Ich weiß nicht, was Mylord unter Spielern von Profession verstanden wissen will."

„Nun," fiel der Richter bedeutungsvoll ein, „fahren Sie fort, fahren Sie fort." Die Böswilligkeit, mit welcher der Anwalt sprach, empörte mich und ich konnte den Verdacht nicht von mir weisen, daß er sehr bedeutende Unrichtigkeiten vorbringe, als ich alle drei Gefangene unwillkührlich sich gegen einander wenden und erstaunt die Hände emporheben sah. Da die Rede noch lange dauern zu müssen schien, so sah ich mich genöthigt, fortzugehen, so großen Antheil ich auch an der Sache nahm. Ich stand deshalb auf, um Beauchamp noch einmal anzusehen; da fiel sein Blick auf mich; er zuckte zusammen, seine Lippen bewegten sich, er sah mich ängstlich an, verbeugte sich hastig gegen mich und nahm die aufmerksame Stellung wieder an, in welcher er bis dahin dagestanden hatte.

Ich beeilte mich, meine Patienten zu besuchen, unter denen sich einige sehr gefährliche befanden. Nachdem ich beinahe zu Ende war und da ich mich in der Nähe der Wohnung der Mrs. Beauchamp befand, nahm ich mir vor, nachzusehen, wie sie sich befinde. Als ich in das Zimmer trat, hörte ich eine schwache Stimme hastig ausrufen: „Da! da! Wer kommt?" Mrs. Beauchamp versuchte, aber vergebens, sich in dem Bette aufzurichten, während ihre Augen mich in höchster Angst anstierten, die

sich indeß etwas legte, als sie sah, daß ich es war. Sie hatte mich, wie sich ergab, für den Boten gehalten, der ihr jede Stunde Nachricht bringen sollte. Ich setzte mich an ihrem Bette nieder. In dem Zimmer befanden sich mehrere ihrer weiblichen Verwandten, die sich bald nach meinem Fortgange eingefunden hatten.

„Nun, werthe Dame, wie geht es Ihnen?" fragte ich, während ich die Hand der Dulderin ergriff.

„Es kann besser werden, Doctor, schlechter nicht. Die Natur sagt mir, daß meine Stunde gekommen ist."

„Ich freue mich, so viele theilnehmende Freundinnen in diesen schweren Stunden um Sie zu sehen," sagte ich, indem ich mich in dem Zimmer umsah. Sie antwortete nicht, sondern jammerte: „Ach, Henry, Henry, Henry! Ach wärst Du nie geboren worden! Warum brichst Du das Herz, das Dich immer so innig und zärtlich geliebt hat?" Sie schüttelte dabei ihr Haupt und die Thränen drangen durch ihre geschlossenen Augenlider hindurch. Miß Beauchamp saß, schwarz gekleidet und sprachlos, am Fuße des Bettes, den Kopf auf die Bettpfoste gestützt und ihr bleiches Gesicht nach ihrer Tante hin gerichtet.

„Wie geht es Ihnen, Miß Beauchamp?" fragte ich. Sie antwortete mir nicht, sondern sah fortwährend unverwandt ihre Tante an.

„Liebes Kind," sagte ihre Mutter, indem sie den Stuhl zu ihr rückte und ihr etwas Wein und Wasser anbot, „der Doctor .. spricht mit Dir. Er fragt Dich, wie Dir's geht." Miß Beauchamp sah mich an und drückte, ohne etwas zu sagen, ihre weiße Hand auf ihr Herz. Ihre Mutter blickte mich bedeutungsvoll an, als bitte sie mich, ihre Tochter nicht weiter zu fragen, da sie es offenbar nicht ertragen könnte. Ich sah mehrere Papierstreifen auf einem leeren Stuhle neben dem Bette liegen. Es waren die stündlichen Berichte von dem Gange der gerichtlichen Verhandlungen. Einer lautete:

„Zwölf Uhr. Nicht ganz so ermuthigend. Unser Anwalt kann durch Kreuzfragen keinen großen Eindruck machen. Der Richter scheint gegen den Gefangenen eingenommen zu sein."

„Ein Uhr. Nichts Besonderes seit dem letzten Berichte. Der Gefangene ist sehr ruhig und fest."

„Zwei Uhr .. Alles noch wie das letzte Mal."

„Drei Uhr. Herr Beauchamp las eben seine Vertheidigungsrede. Sie machte einen günstigen Eindruck. Vielen standen Thränen in den Augen. Er gestand, daß er durch das Spiel ruinirt worden sei. Alle halten den Gefangenen für das Opfer einer schändlichen Verschwörung."

So lauteten die stündlichen Berichte von dem Fortgange der Verhandlungen, die der Anwalt ge-

schrieben hatte. Die ängstliche Spannung in der Zeit zwischen dem Eingange dieser Berichte und die Besorgniß, in welcher sie geöffnet und gelesen wurden, läßt sich unmöglich beschreiben. Der junge Arzt, Herr M., meldete mir, daß Mrs. Beauchamp den ganzen Tag mehr oder weniger irre geredet habe und daß das geringste Geräusch auf der Straße, das wie eilige Fußtritte klinge, Entsetzen in dem Zimmer verbreite und die beiden Dulderinnen fast zum Wahnsinne treibe. Miß Beauchamp war zweimal in hysterische Krämpfe verfallen, hatte aber, mit bewunderenswürdiger Selbstbeherrschung, ruhig das Zimmer verlassen, wenn sie fühlte, daß der Anfall kam, und sich in den fernsten Theil des Hauses begeben. Während ich leise flüsternd am Kamine mit dem jungen Arzte sprach, kündigte ein schweres, aber dumpfes Klopfen an der Hausthüre die Ankunft eines neuen Boten von Old Baily an. Mrs. Beauchamp zitterte heftig, als sie sah, daß mir das Billet übergeben wurde. Ich erbrach es und las laut:

„Vier Uhr. Der Richter faßt die Verhandlungen zusammen, leider etwas ungünstig für den Gefangenen. Glauben Sie indeß nicht, daß er zum Tode verurtheilt werden wird.“ Eingeschlossen war ein Zettel von Beauchamp selbst, auf dem die Worte standen:

„Meine Lieben, Muth! Die Entscheidung nahet. Ich verzweifle nicht. Gott ist gnädig. Möge er

Euch, meine Lieben, meine Mutter und Ellen, in seine Hut nehmen! Henry Beauchamp."

Die trübe Stimmung, welche aus dem letzten Billet sprach, wir konnten es nicht verbergen, da beide Damen darauf bestanden, dasselbe zu sehen, nachdem es vorgelesen worden war, — trieb Mrs. und Miß Beauchamp beinahe zum Wahnsinn. Es war ein herzzerreißender Anblick, sie an allen Gliedern zittern zu sehen und jammern und wehklagen zu hören. Ich nahm mir vor, sie nicht zu verlassen, bis die Sache auf die eine oder die andere Weise entschieden sein würde, und schickte Herrn M. in meinem Wagen mit der Bitte fort, meiner Frau zu sagen, daß ich nicht zu Hause speisen würde. Ich bat sodann um einige Erfrischungen, eigentlich blos, um meine Patienten zu nöthigen, auch etwas zu genießen. Es war ein trauriges Mahl, denn ich konnte kaum selbst essen, viel weniger eine der Damen vermögen, etwas zu genießen.

„Heute muß ein Fasttag sein," seufzte Mrs. Beauchamp und ich ließ ab.

„Mrs. Beauchamp," fragte ihre Schwägerin, „wolltest Du ein Kapitel aus der Bibel vorlesen hören?"

„Ja — ja," antwortete sie sogleich; „das Gleichniß von dem verlorenen Sohne; vielleicht lieset es uns Dr. .. vor."

Welche Wahl! Da ich aber der Meinung war, es würde die Gedanken der Frauen wenigstens eine

Zeit lang beschäftigen, so begann ich zu lesen, wenn auch nicht gerade mit fester Stimme. Die erleichternden Thränen strömten aus den Augen der Mrs. Beauchamp und aller Anwesenden, als ich in der rührenden, schönen und vollkommen passenden Parabel weiter las. Nachdem ich zu Ende gekommen und eine Pause eingetreten war, wurde wieder ein Billet gebracht.

„Fünf Uhr.. Der Richter spricht noch immer und scheint dem Angeklagten günstiger zu werden."

Es verging noch eine angstvolle Stunde, ich weiß kaum wie, und ein athemloser Bote brachte ein sechstes Briefchen.

„Sechs Uhr. Die Geschwornen haben sich zur Berathung zurückgezogen und sind bereits eine halbe Stunde abwesend. Man sagt, zwei von ihnen könnten sich mit den Uebrigen nicht einverstehen. Ob sie für oder gegen den Angeklagten sind, weiß man nicht."

Nachdem diese peinigenden Worte gelesen waren, welche Mrs. Beauchamp nicht zu sehen verlangte, erhob sie ihre zitternden Hände gen Himmel und betete inbrünstig. Dann sprach sie kaum hörbar: „Doctor, lesen Sie das Gleichniß noch einmal, vom zwanzigsten Verse an."

Ich nahm die Bibel und las mit bebender Stimme:

„Und er stand auf und kam zu seinem Vater.

Und als er noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater und er hatte Mitleid (— Mrs. Beauchamp lachte krampfhaft) — und er ging ihm entgegen, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn .... und bringt ein gemästetes Kalb und schlachtet es, und laßt uns essen und fröhlich sein; denn mein Sohn war todt und ist lebendig worden; er war verloren und ist wiedergefunden .."

Die Todtenstille, in welcher man meine zitternde Stimme anhörte, wurde durch ein leises Geräusch unten auf der Straße und durch das Rasseln eines herankommenden Wagens unterbrochen. Wir athmeten kaum . . das Geräusch wurde stärker. Miß Beauchamp sank langsam neben dem Bette auf ihre Knie und verhüllte ihr bleiches Gesicht in dem Bette. Das Geräusch kam näher und näher; man hörte Stimmen und endlich ließ sich ein schwaches: Hurrah! hören.

„Da! .. Ich sagte es ja. Er ist frei. Mein Sohn ist freigesprochen!" rief Mrs. Beauchamp aus, indem sie sich einen Augenblick im Bette aufsetzte, ihre Arme gen Himmel streckte und die Hände begeistert zusammenschlug. Ihre Züge überstrahlte ein himmlisches Lächeln. Sie strich ihr graues Haar zurück, saß in der gespanntesten Erwartung da und streckte die Hände aus, gleichsam um Ruhe zu gebieten.

Dann hörte man schnelle Tritte die Treppe heraufkommen; es wurde an die Thüre geklopft und

ehe ich an dieselbe gehen konnte, um eine plötzliche Ueberraschung zu verhindern, stürzte der alte Pritchard halb toll vor Freude herein, schwenkte den Hut über den Kopf und rief keuchend, trotz meinen abwehrenden Geberden:

„Nichtschuldig! Nichtschuldig! — Nichtschuldig! — Er kommt! Er kommt! Er kommt!“ Miß Beauchamp sank mit einem schwachen Schrei zu Boden und mußte ohnmächtig hinausgetragen werden.

Mrs. Beauchamp schlug die Hände von Neuem zusammen. Ihr Sohn stürzte herein, warf sich vor ihr zu Füßen, schlang seine Arme um sie und küßte sie in unendlicher Zärtlichkeit. „Meine Mutter! Meine Mutter! Dein Sohn!“ rief er, aber sie hörte ihn nicht; sie war in seinen Armen — gestorben.

Wenn ich nach dieser traurigen Katastrophe in meiner Erzählung fortfahre, ist es eben so, als führte ich einen Zuschauer nach einem Schlachttage auf ein leichenbestreutes Schlachtfeld. In der sonst glücklichen Familie Beauchamps war von nun an Alles Kummer, Krankheit, Gram und Tod. Der unglückliche Beauchamp war aus der Haft nur entlassen worden, um in eine langwierige Krankheit zu verfallen, die ihn selbst hinderte, der Leiche seiner Mutter zu deren Ruhestätte in —shire zu folgen. Er war nicht blos an sein Bett gefesselt, er wußte nicht einmal von dem Begräbnisse etwas, denn ein heftiges Nervenfieber hielt ihn in fort-

währendem Delirium. Ich war nebst einem andern Arzte fast immer bei ihm. Auch die arme Miß Beauchamp war krank und vielleicht noch gefährlicher als ihr Vetter. Der Leser wird sich nicht wundern, daß so langes, gewaltiges Leid ihre Lebenskraft zerstört und den Keim der Schwindsucht in sie gelegt hatte. Ich sehe ihre bleiche, abgezehrte, schattenartige Gestalt noch vor mir. Nachdem ich sie mehrere Wochen lang behandelt hatte, nahm ihre Mutter sie mit sich in sehr gefährlichem Zustande auf das Land, in der Hoffnung, daß die heimathliche Luft vielleicht einen wohlthätigen Einfluß auf sie ausübe. Armes Mädchen! Sie gab mir am Tage der Abreise zum Andenken einen kleinen Perlenring und vertrauete mir einen kostbaren Diamantring an, den ich ihrem Vetter Henry übergeben sollte. „Er ist jetzt zu groß für meine Finger,“ sagte sie seufzend, als sie ihn von ihrem abgezehrten Finger in meine Hand fallen ließ. „Sagen Sie ihm,“ fuhr sie fort, „sobald Sie es für gefahrlos halten, daß ich ihn liebe bis zum Grabe. Und obgleich wir uns in dieser Welt vielleicht nie wiedersehen, so mag er doch den Ring tragen zur Erinnerung an mich und als Hoffnungszeichen für jenseits!“ Das waren die letzten Worte, die ich von dem lieben Mädchen hörte.

Da der Leser vielleicht glaubt, lange genug unter diesen traurigen Scenen geweilt zu haben, so will ich sie schnell zu Ende führen und Vieles übergehen, was ich eigentlich noch zur Veröffentlichung bestimmt hatte.

Beauchamp verließ sein Bett zwei Monate lang nicht und lag den größern Theil dieser Zeit in einer Art Stumpfsinn da. Zu andern Zeiten rasete er und sprach von Auftritten, die mir durch die Erzählung bekannt geworden waren, welche er mir im Gefängnisse übergeben hatte. Er rief die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen auf sich herab wegen der Noth, die er seiner Mutter und Ellen gemacht. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß auch die letztere gestorben und daß er bei dem Leichenbegängnisse gewesen sei. Er ließ sich von dem Gegentheile nicht eher überzeugen, bis ich es für gefahrlos hielt, ihm den Brief zu übergeben, den sie ihm unter meiner Adresse geschrieben hatte. Sie schrieb ihm, daß sie, ihrer Meinung nach, wieder gesund und stark werde und daß, wenn er nach seiner Genesung ihr Herz und ihre Hand annehmen wolle, sie ihm unveränderlich angehörten. Nichts trug zu Beauchamps Genesung so viel bei als dieser Brief. Und mit welchem Entzücken empfing er den Ring, den ich ihm in Ellens Namen übergab! Sein alter Verwalter, Pritchard, kehrte, nachdem er die irdischen Ueberreste seiner verehrten Gebieterin zur Ruhestätte begleitet hatte, sogleich nach

London zurück und wich fast nicht von seines Herrn Bett. Seine liebevolle Dienstwilligkeit machte das Amt des Dieners zu einem wahren Ruheposten.

Einer der ersten Dienste, welche der alte Pritchard seinem Herrn leistete, sobald ich es ihm erlaubte, es zu thun, war die Nachweisung „der Schlange auf seinem Pfade," des teuflischen Urhebers seines Unglücks in der Person seines ehemaligen Führers. Das Erschrecken über diese Entdeckung machte Beauchamp für den übrigen Tag sprachlos. Die Wege der Vorsehung sind seltsam und weise! Wie wurde die Entdeckung gemacht? Sir Edward Streighton, der die Besitzurkunden eines Gutes Beauchamps erhalten hatte, das er ihm abgeschwindelt, war keck genug gewesen — quem deus vult perdere, prius dementat — sich an einen Gerichtshof zu wenden, um seine Ansprüche geltend zu machen. Trotz drohender Enthüllung setzte er den Prozeß fort, bis plötzlich eine Reihe von Schändlichkeiten, allen Parteien unerwartet, zu Tage kam und Sir Edward bestimmte, der sich incognito in dem Gerichtssaale befand, sich fortzuschleichen und, ohne sich erst wieder in seine Wohnung zu wagen, sich nach dem Continente einzuschiffen, von wo er sich nach Amerika begab. Auf die Anordnung des Gerichtes wurden seine Papiere mit Beschlag belegt und unter denselben fand sich auch der Brief von Eccles, der seinen arglosen Zögling dem Verderben empfahl.

Auf Befehl Beauchamps copirte Pritchard diesen Brief und schickte ihn mit folgenden Zeilen an seinen ehemaligen Führer, der unterdeß ein Pfarramt erhalten hatte.

„An den ehrwürdigen Peter Eccles, Pfarrer in ..

„Ein Brief von Ihrer Hand, von dem hier eine Abschrift beiliegt, ist unter den Papieren Sir Edward Streightons gefunden worden. Dieselbe Post, welche Ihnen die Abschrift bringt, überbringt den Originalbrief nebst den nöthigen Erläuterungen an den Bischof Ihrer Diöcese.

„Die beispiellose Niederträchtigkeit, welche der Brief offenbart, wird durch die Zeitungen so bekannt als möglich gemacht werden.

„Thomas Pritchard."

Im Auftrage des Herrn Beauchamp.

Welche Folgen diese Anzeige an den Bischof hatte und ob die erwähnte Drohung ausgeführt wurde oder nicht, verschweige ich aus Gründen. Es giebt Leute, die davon unterrichtet sind.

Zum ersten Male nach seiner langen schmerzhaften und gefährlichen Krankheit sah ich Herrn Beauchamp in einem andern Zimmer seiner Wohnung an einem Juliabend. Er saß in seinem Lehnstuhle, der dicht an ein Erkerfenster gezogen war, von wo aus man die Sonne untergehen sehen konnte. Wie lose hing der schwarze Anzug um ihn! Seine

Glieder fühlten sich an wie die eines Skeletts. Seine langen, dünnen Finger schienen zarter und weißer als Damenfinger geworden zu sein. Sein Gesicht war gelblich und eingefallen, und auf seiner Stirn sah man die Spuren des Grames, der an ihm nagte. Sein noch vor Kurzem rabenschwarzes Haar hatte eine eisengraue Farbe erhalten; seine Augen waren eingesunken, aber noch immer lebhaft und ausdrucksvoll. „Die Sorge hatte die Lieblichkeit aus seinem Gesichte gebracht," wie sich ein alter englischer Schriftsteller treffend ausdrückt. Er schien alles Interesse am Leben verloren zu haben, obgleich Ellen noch lebte und sie nach wenigen Monaten getraut werden sollten. In der rechten Hand hielt er „Baco's Abhandlungen" und am kleinen Finger der linken bemerkte ich den kostbaren Ring, den ihm seine Cousine gegeben hatte. Der alte Pritchard saß, ebenfalls schwarz gekleidet, an einem Tische, emsig mit Rechnungsbüchern und Stößen von Papieren beschäftigt und schien, als ich eintrat, seinen Herrn über das Gut zu befragen.

„Ich hoffe, Doctor, Sie werden es entschuldigen, daß Pritchard im Zimmer bei uns bleibt. Er ist eben mitten in einer wichtigen Arbeit," fuhr er fort, als er sah, daß der alte Mann sich anschickte, das Zimmer zu verlassen; „er ist jetzt mein Freund, wie mein Geschäftsführer, der älteste, ich kann wohl sagen, der einzige Freund, der mir geblieben ist." Ich bat ihn, nicht weiter davon zu sprechen, der

alte treue Diener verbeugte sich und setzte sich wieder nieder.

„Nun," sagte Herr Beauchamp, nachdem er auf die gewöhnlichen Fragen nach seinem Befinden geantwortet hatte, „in Hinsicht auf Vermögen bin ich doch nicht ganz ruinirt. Pritchard hat mir eben gesagt, daß mir mehr als 400 Pf. St. jährlich übrig geblieben sind . ."

„Sie können recht wohl sagen 500", fiel Pritchard eifrig ein, indem er die Brille abnahm. „Es fehlen nur noch 20 Pf. St. des Jahres und die will ich schon noch herausbringen, verlassen Sie sich darauf." Beauchamp lächelte und sagte dann: „Sie sehen, Doctor, Pritchard macht die beste Miene zum schlechten Spiele."

„Nun, Herr Beauchamp," entgegnete ich, „auch wenn wir die niedrigere Summe annehmen, so werden Sie doch, Gott sei Dank! keine Noth leiden." Während ich sprach, traten ihm die Thränen in die Augen und, ob er sie auch zurückzuhalten suchte, sie strömten ihm bald über die Wangen.

„Was bedrückt Ihr Herz?" fragte ich, indem ich seine hagern Finger in die Hand nahm. Nachdem er sich wieder etwas beruhigt hatte, fuhr er bewegt fort: „Bin ich nicht in Vergleich ein Bettler? Kann ich es hören, daß Henry Beauchamp ein Bettler ist? Ach, ich habe nichts mehr als Elend, hoffnungsloses Elend. Wohin soll ich gehen, was soll ich thun, um Ruhe zu finden? Wohin

ich gehe, ich werde das gramerfüllte Herz mit mir nehmen und das Bewußtsein, daß mir nur mein Recht geschah .. Ich — ich, der Mörder zweier .."

„Zwei, Herr Beauchamp? Was können Sie meinen? Die Stimme der Gerechtigkeit hat Sie feierlich von der Anklage der Ermordung des elenden Apsley freigesprochen, und wer der andere .."

„Meine Mutter! Meine arme, liebe, zärtliche Mutter! Sie habe ich so gewiß umgebracht, als ich den verbrecherischen Menschen erschoß, der mich ins Verderben riß. Mein Undank zerriß ihr Herz, wie meine Kugel seinen Kopf. Das — treibt mich zur Verzweiflung. Das andere hätte ich ertragen können. Selbst den Kummer, den ich meiner sanften, verzeihenden Ellen gemacht habe, und die Verschleuderung des Vermögens meiner Familie." Ich sah, daß er unter einem Anfalle von Kleinmuth litt, die ihn in der letzten Zeit häufig heimsuchten, und hielt es für das Beste, seine brennenden Gedanken und Erinnerungen nicht zu unterbrechen. Ich hörte deshalb seine Selbstanklage schweigend an.

„Sie haben sicherlich Grund zum Troste in der unveränderlichen und zunehmenden Liebe und Anhänglichkeit Ihrer Cousine," sagte ich nach einer traurigen Pause.

„Ach, mein Gott, gerade das treibt den Nagel tiefer! Ich kann, ich kann es nicht ertragen. Wie soll ich es wagen, mich mit ihr zu verheirathen?

Um sie in ein verarmtes Haus — in das Haus eines ruinirten Spielers — einzuführen, da sie doch Anspruch hätte, in den Schlössern meiner Väter zu herrschen? Ihr die Arme eines Mörders entgegenzustrecken?" Er brach plötzlich ab, zitterte, faltete die Hände und schien in peinliches Sinnen zu versinken.

„Gott hat aber doch einige süße Tropfen in den bittern Kelch gemischt, den Sie geleert haben; warum wollen Sie diese von sich weisen und nur bei dem Bitter verweilen?"

„Weil mein Verstand gestört, mein Appetit verdorben ist. Ich finde keinen Geschmack mehr am Glück. Ich weiß es nicht, aber die Freude daran ist dahin."

„In welchem Theile des Landes gedenken Sie Ihren Aufenthalt zu nehmen?" fragte ich.

„Ich kann nie wieder Aufnahme in englischer Gesellschaft finden und will nicht hier bleiben — ewig an der Schandsäule, damit man mit Fingern auf mich zeige. Ich werde England für immer verlassen .."

„Das dürfen Sie nicht," rief der Geschäftsführer mit Thränen in den Augen aus, indem er sich nicht länger beherrschen konnte und von dem Stuhle aufstand. „Sie dürfen nicht fortgehen," fuhr er fort, indem er mit schnellen Schritten auf und ab ging und mit den Fingern schnappte.

„Sie dürfen nicht, — Sie dürfen nicht, Herr Beauchamp .. Erst müssen Sie mich begraben.“

„Gieb mir Deine Hand, guter Alter!“ rief Beauchamp ergriffen aus .. „Nein, ich will nicht gehen, ich will bleiben ..“

Die Sonne sank schnell tiefer und tiefer und ein Theil ihrer großen blutrothen Scheibe war bereits unter dem Horizonte verschwunden. Giebt es etwas Ergreifenderes und Großartigeres in der Natur? Wir waren vom Gegentheile überzeugt, als wir an diesem Tage die Sonne sinken sahen. Alles umher war Stille und Ruhe, und Beauchamps blitzendes Auge sagte mir, daß seine Seele von dem Schauspiele tief ergriffen war.

„Doctor, Doctor,“ sagte er plötzlich. „Was ist mir geschehen? Weckt mich ein böser Geist? Oder flüstert mir ein Engel zu, daß ich doch noch glücklich sein werde? Darf ich darauf hören? Darf ich es?“ Er schwieg. Seine Aufregung nahm zu. „Ach ja, ja; ich fühle es, ich weiß es, daß mir glücklichere Tage bevorstehen. Gott lächelte mir zu und meine Seele ist noch einmal erwärmt und erleuchtet.“ Seine Züge erhielten einen fröhlichen Ausdruck. Niemals sah ich den Abgrund zwischen Verzweiflung und Hoffnung so schnell überschreiten. War es blos wiederkehrendes Irrereden?

„Wie kann Jemand sich des Glückes freuen, wenn er nicht vorher das Unglück empfand?“ fuhr

er fort, da ich ihn nicht unterbrach. „Und wird der sich nicht am meisten am Frieden erquicken, der am längsten in Unruhe umhergeworfen worden ist? Warum verzweifelte ich? Liebe, gute Ellen! Ich werde Dir schreiben .. Wir werden bald vereint und wir werden sogar glücklich sein. — Pritchard," rief er aus, indem er sich plötzlich zu dem lauschenden Alten umdrehete; „was meinst Du? Willst Du mein Haushofmeister sein? Willst Du auf dem Lande von Neuem unsere Geschäfte besorgen?"

„Ja, Herr Beauchamp," antwortete Pritchard, der weinte wie ein Kind, „so lange als diese alten Augen und Hände und der Kopf Ihnen dienen können, sind sie die Ihrigen. Ich will Alles sein, was Sie aus mir machen."

„So ist der Handel unter uns abgeschlossen .. Sie sehen, Doctor, Ellen wird mich nicht verschmähen und der alte Pritchard hält bei mir aus. Warum sollte ich das Glück von mir weisen?"

„Gewiß, gewiß, — Sie haben noch viel Glück zu erwarten .."

„Der Gedanke ist entzückend, daß ich den Schauplatz der Schuld und Verschwendung bald für immer verlassen und die frische, duftige Luft der Tugend wieder athmen soll. Wie sehne ich mich nach dieser Zeit! Mutter, wirst du deinen verlorenen Sohn umschweben?" — Wie wenig ahnte er die Gefühle, die er durch die Erwähnung des — verlorenen Sohnes in mir weckte!

Ich verließ ihn gegen neun Uhr und empfahl ihm, sich zur Ruhe zu begeben und sich der Abendkühle nicht auszusetzen. Unser Gespräch hatte auch selbst aufgehört, obwohl ich die sanguinischen Hoffnungen nicht theilte, die er hegte. Meiner Meinung nach hatte sein Körper, wenn er sich auch für eine gewisse Zeit wieder erholen konnte, eine Erschütterung erlitten, die ihn in das Grab stürzen mußte.

Gegen fünf Uhr früh am andern Morgen wurde ich und meine ganze Familie durch das heftigste Klingeln und Klopfen an meiner Thüre, das ich jemals gehört hatte, geweckt. Als ich durch das Fenster hinaussah, erblickte ich unten Beauchamps Diener, der die Hände rang und wie ein Wahnsinniger vor dem Hause hin und her lief.

Ich kleidete mich in der größten Besorgniß augenblicklich an und ging die Treppe hinunter.

„Um Gottes willen, was giebt es?" fragte ich, als ich sah, daß der Mann todtenbleich war.

„Ach, mein Herr .., kommen Sie! kommen Sie!" sprach er fast athemlos, ohne daß er mehr herausbringen konnte. Wir gingen schnell nach Beauchamps Wohnung. Obgleich es noch sehr früh war, standen doch schon Menschen vor dem Hause. Ich eilte die Treppe hinauf und erfuhr bald Alles. Ungefähr eine Viertelstunde vorher war die Familie durch den Neufundländer Hund Beauchamps, der immer an der Thüre des Zimmers

seines Herrn schlief, gestört worden: er kratzte an der Thüre und heulte. Der Diener und einige andere Personen kamen, um zu sehen, was geschehen sei. Der Hund zitterte heftig und stierte nach der Thüre; als man genauer hinblickte, sah man Blut unter der Thüre hervorkommen. Der Bediente warf sich halb wahnsinnig an die Thüre und zwängte sie auf, stürzte hinein und sah, was geschehen war. Der arme Beauchamp lag, mit einem Rasirmesser in der rechten Hand, leblos am Boden.

Jetzt sehe ich nie einen jungen Mann, namentlich einen von Vermögen, an den Spieltisch treten, ohne mit einem Seufzer an Henry Beauchamp zu denken.

Drittes Kapitel.

Der Donnerschlag. — Der Boxer.

Im Sommer 18.. wurde London von einem der fürchterlichsten Gewitter heimgesucht, die jemals in diesem Klima vorgekommen sind. Ich werde mich bis an mein Lebensende daran erinnern, zumal wegen einiger Wirkungen, die es hatte, und die ich hier erzählen will.

Es war den ganzen Dienstag, den 10. Juli 18.. still und schwül, als wenn die Natur schauernd und zitternd irgend etwas Ungewöhnliches erwarte. Um etwa elf Uhr Mittags erhielt der Himmel ein gelblich-bläuliches, drohendes Aussehen, das jeden, der es sah, mit Grauen und Angst erfüllte und deutlich genug andeutete, daß in der Luft Unheil und Schrecken vorbereitet werde.

Die Hitze war unerträglich und hielt fast Jedermann in den Häusern zurück. Die Hunde und andere Thiere in den Straßen blieben überall keuchend stehen, als könnten und möchten sie sich nicht bewegen. In dem ganzen Lande und namentlich in London herrschte eine nicht geringe Angst und Bestürzung, denn merkwürdiger Weise war (Viele müssen sich noch daran erinnern) von einigen religiösen und philosophischen Enthusiasten prophezeihet worden, die Erde müsse an diesem Tage untergehen und der jüngste Tag sei vor der Thüre. Ich selbst gestehe, ob ich gleich keineswegs leichtgläubig bin und durch abergläubische Furcht mich schrecken lasse, daß ich, wenn ich diese schauerliche Prophezeihung mit dem ungewöhnlichen und fast unnatürlichen Aussehen des Himmels an diesem Tage zusammenhielt, mehr als einmal eine unwillkührliche Herzbeklemmung empfand, während ich meine gewöhnlichen Besuche machte. Ich theilte den verschiedenen Kreisen, in die ich trat, nicht sowohl Besorgnisse mit, als ich damit angesteckt wurde.

Dann kam ich gelegentlich wiederum vor einer schweigenden Gruppe von Fußgängern vorüber, die sich um einen Straßenprediger gesammelt hatten, welcher, seinem Berufe treu, seinen Geberden und den bestürzten Gesichtern der Umstehenden zufolge von den kommenden oder bevorstehenden Schrecken zu sprechen schien. Die Aufregung, die ich bereits in mir trug, wurde noch höher durch ein Gespräch gesteigert, das ich im Laufe des Vormittags mit dem ausgezeichneten Gelehrten und Dichter .. hatte. Mit welcher eindringlichen Beredtsamkeit sprach er von Möglichkeiten! In welchen glühenden Farben schilderte er sie! Der Gegenstand eignete sich ganz für seine dem Düstern zugeneigte Phantasie. Er sprach so lange mit mir, bis meine aufgeregte Phantasie die sonderbarsten Chimären für wirklich zu halten begann.

„Großer Gott, Doctor ..!“ sagte er, indem er plötzlich seine Hand auf meinen Arm legte, während seine großen, schwarzen Augen mit seltsamem Feuer glüheten; „denken Sie nur! wenn in dem Augenblicke, während wir hier mit einander sprechen, ein Komet, dessen Bahn das scharfe Auge der Wissenschaft noch nie erkannt hat, ja dessen Existenz nur Gott allein bekannt ist, auf Feuerflügeln, schnell wie der Blitz und mit unendlicher Gewalt der Erde zueilte! Zerschmettert er in diesem Augenblicke einen gewaltigen Himmelskörper, den er auf seinem Pfade fand, und kommt nun auf uns zu, unterwegs

ein Sonnensystem nach dem andern störend? Wann werden wir den schrecklichen Zusammenstoß fühlen? Ist es seine Hitze, die jetzt unsere Atmosphäre sengend heiß macht? Wird erst ein Brand entstehen oder wird die Erde sogleich in zahllose Splitter zerschlagen und so in dem unermeßlichen Raume umhergestreut werden? Wohin, wohin sollen wir fliehen? Was wird aus dem Menschengeschlechte werden? Kommt das jüngste Gericht, das die Bibel erwähnt? Ach, Doctor, wenn alles dies wirklich bevorstände?"

War diese phantasiereiche Schilderung geeignet, meine aufgeregten Gefühle zu beruhigen? Als ich, spät am Nachmittage, nach Hause kam, hatte ich fast das Fieber. In dem ganzen Hause herrschte eine ängstliche Unruhe und Besorgniß. Meine Frau, meine Kinder, eine junge Dame, die zum Besuche da war, Alle befanden sich in dem Gesellschaftszimmer und sahen sich durch das Fenster ängstlich und mit bleichen Gesichtern um. Die junge Dame, die ich eben erwähnte, war eine Miß Agnes P., ein Mädchen von einundzwanzig Jahren, die Tochter eines meiner alten Freunde und Patienten. Ihre Mutter, eine Witwe, die außer dieser Tochter kein Kind hatte, wohnte in einem Dorfe, etwa funfzig (engl.) Meilen von der Stadt, und wir erwarteten sie binnen einigen Tagen, da sie ihre Tochter selbst zurückholen wollte. Miß P. war ein reizendes Mädchen. In ihren zarten Zügen lag

ein Ausdruck von Sanftmuth, der meiner Meinung nach den höchsten Grad weiblicher Liebenswürdigkeit ausmacht. Ihre dunkeln, gedankenvollen, scharfblickenden Augen verriethen eine höchst gefühlvolle Seele. Der Ton ihrer weichen, biegsamen Stimme, ihr ganzes Wesen und ihre Haltung stimmten mit dem Ausdrucke ihres Gesichtes überein. Von Person war sie von mittlerer Größe und in vollkommenem Ebenmaße geformt. Alle ihre Bewegungen hatten eine hebeartige Anmuth und Leichtigkeit. Sie war in allen weiblichen Kunstfertigkeiten Meisterin, vorzugsweise gern beschäftigte sie sich aber mit Musik und Lectüre. Ich habe kaum eine Person gekannt, die eine stärkere Einbildungskraft besessen hätte. Ihre Freunde mußten ihre ganze liebevolle und besorgte Aufmerksamkeit aufbieten, um sie zu hindern, ihre Neigungen zu übertreiben und gewissermaßen sich für den gewöhnlichen Verkehr mit gewöhnlichen Menschen unpassend zu machen.

Sobald die junge Dame in meinem Hause erschienen war und erklärt hatte, daß sie eine Zeit lang dableiben würde, wurde ich der beliebteste und gesuchteste Mann in dem Kreise meiner Bekannten. Wie eifrig kam man, um sich nach meinem und meiner Familie Befinden zu erkundigen! Wie viele Männer, junge namentlich, erschienen, die ganz verlegen waren in der Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des Vorwandes, der sie zu mir führte! Und wie emsig erkundigten sich Mütter und ältliche

weibliche Verwandte nach den „Aussichten" der „lieben Miß P."! Bei einem frühern Aufenthalte in meinem Hause, etwa sechs Monate vor der Zeit, von welcher ich jetzt schreibe, wendete Miß P. ihre Neigung (zur Freude aller ihrer Freunde und Verwandten) dem gelassensten und vielleicht würdigsten ihrer Bewerber zu, einem jungen Manne, der sich in Oxford dem geistlichen Stande widmete. Ich kann mir keinen größern Contrast bilden, als der war, welcher sich in den Neigungen der Verlobten kund gab; sie war ganz Gefühl, Ueberzeugung, Romanhaftigkeit, er dagegen ruhig, gedankenvoll und auf das Positive gerichtet. Es gab daher eine gute Unterhaltung, wenn man ihre gelegentlichen Wortkämpfe über Gegenstände anhörte, die ihre gegenseitigen Neigungen und Eigenschaften beschäftigten. Merkwürdiger Weise war die Folge davon unfehlbar eine gesteigerte gegenseitige Achtung, als wenn eines des Andern Eigenschaften am höchsten schätzte. Der junge N. hatte zwei Tage in London zugebracht, natürlich zum größten Theile in meinem Hause, und zwar ungefähr eine Woche vor der Zeit, die ich schildere. Sie hatten sich mit einander ziemlich heftig über den damaligen allgemeinen Gesprächsgegenstand, die Prophezeihung für den 10. Juli, gestritten. Wenn sie der Prophezeihung auch nicht unbedingten Glauben schenkte, so hatte ihr Glaube doch eine beunruhigende Stärke erlangt. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, ihr die angstvolle

Besorgniß zu benehmen, und sie bemühete sich eben so sehr, seinen hartnäckigen Unglauben zu besiegen. Beide waren in ihrem Eifer etwas zu weit gegangen und so trennten sie sich zum ersten Male, seit sie einander kannten, mit einiger Kälte, obwohl er den nächsten Morgen nach Oxford abreisen sollte. Mit einem Worte, Agnes sprach fast von nichts Anderem als von dem kommenden 10. Juli, und wenn sie auch nicht die wirkliche Zertrümmerung der Erde erwartete, so sah sie doch bang einem schrecklichen und ungewöhnlichen Ereignisse entgegen. Das beredte, überspannte Mädchen brachte sogar fast meine ruhige kleine Hausfrau zu ihrer Ansicht.

Doch ich kehre von dieser langen Abschweifung zurück, die indeß nicht unnöthig war, wie man sogleich sehen wird. Nachdem ich einige Minuten in dem Gesellschaftszimmer geblieben war, begab ich mich in mein Zimmer, um, unter Anderem, an meinem Tagebuche zu schreiben, aus dem die vorliegenden Mittheilungen entnommen sind, aber die Feder ruhete nutzlos in meiner Hand. Ich hatte das Kinn in die hohle linke Hand gestützt und saß sinnend am Pulte, die Augen auf den Baum gerichtet, der im Hofe wuchs und mein Fenster beschattete. Wie still, wie bewegungslos war jedes Blatt! Welche dumpfe, drückende, ungewöhnliche Ruhe! Wie würde mich der leiseste Lufthauch in den Blättern erfreut und erquickt haben! Ich öffnete das Fenster, band mein Halstuch ab

und knöpfte den Hemdkragen auf, denn es war mir, als müsse ich in der Hitze ersticken. Endlich hörte ich einen schwachen, raschelnden Ton unter den Blättern des Baumes und dann fielen auch einige schwere große einzelne Regentropfen an das Fenster. Nachdem ich einen Augenblick nach dem drohenden Himmel hinaufgeblickt hatte, schickte ich mich wieder zum Schreiben an, und ich tauchte eben meine Feder in die Tinte, als ein Blitz von so blendendem Glanze, daß ich ihn nicht zu beschreiben vermag, Alles um mich her gleichsam in Feuer hüllte. Man hätte ihn mit einem Blicke in die Hölle vergleichen können, aber es war selbst mehr als ein Blick, denn er dauerte wohl sechs bis sieben Secunden. Ihm folgte in dem nächsten Augenblicke ein Donnerschlag, als wenn die Erde aus ihrer Bahn herausgeschleudert worden wäre und nun auseinanderrisse .. Man wird diese Ausdrücke hoffentlich nicht übertrieben finden. Gott behüte mich, daß ich nie wieder etwas Aehnliches sehe und höre! Ich sprang bestürzt von meinem Stuhle auf und konnte in diesem Augenblicke an nichts denken, als meine Augen zuzudrücken und mir die Ohren zuzuhalten. Einen Augenblick stand ich wirklich wie betäubt da. Als ich wieder zu mir kam, war mein erster Gedanke, nach der Thüre zu gehen und die Treppe hinab zu meiner Frau und meinen Kindern zu eilen. Schon auf der Treppe hörte ich einen lauten Schrei in dem Zimmer, in welchem

ich sie verlassen hatte. Im nächsten Augenblicke hielt ich meine Frau in meinen Armen, während meine Kinder sich weinend an meine Knie klammerten. Meine Frau war ohnmächtig geworden. Während ich mich bemühete, sie wieder zur Besinnung zu bringen, zuckte ein zweiter eben so schrecklicher Blitz als der erste herab und ein zweiter Donnerschlag folgte gerade über uns, so fürchterlich und krachend als würden tausend Kanonen auf einmal losgebrannt. Die Fenster klirrten, ja das ganze Haus erbebte. Durch das gewaltige Getöse kam meine Frau wieder zu sich.

„Knie nieder, lieber Mann!" sprach sie fast athemlos, indem sie selbst auf ihre Knie zu sinken sich bemühete. „Knie nieder und bete für uns.. Der jüngste Tag bricht an."

Nachdem ich mehrmals laut gerufen und stark geklingelt hatte, erschien ein Dienstmädchen, aber offenbar im höchsten Grade erschrocken und geängstigt. Sie sammelte sich indeß bald nebst meiner Frau, namentlich wegen des lauten Weinens der Kinder. „Warte einen Augenblick," sagte ich, „ich werde etwas Riechsalz holen." Ich ging in das Hinterzimmer, wo ich einige Gläser mit Arzneimitteln aufbewahrte, und nahm, was ich suchte. In diesem Augenblicke fiel mir erst ein, daß ich Miß P. in dem Zimmer, das ich eben verlassen, nicht gesehen hatte. Wo war sie? Was sagte sie zu

diesem Wetter? Mein Gott, wo ist sie? dachte ich mit zunehmender Unruhe.

„Edward! Edward!" rief ich einem Diener zu, der in diesem Augenblicke an der Thüre vorüber ging, an welcher ich stand; „wo ist Miß P.?"

„Miß P.? Ich .. ich weiß nicht .. Doch ja," antwortete er, sich plötzlich besinnend; „vor ungefähr fünf Minuten lief sie schnell die Treppe hinauf; seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen."

„Wie?" fragte ich mit sich immer steigernder Besorgniß; „war es vielleicht, als es das erste Mal so stark blitzte?"

„Ja, damals war es."

„Trage dies zu meiner Frau und sage, ich würde sogleich selbst kommen," sagte ich, während ich ihm das Glas gab. Ich eilte dann die Treppe hinauf und rief fortwährend: „Agnes! Agnes! Wo sind Sie?" Ich erhielt keine Antwort. Endlich gelangte ich in das Stockwerk, in welchem sich ihr Schlafzimmer befand. Die Thüre war zu, aber nicht verschlossen.

„Agnes! Wo sind Sie?" fragte ich in größter Angst, während ich an der Thüre anklopfte. Keine Antwort!

„Agnes! Agnes! Um Gottes willen sprechen Sie! — Sprechen Sie — oder ich komme hinein!" Da noch immer keine Antwort erfolgte, so machte ich die Thüre auf. Himmel! Wie vermag ich zu beschreiben, was ich sah?

Ungefähr eine Elle von mir stand die entsetzlichste Gestalt, die meine Augen jemals erblickt haben. Es war Agnes, — in der Stellung, als gehe sie nach der Thüre zu, beide Arme ausgebreitet. Ihr Haar war zum Theil aufgelöset und ihr Gesicht weißer als das weiße Kleid, das sie trug. Die Lippen hatten sich blau gefärbt und die Augen stierten mich starr, mit gräßlichem Ausdrucke an.. Ich habe diese Augen seitdem fast immer vor mir gesehen, sobald ich allein war. Ich versuchte zu sprechen, — konnte aber keinen Laut über die Lippen bringen; sie schienen so starr zu sein wie die, welche ich vor mir sah. Es war, als sähe ich in einem Traume grauenhafte Schrecken vor mir. Endlich schlossen sich meine Augen; es war mir, als drehe sich das Gehirn in meinem Kopfe um, und ein paar Minuten war ich gänzlich ohne Bewußtsein. Endlich erholte ich mich wieder und da stand die grauenhafte Gestalt noch immer vor mir, dicht vor mir. Ob ich sie gleich ansah, dachte ich doch nicht, daß es Agnes P. sei. Die entsetzliche Erscheinung, die unbeschreibliche Grauenhaftigkeit ihrer Augen ergriff mich so gewaltig. Ich betheuere, daß ich mir nichts Schrecklicheres denken kann. Miß P. stand fortwährend bewegungslos da und während ich sie in der beschriebenen Art anstarrte, weckte mich ein neuer entsetzlicher Donnerschlag. Ich trat zu ihr, ergriff ihre Hand und rief: „Agnes! Agnes!" Dann trug ich sie auf ihr

Bett. Ich mußte Gewalt anwenden, um ihre Arme niederzudrücken. Unwillkührlich zog ich ihre Augenlider über die stierenden Augen. In demselben Augenblicke zuckte ein blendender Blitz über ihr, aber ihr Auge zuckte und blinzelte nicht. Sie schien alles Gefühl wie alle Bewegung verloren zu haben; nichts als ihr Puls, wenn man ihn Puls nennen konnte, und ein schwaches Athmen gaben Zeugniß, daß sie noch lebe. Ich betrachtete ihren ganzen Körper in der Besorgniß, irgendwo eine Spur von dem sengenden Blitz zu finden, aber ich bemerkte nichts der Art. Was war ihr begegnet? War sie — zum Tode erschreckt worden? Ich redete sie an, ich rief laut ihren Namen, ich schüttelte sie und stark, — sie blieb wie eine Statue. Endlich zog ich die Klingel mit der größten Heftigkeit und sofort erschien meine Frau mit einem Dienstmädchen, die mir leider mehr hinderlich als behilflich waren. „Ist sie todt?" flüsterte meine Frau, während sie an das Bett wankte und sich dann krampfhaft an mich klammerte. „Ist sie vom Blitze getroffen worden?"

Ich mußte mich aus ihren Armen frei machen und sie in das anstoßende Zimmer führen, wohin ich ein anderes Dienstmädchen zu ihrem Beistande rief. Dann kehrte ich zu dem unglücklichen Mädchen zurück. Aber was sollte ich thun? Obwohl ich ein Arzt bin, so gestehe ich doch, daß ich nie einen Patienten in einem solchen Zustande gesehen

hatte und nicht wußte, was ich anfangen sollte. Es war weder Epilepsie, noch Apoplexie, noch Ohnmacht, noch irgend eine bekannte Art von Hysterie. Das auffallendste Symptom, das mir den Schlüssel zur Erkenntniß ihrer Krankheit gab, war der Umstand, daß ihre Glieder, wenn ich zufällig die Lage derselben änderte,. eine kurze Zeit diese neue Lage behielten. Wenn ich z. B. ihren Arm bewegte, so blieb er eine Zeit lang in der Lage, in welche ich ihn zuletzt gebracht hatte, worauf er allmälig die frühere annahm. Wenn ich sie in eine aufrechte Stellung brachte, blieb sie ohne die Stütze von Kissen und ohne andern Beistand genau so sitzen, als hätte sie mich den Wunsch aussprechen hören, sie möchte diese Stellung annehmen; — aber der gräßliche Ausdruck ihres Gesichtes! Wenn ich ein Augenlid emporschob, um den Zustand ihres Auges zu untersuchen, dauerte es lange, ehe es sich wieder schloß, wenn ich es nicht selbst zudrückte. Alle diese Umstände, welche das Dienstmädchen erschreckten, die zitternd neben mir stand und durch die Zähne murmelte: „Sie ist besessen! vom Teufel besessen!“ überzeugten mich endlich, daß das unglückliche Mädchen einen Anfall von Starrsucht bekommen hatte, jener seltenen und räthselhaften Krankheit, die so grauenhaft das Leben mit dem Tode vereinigt und gleichsam das Leben unter der Gestalt des Todes, den Tod unter der Gestalt des Lebens darstellt. Ich zweifelte keinen Augenblick,

daß der höchste Schreck, der plötzlich auf ein höchst gereiztes Nervensystem und eine sehr lebhafte Phantasie gewirkt, die Folgen hervorgebracht habe, die ich vor mir sah. Ohne Zweifel hatte der erste fürchterliche Ausbruch des Gewitters, namentlich der schreckliche, blendende Glanz des ersten Blitzes, der auch mich betäubte, indem sie darin die Bestätigung und Verwirklichung der grauenhaften Besorgniß vor dem prophezeiheten Ereignisse erkannte, sie sogleich übermannt und in den schrecklichen Zustand versetzt, in welchem ich sie fand, in dem Zustande einer Person, die in ihrer ängstlichen Flucht nach der Thüre zu plötzlich aufgehalten wird. War sie — ich dachte von Neuem daran — vielleicht direct durch den Blitz beschädigt worden? Hatte er sie geblendet? Es konnte so sein, denn ich vermochte keinen Eindruck auf die Pupille ihrer Augen zu machen. Sie sahen nur wenig erweiterter aus als gewöhnlich und waren stier.

Ich gestehe, daß, abgesehen von den beunruhigenden Umständen des Augenblicks, der außerordentliche und beispiellose Fall mich zu sehr um meine Fassung brachte, als daß ich schnell hätte handeln können. Ich hatte wohl von solchen Fällen gehört und gelesen, nie aber selbst einen gesehen. Es war jedoch keine Zeit zu verlieren und so entschloß ich mich, sogleich eine starke antispasmodische Behandlung anzuwenden. Ich öffnete ihr eine Ader am Arme, legte ihr Blasenpflaster hinter

die Ohren, tauchte ihre eiskalten Füße und Hände in heißes Wasser und versuchte etwas Opium und Aether in ihren Mund zu bringen. Während die Dienstmädchen um sie beschäftigt waren, sie auskleideten und meine Anordnungen ausführten, trat ich einen Augenblick in das anstoßende Zimmer, wo sich meine Frau eben von einem heftigen hysterischen Anfalle erholte. Ich hatte ihr lautes Lachen, obwohl es so nahe war, nicht einmal gehört, so ganz beschäftigte mich der traurige Fall der Miß P. Ich blieb so lange bei meiner Frau, bis sie sich so weit erholt hatte, daß ich sie in das Zimmer unten begleiten konnte, und kehrte dann in das Schlafzimmer der Miß P. zurück. Sie befand sich noch ganz in demselben Zustande, in welchem ich sie verlassen hatte. Obgleich das Wasser so heiß war, daß es ihre zarten Füße fast verbrannte, so machte es doch keinen merkbaren Eindruck auf den Blutumlauf oder den Zustand der Haut, und da sich das Blut stark nach dem Kopfe und Halse zu zu drängen schien, nahm ich mir vor, ihr zwischen den Schultern Schröpfköpfe setzen zu lassen. Ich ging hinunter, um ein paar Zeilen an den Chirurgen zu schreiben und ihn zu ersuchen, sogleich mit den Schröpfinstrumenten zu mir zu kommen. Während ich das Briefchen meinem Diener übergab, stürzte ein Mann durch die offene Thüre, an der ich stand, athemlos herein und bat mich, sogleich zu einem Patienten ganz in der Nähe

zu kommen, dem eben ein großes Unglück begegnet sei. Da ich die augenblickliche Ankunft des Chirurgen sicher erwartete, so zog ich meinen Rock an, setzte meinen Hut auf, nahm meinen Regenschirm und folgte dem Manne, der mich holen wollte. Es regnete in Strömen, während Blitz auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag in wahrhaft gräßlicher Weise auf einander folgten.

Der Boxer.

Der Patient, der plötzlich und so ungelegen meine Hilfe in Anspruch nahm, war ein gewisser Bill (Wilhelm) ..., ein bekannter Boxer, der auf der Rückfahrt von einem großen Boxkampfe aus seinem Gig geworfen worden war, da der Blitz das Pferd scheu gemacht hatte. Er war betrunken gewesen und hatte sich das Knöchelgelenk verrenkt. Einige Vorübergehende hatten ihn aufgehoben und mit Mühe in seine Wohnung, ein Gasthaus, gebracht, das sich nicht weit von meiner Wohnung befand. Schon als ich in das Schenkzimmer trat, durch das ich auf dem Wege nach der Treppe hindurchgehen mußte, hörte ich oben sein Winseln oder vielmehr sein Geheul. Die Betrunkenheit, in Verbindung mit dem Schmerze, hatte ihn, wie man mir sagte, fast wahnsinnig gemacht. Er stieß die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen aus, als ich eintrat. Er verfluchte sich selbst, sein Unglück (denn er schien bei dem Kampfe bedeutende Sum=

men verloren zu haben), die Kämpfenden, das Pferd, das ihn umgeworfen hatte, den Donner und den Blitz, kurz Alles und Alle um ihn her. Das Rollen des Donners war für mich jetzt eine erhabene Melodie und um so willkommener, als er das gotteslästerliche Geschrei des rohen Menschen übertönte, den ich besuchte. Ja — da lag der dicke Boxer, ausgestreckt auf dem Bette, völlig angekleidet bis auf einen Stiefel, den man ihm von dem verletzten Fuße heruntergeschnitten hatte, — der neue blaue Frack mit den glänzenden gelben Knöpfen und die rehfarbigen kurzen Beinkleider von dem Straßenkothe beschmuzt, in den er geschleudert worden war. Seine gewaltigen Glieder zuckten in ruhelosem Schmerze auf dem Bette; er ballte die Fäuste und sein plattes Gesicht mit eisenharten Zügen war aufgeschwollen und von Wuth und Schmerz verzerrt.

„Aber, gute Frau," sagte ich, indem ich an der Thüre stehen blieb, zu der Frau des Boxers, die mich händeringend die Treppe hinaufgeführt hatte, „nach mir hätten Sie nicht schicken sollen.. Hier ist ein Chirurg am Platze, kein Arzt.. Ich fürchte, daß ich nicht viel für ihn thun kann.."

„Ach, um Gottes willen, um der Liebe Gottes willen, sprechen Sie nicht so," jammerte das arme Weib; „thun Sie nur etwas für ihn, sonst bringt er uns Alle vom Verstande und erschlägt uns."

„Etwas thun!“ brüllte mein Patient, der die letzten Worte seiner Frau gehört hatte und sein aufgedunsenes Gesicht nach mir wendete, „etwas thun? he? Hol' Sie der Teufel! da, Doctor, hierher sehen Sie,“ fuhr er fort, indem er auf den verwundeten Fuß zeigte, der ganz verrenkt und zerquetscht und mit Blut bedeckt war und einen schrecklichen Anblick gewährte. „Hierher sehen Sie! Das verdammte Pferd! Das verfluchte Pferd!“ Er knirschte mit den Zähnen und erhob wüthend die geballte rechte Hand. „Ich zerschlage ihm jeden Knochen in seinem verfluchten Leibe, sobald ich das verdammte Bein wieder rühren kann!“

Es war mir einen Augenblick, als sei ich in die Hölle und vor Satan gekommen, denn der Blitz glühete unablässig über seinem Bösewichtsgesichte und der Donner rollte dicht über ihm, während er sprach.

„Still! Sei still, Du treibst sonst den Doctor fort. Um Gottes willen halt' Dein Maul oder der Doctor .. kommt nicht in die Stube herein,“ jammerte sein Weib, indem sie am Bette auf die Knie sank.

„Ha! ha! Laßt ihn laufen! Wenn er einen Schritt thut, Gott verdamm' mich! wenn ich auch lahm bin, ich springe aus dem Bette und lehre ihn höflich sein. Hier, Sie Doctor, wie Sie sich nennen! Was muß geschehen?“ Ich war wirklich in diesem Augenblicke zu erschrocken, als daß ich es

hätte sogleich angeben können. Noch immer hatte ich Lust, mich sofort wieder zu entfernen, und ich konnte es recht wohl rechtfertigen, da der Fall für einen Wundarzt gehörte, aber die Angst und das Jammern der Frau veranlaßte mich, meinen Gefühlen Einhalt zu thun und zu bleiben. Nachdem ich in meinem Namen Jemanden zu dem nächsten Wundarzte geschickt hatte, ging ich an meine Aufgabe und entfernte zuerst den Strumpf von dem Beine. Sein ganzer Körper zitterte vor Schmerz und ich sah ein solches Unwetter in seinen Zügen aufziehen, daß ich fürchtete, er könnte sich aufrichten und mich schlagen.

„Ach! Ach! Gott verdamm' Ihre plumpe Hand! Sie verstehen nicht mehr als ein Kind!" ächzte er.. „Gehen Sie! Lassen Sie mich in Ruhe und scheeren Sie sich fort, Doctor!"

„Verzeihen Sie, Herr Doctor!" schluchzte die Frau leise, da sie fürchtete, ich würde wirklich fortgehen, weil ich einen Augenblick inne hielt.. „Verlassen Sie uns nicht! Thun Sie, was Sie für gut finden. Es muß ja geschehen.. Achten Sie nicht auf seine Reden.. Er ist ein wenig betrunken und dann — der Schmerz! Fahren Sie fort, Doctor! Morgen wird er Ihnen dafür danken."

„Weib! Hierher!" schrie der Mann. Die Frau trat sogleich zu ihm. Er streckte seinen herkulischen Arm aus und packte sie an der Achsel.

„So Du...! Betrunken bin ich? Betrunken

bin ich, he? Du lügenhafte ...!" rief er aus, während er sie mit Gewalt über die Stube weg an die Thüre schleuderte, wo die Arme niederfiel, aber sogleich, bitterlich weinend, wieder aufstand.

„Pack' Dich fort! Geh hinunter — wenn ich Dich nicht noch einmal so bedienen soll! Sagt das Beest, ich sei betrunken!" Die Frau gehorchte, eilte die Treppe hinunter und ich war nun mit dem Manne allein. Ich hatte Lust, ihr sofort zu folgen, aber die Furcht vor dem Tode (denn der Mann konnte aus dem Bette springen und mich mit einem Schlage tödten) hielt mich zurück. Es schauderte mich, als ich ihn berührte. Ich untersuchte die Wunde, was ihm die fürchterlichsten Schmerzen verursachen mußte, und wusch sie mit lauem Wasser aus, in dem festen Vorsatze, auf seine Schimpfreden nicht zu hören und fortzugehen, sobald der Wundarzt komme, nach dem geschickt worden war. Endlich kam er. Ich athmete wieder freier, übergab ihm den Patienten und wollte meinen Hut nehmen, als er mich mit so wahrhaft furchtsamer Miene bat, mich nicht zu entfernen, daß ich widerstrebend blieb. Ich sah, daß er so ungern allein bei dem Manne blieb als ich. Ich brauche kaum zu sagen, daß der Patient während dem Verbinden der Wunde nicht aufhörte zu fluchen. Ich hatte ein solches Fluchmaul nie in meinem Leben gesehen. Es war, als habe er einen Teufel im Leibe. Welcher Contrast mit der sanften, sprachlo=

sen Dulderin, die ich zu Hause verlassen hatte und zu der ich so bald als möglich zurückzukehren wünschte.

Das Gewitter tobte noch immer. Der Regen hatte etwas nachgelassen, der Blitz und Donner dauerten aber noch immer grauenhaft fort. Ich zog den Fensterladen zu und bemerkte gegen den Chirurgen, daß der Blitz den Kranken zu erschrecken scheine.

„Machen Sie wieder auf! Machen Sie den Laden wieder auf, sage ich!“ schrie er sogleich. „Denken Sie, ich fürchte mich vor dem Blitze wie mein verfluchtes Pferd heute? Machen Sie wieder auf — oder ich stehe auf und thue es selbst.“ Ich that, was er verlangte. „Ha!“ rief er in leisem wüthigen Tone aus, indem er die Hände rieb, als wenn er sie in Feuer wasche, denn ein Blitz glühete feuerroth über ihnen. „Da ist er! Fluch ihm! Gerade so einer machte mein verdammtes Pferd scheu,“ und der gottlose Mensch ballte die Faust.

„Schweigen Sie! Schweigen Sie, oder wir gehen beide augenblicklich fort.. Ihr Benehmen ist gottlos und entsetzlich anzuhören.. Hüten Sie sich, daß Sie die Rache Gottes nicht trifft!“

„Bleiben Sie mir mit Ihrem verfluchten methodistischen Geschwätze vom Leibe und gehen Sie an Ihr Geschäft! Bekümmern Sie sich um Ihre Sache!“ fiel der Boxer ein.

„Ist das nicht ein Vorwurf gegen Ihre Gotteslästerung?“ fragte ich, während ich die Augen

vor dem glänzenden, blendenden Blitzstrahle schirmte, der die Stube mit Feuer erfüllte, und der Donner über uns rollte, offenbar in fürchterlicher Nähe. Als ich die Hand wieder von den Augen wegnahm und diese öffnete, war das Erste, was ich erblickte, der Boxer, der mit ausgestreckten Händen im Bette saß, sein Gesicht leichenfarbig, die Augen fast aus den Höhlen heraustretend und gräßlich nach dem Fenster hinstarrend. Seine Lippen bewegten sich nicht, wie er keinen Laut von sich gab. Wir erkannten sogleich, was geschehen war. Das Feuer vom Himmel, das um uns glänzte, ohne uns zu schaden, hatte den Gotteslästerer geblendet. Ja — er hatte das Licht seiner Augen verloren. Während wir ihn in schweigendem Grauen ansahen, fiel er sprachlos auf sein Bett zurück, faltete die Hände über der Brust und schien von der Verzweiflung ergriffen zu werden. Hätte er diese Bewegung nicht gemacht, wir würden ihn haben für todt halten können. Der Chirurg hielt, über alle Beschreibung erschrocken, im Verbinden inne. Ich untersuchte die Augen des Kranken. Die Pupillen waren auf's Aeußerste erweitert und unbeweglich. Ich legte ihm viele Fragen vor, aber er antwortete kein Wort. Bisweilen wand sich ein Jammern des Entsetzens — der Reue — des Schmerzes (oder alle diese zusammen) aus seiner Brust und das war das einzige Zeichen von Bewußtsein, das er von sich gab. Er legte sich auf die rechte Seite,

„das bleiche Antlitz der Wand zugekehrt,“ nahm die Hände auseinander und drückte die Zeigefinger krampfhaft auf die Augen. Der Wundarzt setzte seine Arbeit fort. Welcher Abstand zwischen dem frühern und jetzigen Verhalten unseres Patienten! Wir konnten thun, was wir wollten, ihm den allergrößten Schmerz verursachen, er sprach keine Sylbe und gab nicht das geringste Zeichen von Leidenschaft von sich. Es war nicht mehr nöthig, daß ich länger blieb, und ich überließ ihn deshalb den Händen des Wundarztes, der es übernahm, die Frau von dem schrecklichen Unfalle zu unterrichten, der ihren Mann betroffen hatte. Welche Auftritte erlebte ich diesen Abend!

Ergriffen von dem Schauspiele, dem ich beigewohnt hatte, und in ängstlicher Besorgniß vor dem, das mich erwartete, eilte ich nach Hause. Als ich das Zimmer meiner liebenswürdigen Kranken betrat, fand ich leider, daß die kräftigen Mittel, die ich angewendet, keine sichtbare Wirkung gehabt hatten. Sie lag noch ganz so im Bette, wie ich sie verlassen hatte. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Wangen bleich und ihr Mund blieb fortwährend halb geöffnet, als wolle sie sprechen. Das Haar hing in einiger Unordnung an jeder Seite des Gesichtes herab, da es unter dem Häubchen hervorgequollen war. Meine Frau saß neben ihr, hatte

ihre Hand in der ihrigen und weinte; das Dienstmädchen, das sich in dem Zimmer befand, als ich eintrat, schien so bestürzt zu sein, daß sie nur hinderlich wurde. Da es dunkel zu werden anfing, ließ ich Lichter bringen. Ich nahm eines derselben, schob die Augenlider der Kranken zurück und fuhr mit dem Lichte mehrmals vor den Augen hin und her, ohne daß irgend ein Eindruck auf dieselben gemacht worden wäre. Weder blinkten die Augenlider, noch zogen sich die Pupillen zusammen. Ich nahm nun mein Federmesser und that, als wolle ich die Klinge in das rechte Auge stoßen; auch das blieb wirkungslos. Ich ergriff eine ihrer Hände und fand sie kalt und feucht; als ich sie plötzlich losließ, blieb sie einige Augenblicke in der Stellung, in welcher ich sie gehalten hatte, und nahm nur langsam die frühere Lage wieder an. Ich drückte den Rücken der Federmesserklinge auf das Fleisch an der Fingernagelwurzel (das bekanntlich sehr empfindlich ist), aber sie verrieth nicht das geringste Zeichen von Schmerz. Ich schrie ihr plötzlich und laut in die Ohren, ebenfalls vergebens. Nun wußte ich nicht mehr, was ich beginnen sollte, überließ, muthlos und über alle Beschreibung besorgt, Miß P. der Pflege einer Wärterin, die ich sogleich hatte holen lassen, und eilte in mein Zimmer, um nachzusehen, ob mir meine Bücher irgend einen Aufschluß über diese für mich neue und unerforschliche Krankheit geben könnten. Nachdem ich ziemlich

lange gesucht und nur wenig gefunden hatte, schickte ich mich an, zu Bett zu gehen, mit dem Vorsatze, am nächsten Morgen Miß P.'s Mutter und Herrn N. in Oxford Nachricht zu geben, auch zu meinem ausgezeichneten Freunde, dem Doctor D., zu gehen und zu hören, was dessen große Gelehrsamkeit und Erfahrung mir mitzutheilen habe. Als ich an das Zimmer der Miß P. kam, trat ich noch einmal hinein, um für die Nacht von ihr Abschied zu nehmen. „Schönes unglückliches Mädchen!" dachte ich, als ich mit dem Lichte in der Hand, an das Bett gelehnt, neben ihr stand und sie traurig anblickte. „Welches Geheimniß liegt auf Dir? Welche grauenhafte Veränderung ist mit Dir vorgegangen? Ist Dein Geist gelähmt wie der Körper? Wie lange wird dieser seltsame Zustand dauern? Wie lange sollst Du so an der Grenze beider Welten schweben, ohne daß Dich Deine Lieben in einer von beiden zu sich rufen können? Der Himmel leite unsern Geist, damit wir ein Heilmittel für diese schreckliche Krankheit finden!" Ich vermochte die Unglückliche nicht länger anzusehen; ich küßte sie auf die Lippen, trug der Wartefrau auf, mich zu rufen, sobald sich irgend eine Veränderung in dem Zustande der Kranken zeige, und begab mich zur Ruhe. Man wird mir glauben, daß ich nach diesem unruhigen Tage keine ruhige Nacht hatte. Schon das Gewitter allein in Verbindung mit den Prophezeihungen für diesen Tag und ohne die Ereignisse, die ich er=

wähnt habe, mußte einen tiefen Eindruck auf die Seele zurückgelassen haben. „Und wenn ich hundert Jahre alt werde, ich werde diesen Tag nicht vergessen," schrieb ein berühmter Schriftsteller an mich. „Der Donner und der Blitz waren grauenhafter, als ich es selbst in Westindien, der Heimath der Gewitter und Orkane, erlebt habe. Die Luft war lange mit Electricität überschwängert gewesen und ich sagte vor mehreren Tagen voraus, daß wir ein ungewöhnlich starkes Gewitter bekommen würden. Verbinden wir aber damit die merkwürdige Prophezeihung, welche unter so außerordentlich vielen Personen, die über solche Dinge erhaben sein sollten, Glauben fand, daß das Weltende an diesem Tage eintreten und das Weltgericht gehalten werden würde, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die gemeinen Leute von Furcht und Grauen erfüllt waren. Ich bin fest überzeugt, daß mehrere Personen an diesem Tage ihren Verstand verloren haben, und gestehe aufrichtig, daß mir es selbst unheimlich zu Muthe war und ich einige Mühe hatte, meinen Muth und meine Standhaftigkeit mit Virgils „felix qui potuit rerum cognoscere causas" aufrecht zu erhalten."

Ich schlief nicht, sondern lag nur in einem unruhigen, oft unterbrochenen Schlummer in den ersten drei bis vier Stunden, nachdem ich zu Bett gegangen war. Ich fuhr, wie auch meine Frau, bisweilen auf und saß lauschend da, als müßte ich

einen Schrei oder irgend einen andern ähnlichen Ton aus dem Zimmer der Miß P. hören. Auch die Gestalt des blind gewordenen Boxers schwebte mir häufig vor und seine Flüche klangen in meinen Ohren wieder. Es mochte zwischen zwei und drei Uhr früh sein, als ich träumte, ich spränge aus dem Bette, würfe meinen Schlafrock über und eilte die Treppe hinunter in das Hinterzimmer. Als ich die Thüre desselben öffnete, war das Zimmer von mehreren Kerzen erleuchtet und am fernsten Ende stand ein Sarg. Neben dem Sarge saß eine alte Frau mit langem grauen Haar, und ihre funkelnden Augen richteten sich brennend auf mich. Mit einem Male erhob sie sich, zog das Leichentuch ab, das den Sarg bedeckte, schob den Deckel des Sarges ab, zog den Leichnam der Miß P. heraus, warf ihn an den Boden und trat ihn mit sichtlicher Freude mit Füßen. Der schreckliche Traum weckte mich und verfolgte mich auch im Wachen. O, es war eine grauenhafte Nacht!

Früh stand ich unerquickt auf und begab mich sofort in das Zimmer der Miß P. Die Senfpflaster auf den Fußsohlen und die spanischen Fliegenpflaster hinter den Ohren hatten die gewöhnlichen örtlichen Wirkungen gehabt, ohne eine Aenderung in dem Zustande der Kranken hervorzubringen. Ihr Puls und ihr Athem waren noch immer ruhig. Die einzige bemerkbare Veränderung in der Farbe ihres Gesichtes war eine leichte Blässe am obern

Theile der Wangen, und um den Mund schien etwas wie ein Lächeln zu schweben. Sie war, wie ich hörte, die ganze Nacht still und regungslos wie eine Leiche gewesen. Mit einem tiefen Seufzer setzte ich mich neben ihr nieder und untersuchte sorgsam ihre Augen, fand aber keine Veränderung in denselben. Was sollte ich thun? Wie sollte sie aus dieser grauenhaften, wenn nicht tödtlichen Lethargie geweckt werden?

Während ich gespannt ihre Züge beobachtete, glaubte ich ein leichtes Muskelzucken an den Nasenlöchern zu bemerken. Ich eilte sofort die Treppe hinunter (ein Ertrinkender greift ja, sagt man, nach einem Strohhalm) und kam bald mit einer sehr starken Ammoniakauflösung zurück, die ich ihr mit einer Feder in die Nase strich. Auch dieser Versuch blieb wirkungslos wie alle früheren. Ich vermag die Gefühle nicht zu beschreiben, die mich bei diesem wiederholten Mißlingen aller meiner Bemühungen ergriffen, und da ich gar nicht mehr wußte, was ich sagen oder thun sollte, so kleidete ich mich völlig entmuthigt an. Dabei fiel mir indeß ein, daß vielleicht ein spanisches Fliegenpflaster über das ganze Rückgrat von Nutzen sein könnte. Je mehr ich über dieses Mittel nachdachte, um so größere Erwartung hegte ich davon, da es so stark gerade auf das Nervensystem, aller Wahrscheinlichkeit nach der Sitz und die Quelle der Krankheit, wirken mußte! Ich ließ sogleich spanisches Fliegen-

pflaster holen und legte es der Kranken selbst auf, ehe ich zum Frühstück ging. Sobald ich die wenigen Patienten abgefertigt hatte, die diesen Morgen erschienen, schrieb ich an Herrn N. in Oxford und an die Mutter der Miß P., und beschwor sie bei ihrer Liebe zu Agnes, augenblicklich zu kommen. Dann fuhr ich zu Dr. D., der eben sein Haus auch verlassen wollte. Ich erzählte ihm den Vorfall ausführlich. Er hörte mich aufmerksam an und sagte mir dann, es sei ihm auch einmal ein ähnlicher Fall vorgekommen, der aber einen tödtlichen Ausgang genommen habe, obgleich sämmtliche ausgezeichnetste Aerzte Londons zur Berathung zusammengerufen worden wären. Er billigte ganz mein bisheriges Verfahren, besonders die Anlegung des Zugpflasters auf das Rückgrat, empfahl mir dann dringend, den Galvanismus anzuwenden, wenn Miß P. bis zum Abend keine Erleichterung gefunden haben sollte, und versprach, selbst zu mir zu kommen und mir beizustehen.

„Ist es dasselbe schöne Mädchen, das ich am vorigen Sonntage mit Ihnen in der Kirche sah?“ fragte er plötzlich.

„Dieselbe,“ antwortete ich mit einem Seufzer.

Doctor D. schwieg einige Augenblicke.

„Das arme Mädchen!“ fuhr er dann mit innigem Bedauern fort; „sie war so schön! Wissen Sie, daß ich bisweilen in ihrem Auge einen eigenthümlichen Ausdruck bemerkt zu haben glaube, na=

mentlich während der Musik? Liebt sie die Musik sehr?"

„Leidenschaftlich, — außerordentlich."

„So wollen wir damit einen Versuch machen," fuhr er rasch fort. „Wir wollen damit einen Versuch machen. Zuerst wollen wir die Nervenerstarrung durch einen leichten galvanischen Schlag lösen und dann die Wirkung Ihrer kleinen Orgel versuchen." Ich hörte die Andeutung mit Interesse an, wenn ich auch die sanguinischen Erwartungen nicht theilte, die mein Freund zu hegen schien.

Unter allen Krankheiten, welche den menschlichen Körper befallen, ist vielleicht keine so räthselhaft als die, welche das wahrhaft unglückliche junge Mädchen betroffen hatte, von der ich spreche. Es ist unendlich viel darüber geschrieben und gedacht worden und sie gilt, glaube ich, überall für eine nosologische Anomalie. Van Swieten vergleicht sie malerisch genug mit dem Zustande des Körpers, welcher, nach der Sage der Alten, durch den Anblick des Medusenhauptes hervorgebracht wurde:

„Saxifici Medusae vultus."

Die medizinischen Schriftsteller des Alterthums haben bewiesen, daß diese Krankheit schon damals vorkam, aber sehr dunkle und ungenügende Beschreibungen davon gegeben und sie, in vielen Fällen wenigstens, mit andern Krankheiten, Apoplexie, Epilepsie und Ohnmacht, verwechselt. Celsus be-

schreibt nach Van Swieten die in Frage stehenden Kranken unter der Benennung „attoniti" (Niedergedonnerte, vom Donner Getroffene), während in unsern Tagen der berühmte Dr. Cullen die Krankheit eine Art Apoplexie nennt, zu gleicher Zeit aber auch erwähnt, er habe nie eine ächte Katalepsie gesehen. Die Fälle, welche man anführe, wären alle, sagt er, erheuchelte gewesen. Die neuere Wissenschaft erkennt indeß die Krankheit für eine eigenthümliche und selbstständige an, und einige der ausgezeichnetsten Aerzte haben zahlreiche unzweifelhafte Fälle von Katalepsie beschrieben. Dr. Jebb namentlich erzählt in dem Anhang zu seinen „auserlesenen Fällen von Lähmung der untern Extremitäten" ein merkwürdiges Beispiel von einer kataleptischen Kranken. Da Nichtärzte dieses Buch schwerlich gelesen haben, so will ich den Fall hier mittheilen.

„Die junge Dame strickte Filet und steckte eben die Nadel durch die Masche. In dieser Stellung erstarrte sie plötzlich und gewährte in sehr gefälliger Form das Bild todtenähnlichen Schlafes, wie ihn weder die Kunst nachahmen, noch die Phantasie sich vorstellen kann. Ihre Stirn war heiter, ihr Gesicht vollkommen ruhig. Die blasse Farbe — ihr Athmen war von fern kaum bemerklich — machte die Aehnlichkeit mit Marmor noch treffender. Die Lage der Finger, der Hände und Arme ließ sich nur mit Anstrengung ändern, die Glieder behielten

aber die Stellung, die man ihnen gab. Auch die Muskeln des Halses unterlagen diesem Gesetze, indem ihr Kopf jede Stellung behielt, die man ihm gab.

„Wenn man ihre Augenlider sanft emporhob, schlossen sie sich sofort mit einer krampfhaften Bewegung wieder *). Die Iris zog sich zusammen, wenn man Licht in die Nähe brachte. Der Augapfel selbst hatte eine leichte zitternde Bewegung, die indeß nicht bemerklich war, wenn sich das Augenlid geschlossen hatte. Ungefähr eine halbe Stunde nach meiner Ankunft sang sie, während die Starrheit ihrer Glieder und ihr bildsäulenähnliches Aussehen unverändert blieb, drei klagende Lieder in einem so ausdrucksvollen Tone und mit so erergreifender Modulation, daß sich nicht bezweifeln ließ, die gewaltigste Leidenschaft der Seele sei bei der Erzeugung der Krankheit betheiligt gewesen, wie es ihre Geschichte denn auch bestätigte. Wenige Minuten darauf seufzte sie tief und der Krampf ihrer Glieder wich. Sie klagte, daß sie die Augen nicht öffnen könnte; ihre Hände wurden kalt und es folgte ein allgemeines Zittern; nach wenigen Minuten erhielt sie indeß ihr Bewußtsein und die Bewegungsfähigkeit vollkommen wieder und sie beschrieb ausführlich die Symptome ihrer Krankheit, wie sie ihre Geschichte erzählte. Nachdem sie eine

*) Das war bei Miß P. nicht der Fall. Ich bemerkte zu wiederholten Malen die vollkommene Unbeweglichkeit ihrer Augenlider.

Zeit lang anscheinend ruhig gesprochen hatte, kehrte der allgemeine Krampf plötzlich zurück. Die Züge nahmen nun einen andern Ausdruck an und verriethen ungeheure Angst und Besorgniß. Einmal gab sie in gellend schreiendem Tone kurz abgestoßene Laute von sich, welche die Leidenschaft bezeichneten, die ihre Seele bewegten. Ihre Hände waren fest in einander geschlossen und alle ihre Muskeln, mit Ausnahme derer, welche zum Sprechen dienen, waren erstarrt wie das erste Mal."

Der außerordentlichste Fall aber, den man kennt, ist der, welchen Dr. Petetin, ein Arzt in Lyon, erzählt, und in dem die Sinne in die Magengrube und die Spitzen der Finger und Zehen versetzt waren, d. h. die Kranken, die gegen alle äußern Eindrücke auf die eigentlichen Sinnesorgane unempfindlich waren, konnten dennoch Alles, was man an ihre Magengrube und an ihre Finger= oder Zehenspitzen brachte, hören, sehen, riechen und schmecken. Die Patienten sollen auf die Fragen geantwortet haben, die man gegen die Magengrube sprach, sie sollen die Stunde auf der Uhr genannt haben, die man dahin legte &c. Ein ausgezeichneter Arzt, der dies nicht glauben wollte und selbst hinging, kam von der Wahrheit völlig überzeugt zurück. — Ich habe auch irgendwo von einem spanischen Mönche gelesen, der über einen plötzlichen Anblick in dem Gebirge Asturiens so erschrak, daß ihn die heiligen Brüder, welche

ihm folgten und denen er vorausgeeilt war, in dem fürchterlichen Zustande eines kataleptischen Kranken am Boden fanden. Sie trugen ihn sofort in ihr Kloster zurück und er wurde für todt gehalten. Plötzlich aber, als man ihn eben beerdigen wollte, wurde er zu der Bestürzung aller Anwesenden wieder lebendig. Als er sein Bewußtsein und den Gebrauch seiner Verstandeskräfte wieder vollkommen erlangt hatte, erzählte er albernes Zeug, das er in seinem Schlafzustande gesehen haben wollte. Die erwähnte Krankheit befällt hauptsächlich das weibliche Geschlecht und scheint in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, ein entfernt verwandtes Glied der Familie der hysterischen Leiden zu sein. — Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Als ich von meinen täglichen Besuchen zurückkam, fand ich an Miß P. noch gar keine Veränderung. Der Wartefrau war es nicht einmal gelungen, ihr Arrowroot in den Mund zu bringen, und mußte abstehen, da die Kranke nicht schluckte. Wir sahen uns also genöthigt, dem erschöpften Körper auf andere Weise Stärkung zu geben. Das Zugpflaster auf dem Rückgrate, von dem ich so viel erwartet, und die wiederholten Senfteige auf den Fußsohlen hatten nicht den geringsten Eindruck gemacht. Die Krankheit blieb den Arzneimitteln völlig unzugänglich. Die Leute, welche bei der Kranken waren, konnten sie nur ansehen und beklagen. Guter Gott! sollte Agnes in diesem schrecklichen

Zustande bleiben, bis der Tod wirklich eintrat? Was sollte aus ihrem Geliebten, aus ihrer Mutter werden? Diese Gedanken störten meine Seelenruhe sehr. Ich konnte weder denken, noch lesen, noch essen, noch irgendwo bleiben als in dem Zimmer, in welchem leider meine Anwesenheit so wenig nützte.

Doctor D. erschien bald nach Tische und wir begaben uns sofort in das Krankenzimmer. Das Gesicht war zwar etwas blässer als vorher, aber ruhig, als wie aus Marmor gemeiselt. Sie war noch sehr schön trotz Allem, was sie gelitten hatte und trotz dem schrecklichen Zustande, in welchem sie sich befand. Das Häubchen war ihr abgenommen worden und ihr herrliches braunes Haar lag zu beiden Seiten ihres Gesichtes auf dem Kissen. Ihre Stirn sah alabasterweiß aus. Der Kopf war ein wenig auf die Seite gewendet und ihre beiden kleinen weißen Hände lagen gefaltet auf ihrem Busen. So hatte sie die Wartefrau gelegt, „denn," sagte sie, „ich konnte die arme Dame nicht so starr ausgestreckt liegen sehen wie eine Leiche und suchte sie in eine Lage zu bringen, als wenn sie schlafe." Der Eindruck der Schönheit, den ihre symmetrischen und ruhigen Züge machten, wurde indeß sofort gestört, als wir die Augenlider öffneten und nun die Augen stier uns anstarren sahen. Wir hoben sie in dem Bette empor und sie blieb, wie vorher, aufrecht sitzen. Ihre Arme fielen nicht, wenn man sie emporhob und dann losließ, sondern sanken all-

mälig nieder. Wir legten sie dann sanft wieder nieder und nahmen uns vor, sogleich den Galvanismus an ihr zu versuchen. Meine Maschine wurde in das Zimmer gebracht, und als wir Alles vorbereitet hatten, hießen wir die Wartefrau eine kurze Zeit hinausgehen, weil die Wirkungen des Galvanismus zu schrecklich sind, als daß Frauen sie zu sehen vermöchten. Hätte ich sie doch selbst bei Miß P. nicht gesehen! Ihre Farbe schwand und erschien, ihre Augenlider, ihr Mund öffneten sich und sie stierte wild um sich, wie Jemand, der aus Schreck aus dem Bette springen will. Einen Augenblick glaubte ich, der schreckliche Zauber sei gebrochen, denn sie setzte sich plötzlich auf, beugte sich nach mir vor und ihr Mund öffnete sich, als wollte sie mit mir sprechen.

„Agnes! Agnes! Liebe Agnes! Sprechen Sie! Nur ein Wort! Sagen Sie, daß Sie leben!“ rief ich, indem ich zu ihr stürzte. Ach, sie hörte, sie sah mich — nicht, sondern sank in ihrem frühern Zustande auf das Bett zurück. Als der galvanische Strom an ihre Glieder geleitet wurde, brachte er die gewöhnlichen Wirkungen hervor, die stets schrecklich aussehen, bei Miß P. für mich höchst schmerzlich waren. Die letzten Wirkungen des Galvanismus, die ich gesehen hatte, waren die an dem Leichname eines hingerichteten Verbrechers gewesen und ich dachte jetzt unwillkührlich und schaudernd daran. Ich bat meinen Freund, abzulassen, denn

ich sah, daß auch dieser Versuch vergeblich war, und wollte den zarten Körper der Kranken nicht nutzlos erschüttern lassen. Wenn wir gar, dachte ich, das Nervensystem tödtlich gestört haben? Während ich mich mit solchen peinigenden Gedanken quälte, rief Doctor D. traurig aus: „Was soll nun geschehen? Ich kann nicht sagen, mit welcher Zuversicht ich die günstigsten Folgen von diesem Versuche erwartete! — Wissen Sie, ob sie jemals einen Anfall von Epilepsie hatte?" fragte er sodann.

„Nein, ich weiß nichts davon, ich hörte nie etwas davon."

„Fürchtete sie sich im Allgemeinen vor dem Donner und Blitz?"

„Im Gegentheil, sie war bei einem Gewitter wie begeistert und hatte einmal während eines Gewitters ein vortreffliches Gedicht auf diese Naturerscheinung gemacht."

„Glauben Sie, daß sie von dem Blitze selbst getroffen worden ist? Glauben Sie, daß sie geblendet wurde?"

„Ich weiß nicht, ob die Unbeweglichkeit ihrer Pupillen eine Folge der Blindheit oder nur die Wirkung der Katalepsie ist."

„Dann glaubte sie Ihrer Meinung nach an den Untergang der Welt am Dienstage?"

„Nein, ich glaube nicht, daß sie daran glaubte, aber ohne Zweifel versetzte sie der Tag in einen hohen Grad von peinlicher Ungewißheit."

„Nun, unter uns gesagt, es lag allerdings etwas sehr Seltsames in dem Zusammentreffen, nicht wahr? Nichts im Leben hat meine Festigkeit so erschüttert, als der gestrige Tag. Ich fürchtete fast auch, die Erde zittere in ihrem Kreislaufe.“

„Es war ein schrecklicher Tag, ein Tag, den ich nie vergessen werde. Hier liegt ein Bild desselben,“ rief ich aus, indem ich auf die arme Kranke zeigte, „das, so lange ich lebe, nicht wieder von meinen Augen schwinden wird. Aber das Schlimmste wissen Sie noch nicht .. Herr N., ihr Geliebter, mit dem sie bald verheirathet werden sollte, .. wird binnen Kurzem hier eintreffen ..“

„Mein Gott!“ rief Doctor D. mit innigem Mitleiden aus, indem er die Hände zusammenschlug und Miß P. betrachtete; „welche Braut wird er finden!“

„Ich fürchte seine Ankunft; ich weiß nicht, was wir thun sollen .. Und dann ihre Mutter — die arme alte Frau! — Ich habe auch an diese geschrieben und erwarte sie jede Stunde!“

„Welche endlose Reihe von Unglück! Sie werden es nicht ertragen,“ sagte mein Freund. „Aber,“ fuhr er nach einiger Zeit fort; „ich kann nicht länger bleiben, — Ihre Noth steckt an und überdies habe ich noch viele Kranke zu besuchen. Verlassen Sie sich übrigens auf meine Dienstbereitwilligkeit, wenn ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein kann.“

Mein Freund verließ mich muthloser als je. Ehe ich zu Bett ging, rieb ich Senf an die wichtigsten Stellen des Körpers der Leidenden, weil ich, wenn auch nur schwach, hoffte, das Nervensystem könne einigermaßen dadurch gereizt werden. Ehe ich in das Bett stieg, kniete ich nieder und betete inbrünstig, der Allmächtige möge, da alle menschlichen Bemühungen nutzlos blieben, die Unglückliche aus den schrecklichen Banden befreien, in welchen sie lag, und diesem Leben und denen, die sie mehr als das Leben liebten, zurückgeben. Der Morgen kam; er fand mich wie gewöhnlich an ihrem Bette und sie durchaus nicht verändert, weder zum Guten, noch zum Schlimmen.

Während ich neben Miß P. saß, hörte ich meinen jüngsten Knaben die Treppe herab kommen und Einlaß in das Zimmer begehren. Er war ein blondlockiges Kind von etwa drei Jahren und immer der Liebling der Miß P. gewesen. Um nichts unversucht zu lassen, winkte ich ihn herein und nahm ihn auf mein Knie. Er rief Miß P., da er glaubte, sie schlafe, strich ihre Wangen mit seinen Händchen und küßte sie. „Steh auf! Steh auf!" rief er. „Papa sagt, es ist Zeit zum Aufstehen .. Schläfst Du und hast die Augen auf?" (Ich hatte ihre Augen untersucht und die Lider schlossen sich nur allmälig.) Er sah sie einige Augenblicke unverwandt an und schien sich zu fürchten. Er wurde blaß und suchte von meinen Knien

herunterzukommen. Ich ließ ihn gehen; er lief zu seiner Mutter, die am Fuße des Bettes stand, und versteckte sich hinter ihr.

Das Frühstück verging in Furcht und Angst, da ich die beiden erwähnten Personen jede Minute ankommen zu sehen fürchtete. Ich wußte nicht, wie ich die Mutter und den Bräutigam auf das Schauspiel vorbereiten sollte, das sie erwartete und das ich ihnen noch nicht beschrieben hatte. Mit nicht geringer Bestürzung hörte ich den Briefträger klopfen, und mit unbeschreiblicher Verwunderung empfing ich aus der Hand meines Dieners einen Brief von Herrn N. — für die arme Agnes. Eine Zeit lang wußte ich nicht, was ich davon denken sollte. Hatte er den Brief nicht erhalten, den ich ihm geschickt? oder schrieb er trotzdem an Miß P.? Oder war er in Oxford nicht zugegen gewesen, als mein Brief dort angekommen? Die letztere Vermuthung wurde durch den Poststempel bestätigt: Lincoln. Ich hielt es für meine Pflicht, den Brief zu erbrechen. Ach, er war ungemein heiter; N. zeigte Agnes an, er sei plötzlich nach Lincolnshire zur Hochzeit seines Vetters berufen worden, wo er sich sehr glücklich fühle, sowohl wegen des Glückes seines Verwandten, als auch durch den Gedanken, daß ihm ein ähnliches Glück bald bevorstehe! Aus jeder Zeile sprach die liebevollste Hoffnung; am meisten aber ergriff mich die Nachschrift.

„N. S. Am 10. Juli. Liebe Agnes, ist es

mit uns zu Ende? Sind wir beide in diesem Augenblicke auf auseinandergerissenen Stücken der Erde? Ich werde meinen Sieg über Dich durch einen Kuß besiegeln, wenn ich Dich sehe.. Bedenke, daß Du halb in Groll von mir schiedest und mich recht kalt küßtest! Aber in dieser Art endigt Dein Geschlecht einen Streit immer, wenn es unterliegt!"

Ich las diese Zeilen laut; meiner Frau traten die Thränen in die Augen.. Ich beeilte mich, einen zweiten Brief an Herrn N. zu schicken und zwar nach Lincoln, da er in dem Briefe an Miß P. geschrieben hatte, sie möge ihren Brief dorthin adressiren. Ohne den Zustand der Miß P. genau zu bezeichnen, deutete ich ihm doch an, daß er eilen müsse und daß es selbst dann noch zweifelhaft sei, ob er sie am Leben finden werde. Ich fand jetzt kaum den Muth in mir, in das Zimmer des unglücklichen Mädchens hinaufzugehen. Mein Herz klopfte heftig, als ich an der Thüre stand, und als ich eintrat, vermochte ich kaum die Thränen zurückzuhalten.. „Arme Agnes!" Weiter konnte ich nichts sagen.

Ich war im höchsten Grade empört, als ich in einer Zeitung einen Artikel fand, der, wenn auch ungenau, die Krankheit der Miß P. berichtete. Wer konnte so gefühllos gewesen sein, das arme Mädchen zu einem Gegenstande der öffentlichen Neugierde zu machen? Ich habe es nie ermitteln

können, von wem die Anzeige ausgegangen war, obgleich ich es an Bemühungen nicht fehlen ließ.

Eine meiner Kranken, die ich an diesem Tage zu besuchen hatte, war eine Nichte des ehrwürdigen und gelehrten Pfarrers von .., in dessen Hause sie sich aufhielt. Er befand sich in dem Zimmer, als ich eintrat, und um ihm mein trauriges Aussehen zu erklären, erzählte ich ihm den Unfall ausführlich. Er hörte mich an, bis ihm die Thränen über die Wangen rannen.

„Aber Sie haben die Wirkung der Musik noch nicht versucht, die sie so liebt, wie Sie sagen! Wollen Sie keinen Versuch machen?" Ich antwortete, daß dies allerdings unsere Absicht sei und wir hätten die Musik nur wegen unserer Bestürzung nicht sogleich nach dem Galvanismus versucht.

„Nun, Doctor, entschuldigen Sie einen alten Geistlichen," sagte der würdige, fromme Mann, indem er seine Hand auf meinen Arm legte; „lassen Sie sich sagen, daß der Versuch, unter dem Segen Gottes, vielleicht während einer kirchlichen Handlung noch wirksamer wäre. Was meinen Sie dazu?"

Ich schwieg.

„Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, wenn ich heute Abend zu Ihnen komme und das Kirchengebet lese, das unsere Kirche bei dem Krankenbesuche vorschreibt? Es wird nicht schwer sein, die feierlichste Musik damit zu verbinden, sie vorherge-

hen oder nachfolgen zu lassen." Ich zögerte noch immer, ohne selbst zu wissen warum. „Sie wissen, ich bin kein Enthusiast, Doctor; man hält mich nicht für einen Fanatiker. Wenn der Mensch vergebens Alles gethan hat, was in seinen Kräften steht, so sollte er nicht zögern, sich an Gott zu wenden." Die Worte des guten, alten Mannes drangen in meine Seele und gossen hinein die erquickende Hoffnung, daß der Segen der Vorsehung das Mittel, das er vorschlug, begleiten würde. Ich willigte demnach mit Freuden in den Vorschlag des Geistlichen und wir kamen überein, daß er zwischen sieben und acht Uhr Abends in meinem Hause sein sollte. Ich habe schon bemerkt, daß ich eine kleine Orgel besaß, auf welcher Miß P. immer mit besonderem Wohlgefallen gespielt hatte. Sie saß oft Stunden lang daran. Jetzt hoffte ich denn, die Töne ihres Lieblings-Instrumentes möchten, mit dem Segen des Himmels, eine schlummernde, entsprechende Saite in ihrem Busen wecken und den grausamen Zauber bannen helfen, der auf ihr lastete. In dem Zustande, in welchem sie sich befand, konnte sie unmöglich lange bleiben. Alles, was die Arzneikunst vermochte, war versucht worden, vergebens versucht worden und wenn das für den Abend Verabredete, unsere letzte Hoffnung, fehlschlug, mußten wir uns, wenn auch mit blutendem Herzen, in den Willen der Vorsehung fügen und sie dem Grabe überlassen.

Als ich spät am Nachmittage nach Hause kam, war Mrs. P. meiner Aufforderung zufolge erschienen, und das Wiedersehen, wenn ich es so nennen darf, war, der Beschreibung zufolge, herzzerreißend gewesen. Ihr lautes Wehklagen brachte das ganze Haus in Aufruhr und erregte selbst die Aufmerksamkeit der Nachbarn. Ich hatte angeordnet, daß, wenn sie während meiner Abwesenheit ankomme, man sie sofort, ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel, in das Zimmer der Miß P. führe, weil ich hoffte, ihr plötzliches Erscheinen und die Heftigkeit ihres Schmerzes könnten als heilsame Erschütterung dienen, welche die schlummernde Lebenskraft ihrer Tochter weckten. „Mein Kind! Mein Kind!" rief sie aus, indem sie mit rücksichtsloser Eile an das Bett stürzte und die empfindungslose Gestalt ihrer Tochter in die Arme schloß, bis sie ohnmächtig neben meiner Frau niedersank. Welch entsetzlicher Contrast zwischen den wahnsinnigen Geberden und leidenschaftlichen Klagen der Mutter und der kalten Ruhe und Bewegungslosigkeit der Tochter! Ein kleiner, aber ergreifender Vorfall trug sich noch in meiner Anwesenheit zu. Mrs. P. (welche die eigentliche Beschaffenheit des Leidens ihrer Tochter noch nicht kannte) hatte die Hand derselben hastig an ihre Lippen gerissen, sie wiederholt geküßt und sie dann plötzlich losgelassen, um ihre eigene Hand auf ihren Kopf zu drücken. Miß P.'s Arm erhielt sich einige Augenblicke wie gewöhnlich gleichsam

schwebend und sank dann erst allmälig auf das Bett nieder. Es sah aus, als wenn sie die Hand absichtlich in dieser Stellung erhalte. Ich sehe in diesem Augenblick noch das entsetzliche Staunen, womit die arme Mutter den ausgestreckten Arm betrachtete und von dem Bette zurückwich, als wenn sie glaube oder erwarte, ihre Tochter würde irgend etwas Entsetzliches thun. Später erfuhr ich von ihr, ihre Mutter, die Großmutter der Agnes, solle zweimal an derselben Krankheit, wenn auch aus anderer Ursache, gelitten haben, so daß etwas Erbliches in dem Leiden zu liegen schien, wenn auch Mrs. P. selbst nie davon befallen worden war.

Je näher der denkwürdige Abend kam, um so höher stieg die Angst aller derer, welche wußten, was geschehen sollte. Mrs. P. ging, wie sich von selbst versteht, mit Dank und Eifer in den Vorschlag ein. Gegen halb acht Uhr kam mein Freund Dr. D. seinem Versprechen gemäß und bald folgte ihm der Organist der benachbarten Kirche, ein alter Bekannter, der häufig in meinem Hause war, um Unterricht im Orgelspiele zu ertheilen. Ich ersuchte ihn, Martin Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott" zu spielen, sobald Agnes, welche diesen Choral besonders liebte, in das Zimmer gebracht werden könnte. Gegen acht Uhr fuhr der Wagen des Pfarrers vor und ich empfing den würdigen Mann an der Thüre.

„Friede sei mit diesem Hause und mit Allen,

die darin wohnen!" sprach er im Eintreten. Ich führte ihn die Treppe hinauf und er nahm, ohne ein Wort zu sprechen, den Platz, den wir ihm bereit gehalten hatten, an einem Tische ein, auf welchem eine Bibel und ein Gebetbuch lagen. Nach einer kurzen Pause verlangte er, daß die Kranke in das Zimmer gebracht werde. Ich ging hinauf, wo meine Frau mit der Wärterin Miß P. angekleidet hatte. Sie kam mir blässer vor als gewöhnlich und ihre Wangen sahen eingefallener aus. Mit einem Seufzer nahm ich die leichte Bürde auf meinen Arm; es wurde ein Shawl um sie geschlungen und so trug ich sie die Treppe hinunter, wo ich sie in einer liegenden Stellung in einen alten Sessel legte, der zwischen der Orgel und dem Tische des Geistlichen stand. Meine Frau und die Wärterin führten die arme Mrs. P. Das reiche, schöne Haar der Kranken war unter dem Häubchen zusammengenommen, dessen Weiße von der der Wangen kaum abstach. Ihre Augen waren geschlossen und so sah sie bei ihrer völligen Unbeweglichkeit weit eher wie eine Leiche denn wie eine Lebende aus. Sobald Doctor D. und ich ebenfalls Platz genommen hatten und zwar zu beiden Seiten der armen Kranken, begannen die feierlichen Orgeltöne. Niemals hat Musik und namentlich der herrliche Choral Luthers einen gewaltigern Eindruck auf mich gemacht als in diesem Augenblicke. Meine Augen waren mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf Miß P. gerichtet.

Ein Tact nach dem andern verklang, brachte aber eben so wenig einen Eindruck auf die Leidende hervor als die Orgeltöne in der Kirche auf die Statuen umher. Mein Muth sank. Wenn auch dieser letzte Versuch fehlschlagen sollte! Als die Musik schwieg, knieten wir Alle nieder und der Geistliche fing an mit feierlicher Stimme geeignete Stellen aus dem Gebete zu lesen. Als er den 71. Psalm zu Ende gebracht hatte, trat er an den Stuhl der Miß P., sank auf ein Knie nieder, ergriff ihre rechte Hand und las mit etwas zitternder Stimme folgende Verse aus dem 8. Kapitel des Evangelium Lucas:

„Während er also sprach, kam Jemand und sagte zu ihm: deine Tochter ist todt; störe den Meister nicht.

„Als es aber Jesus hörte, antwortete er ihm und sprach: fürchte nichts, sondern glaube und sie wird genesen.

„Und als er in das Haus kam, ließ er Niemanden hineingehen außer Petrus, Jacobus und Johannes, und den Vater und die Mutter des Mädchens. Alle weineten und beklagten sie, er aber sagte: weinet nicht, sie ist nicht todt, sondern schläft.

„Und er hieß sie Alle hinaus gehen, nahm sie an der Hand und sprach: Mädchen, stehe auf! Und ihr Geist kam wieder und sie stand auf."

Während er die letzteren Worte las, kam mir

es vor, als bewegten sich ihre Augenlider; ich zitterte an allen Gliedern; — leider war es eine Täuschung.

Der Geistliche wollte, tief ergriffen, weiter lesen, als man ein so gewaltiges Klopfen an der Thüre hörte, daß man glauben mußte, man versuche, sie einzuschlagen. Jeder sprang von den Knien auf, wie von einem elektrischen Schlage getroffen; Alle bewegten sich, außer der unglücklichen Agnes, und standen in banger Erwartung da. Das Klopfen dauerte ohne Unterbrechung fort. Ich ahnete wohl, wer so ungestüm klopfe.

„Geh, .. geh, sieh .. ob ..,“ stammelte meine Frau, todtenbleich, indem sie die Mutter unserer Kranken zu halten suchte. Bevor Jemand von dem Platze sich gerührt hatte, auf dem er stand, wurde die Thüre aufgerissen und hereinstürzte Herr N. mit wahnsinnigen Geberden, vom Kopf bis zu Fuß mit Staub bedeckt. Wir starrten ihn an, als hätte sein Erscheinen uns versteinert.

„Agnes! Meine Agnes!“ rief er aus, als wenn er keinen Athem zu schöpfen vermöchte. — „Agnes!“ ächzte er dann noch einmal, während ein Lächeln auf seinem Gesichte erschien, das etwas von Wahnsinn zu haben schien.

„Herr N., was beginnen Sie? Um Gottes willen beruhigen Sie sich! Lassen Sie sich für einen Augenblick in ein anderes Zimmer führen; es soll

Ihnen Alles erklärt werden," sagte ich, indem ich zu ihm trat und ihn stark am Arme faßte.

„Agnes!" fuhr er fort, in einem Tone, der uns Alle zittern machte.. Dann schritt er nach dem Stuhle hin, auf welchem Miß P. lag. Ich versuchte, ihn zurückzuhalten, aber er stieß mich bei Seite. Der ehrwürdige Geistliche versuchte ebenfalls, ihm abzureden, aber ohne bessern Erfolg.

„Agnes!" wiederholte er in heiserem Flüstern; „warum antworten Sie mir nicht? Was thut man Ihnen?" Er trat ganz nahe an den Stuhl, auf dem sie ruhig und unbeweglich lag wie eine Leiche. Wir standen da und beobachteten in entsetzlicher Angst und Ungewißheit seine Bewegungen. Er ließ den Hut fallen, den er krampfhaft gefaßt hatte, und ehe Jemand ihn verhindern, ja nur ahnen konnte, was er thun wollte, riß er Miß P. von dem Stuhle auf und drückte sie heftig in seine Arme, während er wahnsinnig laut auflachte. Wir stürzten hinzu, um sie aus seinen Armen zu befreien. Er ließ sie allmälig los, murmelte dann: „Musik! Musik! einen Tanz!" und fiel fast in demselben Augenblicke, als wir Miß P. aus seinen Armen nahmen, bewußtlos in die Arme des Organisten. Mrs. P. war ebenfalls ohnmächtig geworden; meine Frau schien von einem hysterischen Anfalle bedroht zu werden und die Wärterin weinte laut. Einen solchen Auftritt habe ich selten gesehen. Ich trug das arme bewußtlose Mädchen wieder die Treppe hinauf, legte

sie in ihr Bett, verschloß und verriegelte die Thüre hinter mir und erwartete kaum, sie noch lebendig zu finden; ihr Puls war indeß ruhig, wie er in der ganzen Zeit über gewesen war.

Ich fühle, daß ich diese peinlichen Scenen nicht verlängern darf, und werde deshalb dem Schlusse zueilen. Der erste Brief, den ich nach Oxford an Herrn N. geschrieben hatte, war auf der Adresse mit „besonders eilig," bezeichnet, weshalb er durch einen expressen Boten Herr N. nachgeschickt wurde. Mit welcher Bestürzung er ihn las, kann man sich denken. Er brach sogleich in einem Wagen auf, da ihn derselbe aber nicht schnell genug vorwärts brachte, nahm er ein Pferd und ritt, daß beinahe Roß und Reiter stürzten. Daher sein plötzliches Erscheinen an meiner Thüre und sein wahnsinnartiges Benehmen. Nachdem Miß P. wieder in ihr Bett gebracht war, hielten wir es für unpassend, Herrn N. in unserem Hause zu lassen, da zu fürchten war, der Wahnsinn möchte völlig in ihm ausbrechen. Man brachte ihn deshalb in ein Haus in der Nähe .. Doctor D. begleitete ihn und ließ ihm sehr stark zur Ader. Ich bezweifle es nicht, daß Herr N. dieser Maßregel sein Leben verdankte. Er wurde zu Bett gebracht und passend behandelt.

Der nächste Abend sah Doctor D., den Geistlichen und mich wiederum an dem Bette der armen

Agnes. Wir waren Alle muth- und hoffnungslos. Der Geistliche hatte inbrünstig gebetet.

„Nun, Freund," sagte er zu mir, „sie ist in Gottes Hand. Was die Menschen thun können, ist geschehen; wir wollen uns in den Willen der Vorsehung fügen."

„Ich fürchte, daß sie nur durch ein Wunder gerettet werden kann," entgegnete D.

„Wie lange glauben Sie, daß, menschlicher Berechnung nach, ihr Körper diesen Zustand noch ertragen kann, um wieder genesen zu können?" fragte der Geistliche.

„Das weiß ich nicht," entgegnete ich mit einem Seufzer. „Sie muß unterliegen und bald. Sie hat, seit sie von der schrecklichen Krankheit befallen wurde, nicht so viel Nahrung erhalten, als ein Kind einmal sättigen kann."

„Ich fürchte, sie wird plötzlich sterben," sagte Doctor D.; „möglicherweise in den nächsten zwölf Stunden; denn ich begreife nicht, wie ihr Körper von dieser schrecklichen Lähmung sich erholen oder auch dieselbe länger ertragen soll."

„Ich fürchte das leider auch."

„Ich habe von einigen schrecklichen Beispielen zu früher Beerdigung in solchen Fällen gehört," sagte der Geistliche, „und hoffentlich werden Sie ihre sterblichen Ueberreste der Erde nicht eher übergeben, bis es außer Zweifel ist, daß sie wirklich starb."

Ich antwortete nicht, — denn der Gedanke an ein solches Ereigniß erschütterte mich.

„Wissen Sie," sagte Doctor D., „ich habe in der letztern Zeit an die grauenhafte Möglichkeit gedacht, daß trotz der Stockung und Lähmung ihrer Körperkräfte ihr Geist gesund sein kann, so daß sie vielleicht Alles weiß, was um sie hier vorgeht."

„Wenn sie," stammelte der Geistliche erbleichend, „Alles gehört hätte, was gesprochen worden ist!"

„Ja," entgegnete Dr. D., indem er unwillkührlich leiser sprach, „ich kenne einen Fall — ein Freund hat ihn eben veröffentlicht, — wo eine Frau .." In diesem Augenblicke wurde leise an die Thüre geklopft und ich ging an dieselbe, um zu fragen, was man wolle. Als ich die Thüre wieder zumachte, hörte ich Doctor D. erschrocken ausrufen: „Großer Gott!" und als ich mich umdrehete, sah ich den Geistlichen todtenbleich von dem Bette zurücktreten und wie ohnmächtig auf einen Stuhl sinken. Wie soll ich beschreiben, was ich sah, als ich an das Bett trat!

Im Augenblicke vorher, als ich nach der Thüre zu ging, hatte Miß P. in ihrer gewöhnlichen Lage mit geschlossenen Augen da gelegen. Jetzt standen sie weit offen und stierten mit einem Ausdrucke, den keine Sprache zu beschreiben vermag, empor. Aus ihrem Munde und ihrer Nase quoll Blut.

Ich und Doctor D. schienen die Bewegungs-

fähigkeit verloren zu haben.. Der Zauber war gebrochen, die Fessel gelöset! Ich beschwor Doctor D., sich zu sammeln, und führte den Geistlichen aus dem Zimmer. Die Wärterin stand zitternd neben mir, holte dann schnell warmes Wasser, Schwämme, Tücher ꝛc., womit sie das Blut abwischte. Der erste Ton, den Miß P. von sich gab, war ein tiefer, langgedehnter Seufzer, der ihren Busen von einem schweren Drucke zu befreien schien. Dann schlossen sich ihre Augen allmälig wieder, sie legte den Kopf auf die Seite und erhob gleichzeitig die rechte, zitternde Hand nach dem Gesichte. Sie seufzte wiederum und öffnete von Neuem die Augen, deren Ausdruck zu meiner Freude jetzt natürlicher war als vorher. Sie sah sich einen Augenblick um, als mustere sie die Bettvorhänge, und ihre Augen schlossen sich wiederum. Ich ließ Branntwein und Wasser holen und gab ihr etwas davon ein. Sie schluckte es mit Anstrengung hinter. Dann ließ ich warmes Wasser zu einem Fußbade bereit machen und unterdeß saß ich bei ihr und beobachtete jede Bewegung ihrer Züge. „Wie befinden Sie sich, Agnes?“ fragte ich leise. Sie wendete sich matt zu mir, öffnete die Augen, schüttelte schwach den Kopf, aber antwortete nicht.

„Fühlen Sie irgendwo Schmerz?“ fragte ich. Ein schwaches Lächeln spielte um ihren Mund, aber sie sprach keine Sylbe. Sie bedurfte offenbar der Ruhe und ich nahm mir vor, die wiedererwachte

Kraft nicht zu prüfen; ich verordnete deshalb eine beruhigende Medizin und überließ sie der Wärterin, nachdem ich versprochen hatte, bald wieder zu kommen und zu sehen, wie es ihr gehe. Der Geistliche hatte das Haus verlassen. Nachdem er etwas Wein mit Wasser genossen, hatte er sich so weit gestärkt gefühlt, um mit Doctor D.'s Hilfe in seinen Wagen steigen zu können.

Da es spät wurde, schickte ich meine Frau zu Bett, bestellte Kaffee in mein Zimmer und blieb da bis ein Uhr sitzen. Dann begab ich mich wieder in das Zimmer der Kranken, die mein Eintreten aus dem Schlafe aufschreckte. Sobald ich mich an dem Bette niedergesetzt hatte, schlug sie die Augen auf und ich erkannte mit unaussprechlicher Freude, daß der Ausdruck derselben immer ruhiger und natürlicher wurde. Nachdem sie mich einige Minuten unverwandt angeblickt hatte, schien sie mich plötzlich zu erkennen. „Doctor ...!" flüsterte sie ganz leise und ein Lächeln zog über ihr Gesicht. Ich ergriff ihre Hand.

„Wie seltsam!" flüsterte sie wiederum, so schwach wie vorher. Ihre Lippen zitterten dabei, als wenn sie weiter sprechen wolle, und die Thränen traten ihr in die Augen. Ich bat sie, nicht zu sprechen, bis sie es thun könne, ohne sich zu ermatten, und damit sie nicht in Versuchung geführt werde, bot ich ihr gute Nacht; der Wärterin aber trug ich auf, sogleich zu mir zu kommen, wenn irgend eine Ver-

änderung einträte. Ich konnte nicht schlafen. Es war mir, als sei eine drückende Last von meiner Seele genommen, und ich weckte meine Frau, damit sie meine Freude theile.

Ich wurde in der Nacht nicht gerufen, und als ich am andern Morgen um neun Uhr in das Zimmer trat, erfuhr ich, daß die Kranke in der Nacht etwas Arrowroot genossen und ruhig, mit wenigen Unterbrechungen, geschlafen habe. Sie hatte häufig geseufzt und ein paar Mal eine kurze Zeit mit der Wärterin vom Himmel gesprochen. Ich fand sie viel stärker, als ich es erwartete. Sie fragte in einem Tone, dessen Hastigkeit mich überraschte, wie ich mich befinde.

„Ist das Gewitter vorüber?" fragte sie mit einem Blicke nach dem Fenster.

„Ja, lange, lange," antwortete ich, und ich erkannte an ihrer Frage, daß sie nicht wußte, wie lange sie in diesem Zustande verbracht.

„Und sind Sie Alle wohl? Wie befindet sich Mrs. .." (meine Frau)?

„Sie werden sie bald sehen."

„Niemand ist also beschädigt?"

„Kein Haar auf unserem Haupte."

„Wie sehr muß ich erschrocken sein!"

„Vergessen Sie das, Agnes!"

„Die Welt ist nicht .., es ist kein .., es ist Alles, wie es vorher?" flüsterte sie, indem sie mich aufmerksam ansah.

„Sie meinen, ob die Welt nicht untergegangen sei?" Sie nickte. „Nein, nein," fuhr ich fort, „es war nur ein Gewitter."

„Und es ist ganz vorüber?"

„Längst schon. Sind Sie hungrig?" fragte ich, um ihre Gedanken abzulenken.

„Sahen Sie jemals solche Blitze?" fragte sie, ohne mir zu antworten.

„Es war allerdings entsetzlich."

„Ja, das war es, Doctor. Wissen Sie," fuhr sie mit geheimnißvoller Miene fort, „ich sah .. da .. schreckliche Gestalten in dem Blitze .."

„Kind, Sie reden irre."

„Sie schienen auf die Welt zu kommen."

Ihre Stimme zitterte und ihre Gesichtsfarbe veränderte sich.

„Agnes, wenn Sie so sprechen, muß ich mich entfernen. Ich werde meine Frau holen. Wollen Sie dieselbe sehen?"

„Sagen Sie N., er solle heute zu mir kommen; ich muß ihn sehen. Ich habe einen Auftrag an ihn." Sie sagte dies mit einer Energie, die mich überraschte, und ihr Auge funkelte, als es sich zu mir wendete. Ihre letzten Worte überraschten mich und brachten mich in Verlegenheit. War ihr Verstand erschüttert? Wie wußte sie, wie konnte sie vermuthen, daß er da war? Ich fragte die Wartefrau, ob sie Herrn N. erwähnt habe, aber sie verneinte dies bestimmt.

Ehe ich zu meinen täglichen Besuchen aufbrach, trat ich in ihr Zimmer, um Abschied zu nehmen. Als ich schon bis an die Thüre gekommen war, winkte sie mir noch einmal. Ich kehrte um.

„Ich muß N. heute Abend sehen," sagte sie so feierlich, daß ich erschrak. Dann wendete sie das Gesicht ab, als wünsche sie, daß nichts mehr darüber gesprochen werde.

Mein erster Besuch galt dem Herrn N., den ich sehr schwach fand, der sich aber so weit erholt hatte, daß er auf war. Er war ruhig und gefaßt und ich theilte ihm auf seine Frage die vollständige Geschichte der Krankheit seiner Braut mit. Die Nachricht von der günstigen Aenderung empfing er mit höchster, aber stiller Freude. Zuletzt theilte ich ihm auch ihren Wunsch mit. Er wurde blaß und zitterte heftig.

„Sagten Sie ihr, daß ich in der Stadt sei?"

„Niemand hatte Ihren Namen genannt," antwortete ich.

„Nun, Doctor, wenn Sie meinen, daß es nicht nachtheilig sei," sagte N., nachdem wir lange darüber gesprochen hatten, „so will ich hinüberkommen und sie sehen, aber die Sache ist doch sehr seltsam .."

„Welche Gedanken sie auch haben mag, ich halte es für das Beste, ihren Wunsch zu erfüllen. Ihre Weigerung könnte noch schlimmere Folgen haben, als das Wiedersehen. Sie werden jedenfalls noch von mir hören .. Ich will mich über-

zeugen, ob sie bei ihrem Verlangen bleibt, und wenn dies der Fall ist, Ihnen Nachricht bringen." Damit empfahl ich mich.

Vor dem Mittagsessen saß ich neben Miß P., legte ihr die gewöhnlichen Fragen vor und freute mich, daß ihr Zustand sich, wenn auch langsam, bessere. Ich wollte mich entfernen, als sie mit demselben feierlichen Tone, wie das erste Mal, wiederum sagte:

„Vergessen Sie nicht! N. muß heute Abend kommen."

Was konnte diese geheimnißvolle Hartnäckigkeit bedeuten?

Es war ein lauer Juliabend, der Himmel blau und weiß, außer da, wo die untergehende Sonne in Westen den Horizont färbte. Kein Lufthauch störte die heitere Stille. Ich saß mit meiner Frau an dem Bette der Kranken, die trotz ihrer Leiden schön aussah. Ihr Haar war einfach über der Stirn gescheitelt; ihre Augen glänzten und auf ihre Wangen trat von Zeit zu Zeit eine schwache Röthe. Sie sprach kaum ein Wort, während wir da saßen. Ich betrachtete sie mit Zweifel und Besorgniß. Gesundheit konnte es unmöglich sein, was die lebhafte Farbe ihres Gesichtes und den Glanz ihrer Augen hervorbrachte.

„Liebe Agnes, wie schön die Sonne untergeht!" sagte meine Frau, indem sie die Vorhänge auseinanderzog.

„Laßt sie mich sehen!" erwiederte Miß P. schwach. Sie beobachtete einige Minuten das herrliche Schauspiel und sagte dann plötzlich zu mir:

„Er wird bald hier sein!"

„Ich erwarte ihn in wenig Augenblicken. Aber, Agnes, warum wünschen Sie ihn zu sehen?"

Sie seufzte und schüttelte den Kopf.

Es war verabredet worden, daß Doctor D. Herrn N. in mein Haus begleite und ihn die Treppe heraufführe, nachdem er ihm die Nothwendigkeit vorgestellt, er müsse seine Gefühle beherrschen und so wenig Aufregung als möglich zeigen. Endlich hörte ich klopfen.

„N. kommt endlich!" sagte ich und sah dabei die Kranke an. Sie blieb ruhig und seufzte blos.

„Wird er sogleich hereintreten dürfen?" fragte ich.

„Nein, — warten Sie einige Augenblicke," antwortete das Mädchen und schien in Nachdenken zu versinken. „Jetzt!" fuhr sie dann fort und ich schickte die Wartefrau hinunter, um Doctor D. und N. sagen zu lassen, sie möchten heraufkommen.

Als ich sie langsam dem Zimmer zuschreiten hörte, sah ich erwartungsvoll meine Kranke an und fühlte nach ihrem Pulse. Er blieb vollkommen ruhig. Endlich wurde die Thüre geöffnet und Doctor D. trat mit N., den er führte, langsam herein. Sobald sein bleiches Gesicht sich zeigte, überstrahlte die Züge der Miß P. ein himmlisches Lächeln. Sie streckte ihren rechten Arm aus und

er drückte ihre Hand an seine Lippen, ohne zu sprechen.

Meine Augen wendeten sich von dem Gesichte der Miß P. nicht ab. Es täuschte mich entweder oder ich sah eine seltsame Veränderung, gleich als wenn ein Wolkenschatten über dasselbe hingleite. Es war so. Wir Alle bemerkten, daß sie plötzlich erblaßte. Ich stand auf und Doctor D. kam auch herbei, denn wir glaubten, sie würde ohnmächtig werden. Ihre Augen hingen an den Zügen ihres Geliebten. Sie erhob beide Arme nach ihm und er beugte sich über sie.

„Bereite Dich vor!" sprach sie leise. Dann erbleichte sie mehr und mehr und ihre Arme sanken nieder. Sie hatte die letzten Worte gesprochen und — ihre Seele ausgeathmet.

Nach einem Jahre folgte ihr der arme N. nach und bis zu seinem Tode schien seinen Geist kein anderer Gedanke und kein anderes Wort zu beschäftigen, als die Ermahnung, die er von den Lippen seiner Agnes gehört hatte: „Bereite Dich vor!"

Ich habe kein Geheimniß zu enthüllen, — ich erzähle nur Thatsachen, die vorgekommen sind.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

In meinem Verlage erscheinen:

Französische Classiker.

Neue, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

(à Theil 4 Neugroschen.)

Nachstehende Werke sind bereits erschienen:

Montesquieu, Geist der Gesetze. Nebst Destutt de Tracy's Kommentar und Noten von Helvetius und Voltaire. Deutsch und mit Anmerkungen von Dr. A. Ellissen. 12 Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

Voltaire's Werke in zeitgemäßer Auswahl.

1r u. 2r Theil: Kandid oder die beste Welt. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

3r u. 4r Theil: Zadig oder das Geschick. Eine morgenländische Geschichte. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von A. Ellissen. 2 Theile. 8 Ngr.

Rousseau, Bekenntnisse. Deutsch von G. Julius. 9 Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — **über den Gesellschaftsvertrag,** oder Grundzüge des Staatsrechts. Deutsch von Dr. A. Marx. 4 Ngr.

Gallois, Geschichte der spanischen Inquisition. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.

George Sand's sämmtliche Werke. Mit einer kritischen Einleitung von Arnold Ruge.

1.—4. Der Handwerker. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.
5.—6. Simon. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.
7.—15. Consuelo. Deutsch von G. Julius. 9 Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.
16.—18. Horace. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
19.—20. André. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.
21. Pauline. Deutsch von Dr. L. Meyer. 1 Theil. 4 Ngr.
22. Leone Leoni. Deutsch von Dr. L. Eichler. 1 Theil. 4 Ngr.
23.—24. Die letzte Aldini. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
25.—27. Indiana. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
28.—30. Spiridion. Deutsch v. Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.
31.—32. Der Corsar. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.
33.—40. Die Gräfin von Rudolstadt. Deutsch von Dr. L. Meyer. 8 Theile. 1 Thlr. 4 Ngr.
41.—44. Mauprat. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.
45.—48. Briefe eines Reisenden. Deutsch von Dr. L. Meyer. 4 Theile. 16 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Theil von 7—8 Bogen, in Umschlag broschirt, à 4 Ngr.

Jedes Werk, ja jeder Theil wird einzeln für 4 Ngr. verkauft.

Ich habe diese neue Ausgabe der französischen Classiker dem Publikum einfach angezeigt. Jeder Gebildete kennt die großen Namen: **Montesquieu, Voltaire, Rousseau.** Ihr Verdienst um die Menschheit ist noch nicht erschöpft; ihre Gegner sind immer noch nicht verstummt. Sie sind auch jetzt wieder laut geworden und haben mein Unternehmen bei den Gerichtshöfen des Obscurantismus angeklagt. Aber die Philosophie hat Niemand zum Feinde als die Unwissenden, sagt ein römischer Consul, und das deutsche Publikum ist ihm beigetreten und hat mit gesundem Sinne die unwissenden Gegner der französischen Classiker durchschaut.

Das Unternehmen ist begründet, und ich werde es zu Ende führen! — Ausgezeichnete Schriftsteller interessiren sich thätig dafür und sind meiner Aufforderung zur Mitwirkung gerne nachgekommen. —

Es liegen bereits verschiedene Theile verschiedener Werke vor und wir hoffen im ganzen Verlaufe unserer Arbeit das Publikum bei seiner Theilnahme zu erhalten und ihm den Beweis zu liefern, daß wir mit Ernst und Hingabe den berühmten Schriftstellern, die wir in Deutschland wieder herzustellen oder neu einzubürgern gedenken, uns widmen.

Von den neuen Classikern ist es zudem bekannt genug, wie viel schwieriger, als die altclassischen Franzosen, ihre hinreißende, lebensvolle und unsern gedrückten Verhältnissen völlig entwachsene Form zu erreichen ist. Wir erinnern an **George Sand's Schilderungen und Lamennais' Volksschriften.** Um so belehrender und anregender dürfen wir aber auch hoffen, daß gerade diese Schriften wirken werden, selbst da, wo wir die Nachsicht unserer Leser am meisten nöthig haben werden. —

Die Verlagshandlung aber darf mit Zuversicht dem Urtheile der Zukunft entgegensehen, denn das Unternehmen ist selbst ein Theil dieser Zukunft, der Annäherung nämlich zweier Nationen, die so sehr dazu geschaffen sind, sich gegenseitig zu ergänzen, zu heben und zu fördern, und deren Verhältniß, wenn auch von trüben und unwissenden Köpfen für den Augenblick zu beunruhigen, doch ernstlich und auf die Länge sicherlich nicht wieder feindselig zu gestalten ist.

Otto Wigand.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

16.—18. Horace. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.

19.—20. André. Deutsch von Dr. L. Eichler. 2 Theile. 8 Ngr.

21. Pauline. Deutsch von Dr. L. Meyer. 1 Theil. 4 Ngr.

22. Leone Leoni. Deutsch von Dr. L. Eichler. 1 Theil. 4 Ngr.

23.—24. Die letzte Aldini. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.

25.—27. Indiana. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.

28.—30. Spiridion. Deutsch von Dr. L. Meyer. 3 Theile. 12 Ngr.

31.—32. Der Corsar. Deutsch von Dr. L. Meyer. 2 Theile. 8 Ngr.

33.—36. Die Gräfin von Rudolstadt. Deutsch von Dr. L. Meyer. 1—4. Theil. 16 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Theil von 8—10 Bogen, in Umschlag broschirt, à 4 Ngr.

Jedes Werk, ja jeder Theil wird einzeln für 4 Ngr. verkauft.

Ich habe diese neue Ausgabe der französischen Classiker dem Publikum einfach angezeigt. Jeder Gebildete kennt die großen Namen: **Montesquieu, Voltaire, Rousseau.** Ihr Verdienst um die Menschheit ist noch nicht erschöpft; ihre Gegner sind immer noch nicht verstummt. Sie sind auch jetzt wieder laut geworden und haben mein Unternehmen bei den Gerichtshöfen des Obscurantismus angeklagt. Aber die Philosophie hat Niemand zum Feinde als die Unwissenden, sagt ein römischer

Consul, und das deutsche Publicum ist ihm beigetreten und hat mit gesundem Sinne die unwissenden Gegner der französischen Classiker durchschaut.

Das Unternehmen ist begründet, und ich werde es zu Ende führen! — Ausgezeichnete Schriftsteller interessiren sich thätig dafür und sind meiner Aufforderung zur Mitwirkung gerne nachgekommen. —

Es liegen bereits verschiedene Theile verschiedener Werke vor und wir hoffen im ganzen Verlaufe unserer Arbeit das Publicum bei seiner Theilnahme zu erhalten und ihm den Beweis zu liefern, daß wir mit Ernst und Hingabe den berühmten Schriftstellern, die wir in Deutschland wieder herzustellen oder neu einzubürgern gedenken, uns widmen.

Von den neuen Classikern ist es zudem bekannt genug, wie viel schwieriger, als die altclassischen Franzosen, ihre hinreißende, lebensvolle und unsern gedrückten Verhältnissen völlig entwachsene Form zu erreichen ist. Wir erinnern an **George Sand's Schilderungen** und **Lamennais' Volksschriften.** Um so belehrender und anregender dürfen wir aber auch hoffen, daß gerade diese Schriften wirken werden, selbst da, wo wir die Nachsicht unserer Leser am meisten nöthig haben werden. —

Die Verlagshandlung aber darf mit Zuversicht dem Urtheile der Zukunft entgegensehen, denn das Unternehmen ist selbst ein Theil dieser Zukunft, der Annäherung nämlich zweier Nationen, die so sehr dazu geschaffen sind, sich gegenseitig zu ergänzen, zu heben und zu fördern, und deren Verhältniß, wenn auch von trüben und unwissenden Köpfen für den Augenblick zu beunruhigen, doch ernstlich und auf die Länge sicherlich nicht wieder feindselig zu gestalten ist.

Otto Wigand.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

6174

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Warren, Samuel

Aus dem Tagebuche eines Arztes Von Samuel Warren. Deutsch von A. Diezmann

Bd.: 13/16

Leipzig (1844)

P.o.angl. 465 mk-13/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10750860-0